JOSEPH SCHUMACHER

WACHET UND BETET

GLAUBENSVERKÜNDIGUNG IM LESEJAHR C

VORWORT

Marana tha betete einst die Urgemeinde von Jerusalem. Nur einmal begegnet uns dieser Gebetsruf als solcher im Neuen Testament (1 Kor 16, 22). Der Sache nach finden wir ihn dort jedoch häufiger. Mit ihm schließt das letzte Buch der Heiligen Schrift: „ ... érchou Kýrie Jesoù“ (Apk 22, 20). Die Ankündigung des Kommens Christi gipfelt im Neuen Testament stets in der Mahnung: Wachet und betet. Wir können in dieser Mahnung eine Kurzformel des Glaubens erkennen, eine Kurzformel des Glaubens im Hinblick auf das Handeln aus dem Glauben. Sie inhaltlich zu füllen, darum bemühen sich die vorliegenden Ansprachen des Lesejahres C, die in den Jahren 2012 / 2013 in Freiburg im Breisgau in der Martinskirche gehalten worden sind. Voraus gingen ihnen die Ansprachen des Lesejahres A, die in dem Band „Wider die falsche Gnosis“ veröffentlicht wurden, und die Ansprachen des Lesejahres B, die in dem Band „Trost in der Bedrängnis“ veröffentlicht wurden.

Joseph Schumacher

Freiburg, am Christkönigsfest des Jahres 2015

INHALTSVERZEICHNIS

1. Adventssonntag	9
2. Adventssonntag	13
3. Adventssonntag	16
4. Adventssonntag	21
Hochfest der Geburt des Herrn	26
Fest des Heiligen Stephanus	31
Fest der Heiligen Familie	35
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag)	39
Hochfest der Erscheinung des Herrn	44
Fest der Taufe Jesu	49
2. Sonntag im Jahreskreis	54
3. Sonntag im Jahreskreis	59
4. Sonntag im Jahreskreis	63
5. Sonntag im Jahreskreis	68
1. Fastensonntag	72
2. Fastensonntag	78
3. Fastensonntag	82
4. Fastensonntag	88
5. Fastensonntag	93
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	96
Hochheiliges Osterfest	100
Ostermontag	105
Weißer Sonntag	109
3. Ostersonntag	114
4. Ostersonntag	118
5. Ostersonntag	122
6. Ostersonntag	127
Christi Himmelfahrt	131

7. Ostersonntag 136
Hochheiliges Pfingstfest 140
Pfingstmontag 145
Dreifaltigkeitssonntag 149
Fronleichnamsfest 155
9. Sonntag im Jahreskreis 161
10. Sonntag im Jahreskreis 166
11. Sonntag im Jahreskreis 170
12. Sonntag im Jahreskreis 174
13. Sonntag im Jahreskreis 179
14. Sonntag im Jahreskreis 183
15. Sonntag im Jahreskreis 187
16. Sonntag im Jahreskreis 191
17. Sonntag im Jahreskreis 195
18. Sonntag im Jahreskreis 200
19. Sonntag im Jahreskreis 204
20. Sonntag im Jahreskreis 208
21. Sonntag im Jahreskreis 213
22. Sonntag im Jahreskreis 219
23. Sonntag im Jahreskreis 224
24. Sonntag im Jahreskreis 229
25. Sonntag im Jahreskreis 234
26. Sonntag im Jahreskreis 239
27. Sonntag im Jahreskreis 243
28. Sonntag im Jahreskreis 248
29. Sonntag im Jahreskreis 252
30. Sonntag im Jahreskreis 257
Allerheiligenfest 262
Allerseelentag 267
31. Sonntag im Jahreskreis 270

32. Sonntag im Jahreskreis 274
33. Sonntag im Jahreskreis 279
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest) 283
Dokumentation der Predigten des Lesejahres C 2012-2013 289

1. ADVENTSSONNTAG

„WACHET UND BETET ALLEZEIT“

Wir alle leben von der Sehnsucht, von der Erwartung, von der Hoffnung, ob wir alt sind oder jung. Wir leben von der Hoffnung auf bessere Zeiten, auf Geborgenheit, Erfolg, Anerkennung, Glück, größere Zufriedenheit oder bessere Gesundheit, von der Hoffnung auf die Erfüllung unserer Wünsche. Ohne die Hoffnung würden wir an der Monotonie, an der Eintönigkeit des Alltäglichen zerbrechen. Die Hoffnungslosigkeit führt in die Verzweiflung. So erleben wir es heute nicht selten, denn nicht wenige unserer Zeitgenossen haben keine Hoffnung mehr und leben in dumpfer Verzweiflung. Zu der Hoffnung, die uns den Mut zum Leben schenkt und die unser Leben verklärt, gehört auch die Hoffnung auf ein besseres Lebens nach dem Tod. Davon ist in allen Religionen die Rede.

Heute ist allerdings an die Stelle der Hoffnung auf ein jenseitiges Paradies bei vielen die Hoffnung auf ein irdisches Paradies getreten. Charakteristisch ist diese für die trügerische Ersatzreligion des Marxismus, die heute immerhin noch mehr als die halbe Welt beherrscht und knechtet, mehr oder weniger, und sich als die Alternative zum Christentum darstellt. Teilweise beherrscht sie die Welt totalitär - man zwingt die Menschen zu ihrem Glück -, teilweise tut sie das in raffinierter Manipulation.

Immer ist die Erfüllung der innerweltlichen Hoffnung letztlich enttäuschend, und immer ist die Hoffnung, wenn sie sich auf irdische Ziele richtet, beseligender als ihre Erfüllung. Das ist deshalb so, weil unsere Hoffnung im Grunde so weit ausgreift, dass sie jede Möglichkeit der Erfüllung in dieser Welt übersteigt, weil unser Herz immer größer ist als diese unsere vergängliche und unvollkommene Welt, weil wir diese endliche Welt dank

unserer Geistnatur um ein Unendliches transzendieren, weil wir auf das Unendliche hingeordnet sind.

Die unbezwingbare Sehnsucht des Menschen, seine Erwartung und seine Hoffnung auf Gott und seine Verheißungen, davon ist immer wieder die Rede im Advent der Kirche.

Die liturgischen Texte dieser heiligen Zeit versetzen uns zurück in den geschichtlichen Advent der Jahrtausende vor Christus und seiner Ankunft in dieser Welt, in die Zeit, in der die Menschheit hinaushorchte in die Nacht der Welt, in der sie sehnsüchtig in die Zukunft hineinschaute und Ausschau hielt nach dem Retter der Welt. In besonders eindrucksvoller Weise hat der Advent der Völker einen Ausdruck gefunden im Alten Testament. Wie ein roter Faden zieht sich die Hoffnung auf den Erlöser der Menschheit, die messianische Hoffnung, durch das ganze Alte Testament hindurch. Ihre Erfüllung hat sie gefunden in der Menschwerdung des Gottessohnes, in jenem Geheimnis, das wir in wenigen Wochen dankbar feiern werden: Gott ist als Mensch in diese Welt gekommen und hat ihre Not getragen und verwandelt.

Das ist der eine Bezugspunkt des Advents, das große Ereignis der Menschwerdung Gottes. Der zweite ist das immer neue Kommen des menschgewordenen Gottessohnes in seiner Kirche, in der Gestalt seines Wortes und seiner Sakramente, wofür das erste Kommen Gottes gewissermaßen ein Gleichnis ist. Gott ist zu uns gekommen, und er kommt immer neu zu uns. Aber wie ist das mit dem vereinbar, dass die Nacht weitergeht, um uns und in uns, dass unsere Welt so unerlöst erscheint?

Groß ist die Not in der Welt, gerade auch in unserer Zeit. Moralische Zersetzung, Resignation und Übermut bestimmen sie. Unser Menschsein ist in

äußerster Gefahr, nicht zuletzt deshalb, weil allzu viele die Geschicke unserer Welt bestimmen oder mitbestimmen, die sich zwar Christen nennen, es aber nicht sind. Zerrissenheit, Zwietracht und Grausamkeit prägen das Leben vieler. Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit herrschen an nicht wenigen Orten. Viele werden irregeleitet, falsche Propheten haben das Sagen und nicht wenige werden betrogen. Betrogen wird vor allem unsere Jugend. Hybrides selbstgefälliges Geschwätz und die Verantwortungslosigkeit der Verantwortlichen steigern die Unsicherheit und verdunkeln die erfolgte Erlösung. Wer ist nicht in seinem Denken und Fühlen und in seinem Handeln abhängig von der Umwelt und der Mitwelt?

Daher muss Gott immer wieder aufs Neue in diese unsere Welt hineinkommen, in diese unsere Welt hineingeboren werden. Dafür tragen wir alle Verantwortung. Das geschieht durch die Wortverkündigung der Kirche, durch die Feier der Sakramente, vor allem durch die Feier der Eucharistie, sie ist das Zentrum katholischer Frömmigkeit. Das geschieht aber auch durch uns, durch einen jeden von uns, dieses Kommen Gottes, wenn wir uns als seine Zeugen bewähren, als Zeugen der erfolgten Erlösung. Das geschieht überall da, wo man das Evangelium lebt, wo man Gutes tut und dem Bösen widersteht, wo man „wacht und betet“.

Unter diesem Aspekt ergeht in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags an uns die Mahnung des Völkerapostels Paulus, dass wir uns um immer größere Liebe bemühen. Es gilt, dass wir es als unsere lebenslange Aufgabe erkennen, dass wir uns selbst absterben und dass wir die Hingabe üben, die Hingabe an Gott und an die Menschen, die hohe Form der Demut und der Selbstüberwindung, der Überwindung aller Selbstverliebtheit, die allzu oft unser Leben überschattet und uns den Zugang zu Gott verbaut.

Damit bereiten wir uns nicht nur in rechter Weise auf das kommende Fest vor und stellen wir uns nicht nur in den Dienst des immer neuen Kommens Gottes in diese Welt, damit bereiten wir uns und die Welt zugleich für die Vollendung der Erlösung in der Wiederkunft Christi, von der im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede ist. Wir gehen dem Tag Jesu Christi entgegen. Die Geschichte dieser unserer Welt und unseres Lebens ist begrenzt. Vor allem im Blick auf dieses Ereignis gilt die Mahnung Jesu im Johannes-Evangelium: „Wirket, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

Auf das Kommen Gottes bereiten wir uns nur in rechter Weise vor, wenn wir „wachen und beten“. Es gilt, dass wir wach werden für das Gebet und dass wir unser ganzes Sinnen und Trachten auf Gott richten, dass wir uns über den Geist der Verweltlichung erheben, die uns allenthalben umgibt, die erkennbar ist vor allem am Stolz und an der Überheblichkeit vieler in Kirche und Welt.

„Wachet und betet“, das bedeutet Entweltlichung, um es mit den Worten des Heiligen Vaters zu sagen, die bis zur Stunde auf so viele taube Ohren stoßen. Was hier gemeint ist, das ist die „Metanoia“, das Umdenken. So sagt es Christus am Beginn seines öffentlichen Wirkens (Mk 1, 15). Nicht zuletzt gehören dazu auch Werke der Buße.

Der Inbegriff unserer Hoffnung, unserer Sehnsucht, unserer Erwartung ist das dreifache Kommen Gottes, sein Kommen in der Menschwerdung seines Sohnes am Beginn unserer Zeitrechnung, sein immer neues Kommen in unsere Gegenwart, worin seine erste Ankunft fruchtbar wird, und sein zukünftiges Kommen am Ende aller Tage. Immer neu kommt Gott in diese unsere Welt im segensreichen Wirken der Kirche, wenn sie im Glaubensgehorsam das Wort Gottes verkündet und die Sakramente feiert, sowie in

unserem persönlichen Glaubenszeugnis, in unserem Beten und in unserem Leben gemäß dem Evangelium. Immer neu kommt Gott in diese Welt, wenn wir „wachen und beten“, wenn wir umdenken und Werke der Buße verrichten, wenn wir uns und die Kirche, soweit es an uns liegt, mit der Gnade Gottes aus den Fesseln der Verweltlichung befreien. Denken und handeln wir so, dann können wir aber auch zuversichtlich der endzeitlichen Ankunft Gottes, der Wiederkunft Christi, entgegengehen. Amen.

2. ADVENTSSONNTAG

„BEREITET DEN WEG DES HERRN“

Drei biblische Gestalten prägen den geschichtlichen Advent der Kirche und seine liturgische Feier: Jesaja, Johannes der Täufer und Maria, die Mutter Jesu, zwei Propheten und eine Prophetin. Die Letztere ist freilich mehr noch als eine Prophetin. Die drei stehen für das, was wir im Advent begehen und für die Herausforderung, die der Advent für uns bedeutet. In je verschiedener Akzentuierung verkörpern sie Erwartung und Hoffnung, Bereitung und Umkehr. Heute ist es Johannes, der vor uns hintritt, eine der ganz großen prophetischen Gestalten in der Geschichte des Heiles. Wie er die Erwartung oder die Hoffnung und die Bereitung und die Umkehr verkündet und lebt, darüber wollen wir heute Morgen ein wenig nachdenken.

Johannes war ganz durchdrungen von der messianischen Hoffnung seiner Zeit. Der Inhalt dieser Hoffnung war die Königsherrschaft Gottes, die aufgerichtet werden und hervortreten sollte, wie es einmütig die alten Propheten verkündet hatten. Nun war es in Israel so, dass das Volk immer wieder seinen Gott vergaß - davon gibt das Alte Testament Kunde -, dass es sich immer wieder den weltlichen Geschäften zuwandte und seinen irdischen

Bedürfnissen lebte. Gleichzeitig wuchs die Hoffnung auf den Messias in diesem Volk. Vor allem waren es die Propheten, die diese Hoffnung lebendig erhielten. Darin wandte man sich dem Ewigen zu, dem Unvergänglichen, darin orientierte man sich an Gott und an seiner Hinwendung zur Welt und zum Menschen.

Bei Johannes stand die messianische Erwartung so sehr im Vordergrund, dass viele meinten, er selber sei der Messias. Er sprach nicht nur von der Erwartung, er lebte sie auch. In seiner Größe erinnerte er an den Propheten Elia, den man im Alten Testament mit Mose auf eine Stufe gestellt hatte. Das irdische Leben bedeutete dem Täufer im Grunde nichts. Er ging ganz auf in seiner Berufung - von solchen Propheten können wir heute nur noch träumen, es gibt sie noch, Gott sei es gedankt, aber nur noch selten. Einsamkeit und Askese waren das Lebenselement des Täufers, Kerker und Hinrichtung bestimmten sein Ende. Von der Welt erwartete er nichts, von Gott hingegen alles. Daraus ergibt sich für uns eine erste Frage, nämlich die: Worauf warten wir? Oder: Was erwarten wir in dieser Welt und in unserem Leben? Setzen wir unsere Hoffnung auf die Welt oder auf Gott, auf das Geschöpf oder auf den Schöpfer?

Schon die Frage muss uns zum demütigen Bekenntnis werden. Denn das Sichtbare überzeugt uns mehr als das Unsichtbare. Das Irdische spricht uns mehr an als das Ewige. Immer sind wir in der Versuchung, das Vorläufige zum Endgültigen zu machen, auf Menschen und auf diese Welt mehr zu hoffen als auf Gott. Allzu viele bleiben bei dem Irdischen stehen, und auch wir, ein jeder von uns, auch wir erliegen dieser Versuchung immer wieder. Jene andere Welt, die der tragende Grund dieser Welt ist, und Gott und seine Offenbarung, wie sie in der Kirche verkündet werden, sind zum Problem Nummer 1 geworden für allzu viele. Daher lautet heute vielfach die Devise: Lasst uns essen und trinken und lasst es uns gut sein. Darum geht es all-

zu vielen lediglich um die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse und erwarten sie das Glück allein davon, auch wenn sie es nicht wahr haben wollen. Oberflächlich leben sie in den Tag hinein und sind weit entfernt davon, ein wirklich menschliches Leben zu führen.

Darum wird die Kirche heute von den einen missbraucht, in Dienst genommen für die persönlichen Wünsche, von den anderen in übelster Weise verleumdet und verächtlich gemacht. Letzteres deswegen, weil man sich der Gewissensbedenken entledigen will, die sich der dezidierten Option für das Vergängliche entgegenstellen.

Der Täufer verkündet und lebt die Hoffnung, die totale Ausrichtung seines Lebens auf Gott. Gleichzeitig lebt und verkündet er die Bereitung auf die Ankunft Gottes, die Umkehr, die Abkehr von der Sünde, die nicht ohne Askese, ohne Buße zu haben ist, nicht ohne Verzicht, Opfer und Selbstüberwindung. Die Buße ist ein wesentliches Element nicht nur der Verkündigung des Johannes, auch Jesus beginnt seine Predigt und sein öffentliches Wirken mit der Aufforderung zur Buße (Mk 1, 15), und er lebt sie, wenn auch in anderer Weise als der Täufer.

Unser Evangelium findet eindrucksvolle Bilder für die Buße, wie sie hier gemeint ist. Sie bedeutet: Abkehr von der Sünde, nicht unbedingt emotional, vor allem und in erster Linie intellektuell, erkenntnismäßig. Das setzt voraus, dass man weiß, was die Sünde ist: Beleidigung Gottes, Verletzung seiner Ordnung.

Das Sündenbewusstsein ist die Voraussetzung für die Abkehr von der Sünde. Es fehlt uns allzu oft, obwohl wir das Unheil der Sünde tagtäglich erfahren. Weil die Sünde uns im Alltag begleitet, deshalb müssen wir uns

tagtäglich von ihr abwenden, tagtäglich in der Gesinnung der Buße leben und uns immerfort bekehren.

Ohne Bekehrung und Buße gibt es keine Barmherzigkeit. Die billige Gnade geistert heute durch die Köpfe allzu vieler, und häufig begegnet sie uns gar in der amtlichen Verkündigung der Kirche. Das ist jedoch eine Verkennung der Wirklichkeit, die folgenreich ist, andererseits aber auch symptomatisch für unsere Oberflächlichkeit.

Zur Buße gehört als integraler Bestandteil das Bußsakrament, das Gott uns in seiner abgrundtiefen Liebe geschenkt hat, das heute so wenig Wertschätzung erfährt, nicht nur bei den Gläubigen, auch bei den Priestern. Zur Buße gehört, dass wir von Zeit zu Zeit in gründlicher, in sakramentaler Weise Buße tun, dass wir „in überschaubaren Abständen“, wie es offiziell heißt, das Sakrament der Buße empfangen, soweit das möglich ist.

Johannes der Täufer ist kein moderner Prediger. Gerade deswegen sollte sein Bild nicht nur in der Adventszeit vor unserem geistigen Auge stehen. Es ist gut, dass wir es uns immer wieder sagen, dass hinsichtlich unserer Vorbereitung auf die dreifache Ankunft Gottes im Grunde alles auf dem Spiel steht. Nichts ist bedeutsamer für uns als die konsequente Ausrichtung unseres Lebens auf Gott und auf die Ewigkeit. Amen.

3. ADVENTSSONNTAG

„FREUT EUCH IM HERRN ALLEZEIT … EURE GÜTE WERDE ALLEN MENSCHEN KUND ...
UM NICHTS MACHT EUCH SORGEN, SONDERN BRINGT IMMERFORT … EURE ANLIEGEN MIT DANKSAGUNG VOR GOTT“

Der heutige Sonntag trägt von alters her den Namen „Gaudete“. Daher das rosafarbene Messgewand anstelle des violetten. „Gaudete“, das ist ein Imperativ, eine Aufforderung zur Freude. Sie gilt für die augenblickliche Situation, in der wir uns befinden, das heißt: im Blick auf das Fest der Geburt Christi. Darüber hinaus gilt sie für das Leben des Christen überhaupt, immer, alle Tage, soll es von der Freude geprägt sein. Der Grund dieser Freude ist Christus, der Erlöser der Welt, sofern er nahe ist und sofern er der Kommende ist. Er kommt am Festtag seiner Menschwerdung, wenn wir uns recht darauf vorbereiten, er kommt immer neu in unser Leben, wenn wir ihn einlassen, und er kommt am Ende aller Tage. Am Ende aller Tage kommt er, ob wir uns vorbereiten auf ihn oder nicht, ob wir ihn einlassen oder nicht. Das meinen wir, wenn wir seine Ankunft in Macht und Herrlichkeit bekennen. Haben wir keinen Grund, uns über die Nähe Christi und sein Kommen zu freuen, so handeln wir klug, wenn wir heute und morgen die Voraussetzungen dafür schaffen.

Christus war von einer tiefen Freude bestimmt in seinem Erdenleben, Heiterkeit und Gelassenheit prägten sein Auftreten und sein Wirken. Zwar berichten die Evangelien nicht direkt davon. Sie erwähnen die Tränen, die er geweint hat, zweimal (Lk 19, 41; Joh 11, 35), nirgendwo ist in ihnen jedoch die Rede davon, dass er gelacht oder auch nur gelächelt hätte. Allein, das Selbstverständliche braucht nicht eigens erwähnt zu werden, zudem ist es hier geradezu zwischen den Zeilen zu lesen.

Christus bezeichnet seine Botschaft, das Evangelium, das er verkündet, als eine Botschaft der Freude. Und seine Geburt wird als die Freude schlechthin angekündigt. Schon daraus folgt, dass tiefe Freude von ihm ausgegangen ist, dass er gelassene Fröhlichkeit ausgestrahlt hat. Dafür spricht auch die Tatsache, dass sich die Menschen in so großer Zahl zu ihm hindrängten und dass sich in seiner Nähe selbst die Kinder geborgen fühlten, die im

Allgemeinen ein noch feineres Gespür haben für das Echte und sich instinktiv von finsteren Menschen abwenden.

Nach allem, was wir über Jesus wissen, müssen Heiterkeit und Gelassenheit ihn in allen Lebenslagen geprägt haben, trotz all der Anfeindungen, die sein Schicksal waren. Tatsächlich wurde die Zuneigung, die man ihm zunächst entgegenbrachte, bald durch Feindseligkeit verdrängt, durch die Feindseligkeit Einzelner, die aber immer mehr die Massen auf ihre Seite zogen. Dadurch konnte seine fröhliche Gelassenheit jedoch nicht angefochten werden, selbst nicht in seinem Leiden und in seinem Sterben. Sie war in den tiefsten Schichten seiner Seele verankert. Ihr letztes Fundament war sein Einssein mit dem Vater im Himmel. Die Freude, die hier gemeint ist, ist etwas anderes als Ausgelassenheit, und sie steht nicht im Gegensatz zu Mühsal und Opfer.

Paulus, der gänzlich in der Nachfolge Christi lebte, hat sich auch in der Gefangenschaft - wiederholt wurde er seiner Freiheit beraubt - die Freude nicht rauben lassen. Die Aufforderung an die Philipper, in der Freude zu leben, die in der (zweiten) Lesung heute gleich zweimal ergeht, hat er niedergeschrieben in den schwierigen Verhältnissen seiner römischen Gefangenschaft, als ein Prozess gegen ihn lief, dessen Ausgang sein Tod sein konnte und möglicherweise auch gewesen ist. Der Grund seiner Freude ist hier die Tatsache der Nähe Christi, die liebende Verbundenheit mit dem, der immer wieder in unser Leben kommt. Die Haltung des Apostels ist auch unter diesem Aspekt beispielhaft für uns. Der Aufruf zur Freude begegnet uns bei Paulus nicht nur zweimal im Philipperbrief, auch sonst begegnet er uns immer wieder bei ihm.

Christus ist als unsere Freude in die Geschichte des christlichen Glaubens eingegangen - in besonderer Weise hat dieses Glaubensgeheimnis der hei-

lige Franz von Assisi († 1226) gelebt -, konsequenterweise gilt Maria seit eh und je als die Ursache unserer Freude. Als solche rufen wir sie an in der Lauretanischen Litanei. „Er ist es, der unser Leben hell und froh macht“, erklärt Papst Benedikt XVI. am 15. Januar 2012 in seiner kurzen Ansprache zum Angelus (Internet; vatican.va).

Die Gestalt der Freude, wie sie uns in Christus und in seinem Apostel offenbar geworden ist, ist die Güte, die wir allen Menschen entgegenbringen, die Sorglosigkeit im Hinblick auf das eigene Ich und die Dankbarkeit gegenüber Gott. So drückt es der Apostel aus.

Was mit der Güte gemeint ist, führt das Evangelium des heutigen Sonntags näher aus: Gerechtigkeit üben und teilen, sich nicht unrechtes Gut aneignen, nicht gewalttätig sein, niemanden quälen, zufrieden sein mit dem, was einem zugefallen ist. Sorglosigkeit meint Gelassenheit, Ruhe und Sicherheit, sie meint sich lassen, sich loslassen, sich in die starken Vaterarme Gottes fallen lassen, sie meint innere Ruhe und unbändiges Vertrauen. Die Danksagung meint das Bewusstsein, mit unsagbaren Reichtümern von Gott beschenkt zu sein. Gerade aus der Tugend der Dankbarkeit geht immer wieder die Freude hervor. Diese Tugend können wir gar nicht genug üben. Nicht zuletzt ist sie auch ein bedeutendes Motiv in den alltäglichen Versuchungen, dass wir Gott unsere Treue nicht aufkündigen. Unsere Dankbarkeit gegenüber Gott findet ihren Ausdruck vor allem in der Sprache des Gebetes. Schon der menschliche Anstand gebietet sie uns.

Mit der Erlösung ist die wahre, die vollkommene Freude in die Welt gekommen. Sie wird uns geschenkt durch die Erlösung, das ist der Grundtenor der Offenbarung des Alten wie auch des Neuen Testamentes.

Der innerste Kern der Freude ist der Friede mit Gott, der uns zuteil wird, wenn wir uns von der Sünde abwenden, wenn wir Buße tun, wenn wir uns mit Gott versöhnen. Wenn wir ein gutes Gewissen haben, dann dürfen wir uns von der Liebe Gottes umfangen wissen, wie Kinder, die gute Eltern haben und von ihnen in Liebe umfangen werden. Das müssen wir uns immer wieder klar machen. Diese Freude kann keine Trübsal, keine Drangsal, können nicht Schmerz und Qual, nicht Folter, Neid und Missgunst anfechten. Liebe und Freude gehören zusammen, wie Hass und Leid. Wie der Hass stets zum Leid führt, beim Hassenden wie beim Gehassten, so führt die Liebe, die wahre Liebe, nicht die verkappte Selbstliebe, stets zur Freude.

Nun könnte jemand denken: Ich habe nun einmal eine melancholische Art, ich bin von Natur aus ernst, ich nehme alles immer schwerer als andere. Natürlich sind Charakterzüge in unser Wesen eingegraben, sie lassen sich nicht von heute auf morgen ändern. Das aber ist hier nicht gemeint, hier geht es darum, dass der innerste Kern in uns hell ist, sofern er das Licht des Glaubens reflektiert, das Licht des Glaubens und der inneren Gemeinschaft mit Christus. Dann wird auch die Peripherie langsam hell. Stets gehen aus der wahren Freude Gelassenheit, Ruhe und Sicherheit hervor.

Unsere Zeit ist arm an Freude, wenngleich sie mit Gütern reich gesegnet ist. Und das Genießen macht uns nicht froh. An der Oberfläche, ja, aber in der Tiefe nicht. Wer wollte behaupten, dass die Jugend heute wirklich glücklich sei? Sie ist es nicht trotz des Wohlstands und trotz der Emanzipation und der weithin schrankenlosen Freiheit.

In unserer freudlosen Zeit wollen viele die Freude machen oder kaufen, aber das geht nicht. Sie können Freuden machen, die Freude aber kann man nicht machen. Sie können Freuden kaufen, aber die Freude können sie nicht

kaufen. Gemachte und gekaufte Freuden sind Krampf, und sie hinterlassen schon bald einen bitteren Nachgeschmack. Die echte Freude ist demgegenüber ein Geschenk, schon im natürlichen Bereich. Ihr tiefstes Fundament erhält sie durch die übernatürliche Freude, durch Gott, durch Christus und seine Kirche. Die wahre, die vollkommene Freude wird aus dem Glauben geboren, aus dem Glauben und aus der Liebe zu Gott.

Es ist unser Auftrag als Christen, unserer Überflussgesellschaft zu zeigen, dass sie zwar Freuden produzieren, die Menschen jedoch nicht wirklich froh machen kann. Bemühen wir uns, authentisch Christen zu sein, dann bestimmt die Freude unser Leben als Heiterkeit und Gelassenheit, dann trägt sie unser Leben in allen Situationen. Das lehrt uns Christus, das lehrt uns der heilige Paulus, das lehrt uns Franz von Assisi, das lehrt uns die Mutter Jesu, die Ursache unserer Freude. Das lehren uns im Grunde alle Heiligen. Die hier gemeinte Freude lebt aus dem Wissen, dass Gott mit uns ist, auch und gerade dann, wenn eine ganze Welt sich gegen uns verbündet. Sie meint das In-Gott-geborgen-Sein. Im Hinblick auf den Nächsten offenbart sie sich als Güte, im Hinblick auf das eigene Ich als Sorglosigkeit und im Hinblick auf Gott als Dankbarkeit. Ihr Kern ist die Hoffnung auf Christus, dem wir im Glauben bereits verbunden sein dürfen, der gekommen ist, der immer neu in unser Leben kommt und der einst in Macht und Herrlichkeit wiederkommen wird. Amen.

4. ADVENTSSONNTAG

„SIEHE, VON NUN AN PREISEN MICH SELIG ALLE GESCHLECHTER“

Die Worte, mit denen Elisabeth ihre Verwandte im heutigen Evangelium begrüßt, sind ein Teil des „Gegrüßet seist du, Maria“, jenes Gebetes, das die Christenheit seit dem Mittelalter zum Lob der Gottesmutter betet, das sie bis heute unzählige Male gebetet hat, in der Regel in Fortsetzung des Vaterunsers, des Herrengebetes.

Die adventliche Begegnung der beiden Frauen markiert den Beginn des Lobpreises Mariens, ihrer Verehrung durch die erlöste Menschheit. Elisabeth preist Maria selig, und Maria singt ihr großes Danklied, in dem es heißt „siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“. So erklärt sie prophetisch im Heiligen Geist.

In der Tat gibt es keinen Menschen in der Geschichte der Menschheit, dem so viele Menschen in Liebe und Verehrung zugewandt waren und auch heute noch zugewandt sind. Und wenn man einmal von ihrem göttlichen Sohn absieht, gibt es keinen Menschen, über den so viele Bücher geschrieben worden sind wie über sie. Schaut man aber auf ihre Darstellung in der Kunst, übertrifft sie gar noch ihren göttlichen Sohn. Gemäß der Verheißung „siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“ muss der Lobpreis Mariens sich immer wieder in Worten ausdrücken, dabei bleibt er jedoch leer, wenn er nicht auch in der Nachahmung dieser großen Frau seinen Ausdruck findet.

Auch heute noch wird das Lob der Gottesmutter Maria überall auf der Erde von Millionen von Gläubigen gesungen. Noch immer gibt es unendlich viele Menschen, für die kein Tag vergeht, an dem sie nicht wenigstens ein „Ave Maria“ beten. Und ungezählt sind die, die im Aufblick zu Maria, die wir auch als die schmerzensreiche Mutter verehren, Trost finden in den Leiden der Zeit, Trost finden vor allem aber auch im Sterben. An ihrer

Hand können wir sicher die Schwelle des Todes überschreiten. Wir beten: „Bitte für uns … jetzt und in der Stunde unseres Todes“.

Viele schenken Maria großes Vertrauen und preisen sie selig. Es wächst heute aber auch die Zahl derer, auf deren Lippen das Lob der Gottesmutter verstummt, die ihr kein Vertrauen mehr schenken, die sich abwenden von ihr. In vielen Pfarreien sind Marienpredigten selten geworden, wenn es sie dort überhaupt noch gibt. Gerade hier macht sich nicht selten eine falsche Ökumene bemerkbar.

Immer häufiger hört man heute sagen, die Mutter dürfe den Sohn nicht verdrängen, obwohl jene, die so reden, im Allgemeinen auch nicht sonderlich um die Ehre des Sohnes besorgt sind. Andere schauen verächtlich auf Maria herab, weil sie angeblich ein falsches Frauenbild geprägt hat durch ihre Demut und durch ihre Dienstbereitschaft, obwohl sie gerade mit diesen Eigenschaften das Bild des neuen Menschen darstellt und nicht nur Vorbild ist für die Frau, sondern auch für den Mann.

Nicht wenige, die sich Theologen nennen, behaupten heute, die wirkliche Maria sei ganz anders gewesen, sie sei autonom, selbstbewusst, revolutionär, politisch und emanzipiert gewesen.

Dabei sagen die einen, man dürfe aus Maria keine Göttin machen, und die anderen, sie sei eine Göttin und verkörpere das weibliche Prinzip neben dem Vatergott.

Die Verwirrung ist heute grenzenlos, auch in der Kirche, vor allem dort, wo man sich innerlich von Gott und seiner Offenbarung und von der Kirche abgewandt hat. Das aber ist nicht selten der Fall.

Der Lobpreis Mariens ist der Lobpreis Gottes. Die Größe der Gottesmutter aber ist ihre Demut. Wir preisen sie, weil ihr Leben ein einziger Lobpreis Gottes war. Deshalb ist der Lobpreis Mariens im Grunde eine Variante des Lobpreises Gottes. Um ihrer Demut willen wurde sie von Gott verherrlicht. Darum preisen wir sie. Sie wurde mit mehr Privilegien und Gnaden ausgestattet als irgendein Mensch, und Gott hat sie zum Urbild des erlösten Menschen gemacht, zum Modell des neuen Menschen, wie ihn Gott durch Christus neu geschaffen hat.

Nicht eine Göttin wurde sie, darum kann sie niemals angebetet werden, aber sie wurde der größte Mensch, der diese unsere Erde betreten hat, wenn wir einmal von dem Gottmenschen absehen, sie wurde, mit den Augen des Glaubens betrachtet, die bedeutendste Gestalt der Geschichte der Menschheit.

Ihr Leben war ein einziger Advent, sofern es ganz und gar vom Kommen Gottes geprägt war. Darum können wir uns nicht besser auf das Fest der Geburt des Erlösers vorbereiten, als wenn wir die Gemeinschaft mit der Mutter Jesu suchen. Mit Recht erklärte kürzlich ein evangelischer Prediger: „Weihnachten ohne Maria ist wie Hoffnung ohne Inhalt“ (Kath.net 18. 12. 2012). Sie gehört zu Christus, und Christus gehört zu ihr, nicht nur am Morgen der Geschichte des Heiles, sondern für immer.

Elisabeth preist sie selig, weil sie geglaubt hat. Im Glauben wurde sie die Magd des Herrn. So bezeichnet sie sich selber. Unser Marienlob bleibt leer, und es wird bald verstummen, wenn wir nicht ihr Beispiel nachahmen. Das sagt uns schon die Erfahrung. Von daher ergeht an uns der Appell, dass wir wie sie glauben und in diesem Glauben Gott und den Menschen dienen. Dann tragen wir wie sie Christus durch den Advent der Zeit. In unserem

Glauben und in unserem Dienen leuchtet dann das Licht des verborgenen Christus in dieser Welt auf.

Weder mit dem Glauben noch mit dem Dienen ist es heute indessen gut bestellt. An die Stelle des Glaubens ist vielfach das Besserwissen getreten, an die Stelle des Dienens ein dummer Stolz. Es ist charakteristisch, wenn man heute gern sagt, das Dienen sei für die Dummen. Und die Besserwisserei anstelle des Glaubens finden wir heute in allen Lagern. Der Geist der Zeit verschont sie alle nicht. Und er nutzt die Versuchbarkeit des Menschen weidlich aus. Der Stolz aber ist das Wesen der Ursünde, die es in der Version vieler Glaubenslehrer gar nicht mehr gibt. Viele wählen aus dem Gesamt der Glaubenswahrheiten aus, was ihnen gefällt, oder machen den ganzen Glauben zur Meinungssache.

Wer jedoch wirklich glaubt, der verstummt vor Gott, der unterwirft sich Gott und seinen Boten, von denen Christus sagt: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10, 16), der glaubt nicht nur da, wo es ihm gefällt, und so, wie es ihm gefällt oder wie es ihm einleuchtet, der glaubt auch da, wo er gefordert wird, wo er nicht versteht und wo er aus dem Glauben handeln muss, und gerade da. Gottes Wahrheit wird uns nicht in jedem Fall verkündet in der Person dieses oder jenes Hirten, sondern durch die Hirten in ihrer Gesamtheit, durch die Kirche auf dem ganzen Erdkreis, durch die universale Kirche und durch die Kirche der Jahrhunderte.

Zuweilen hat man den Eindruck, dass der 2. Timotheusbrief unsere Zeit im Blick gehabt hat, wenn er feststellt: „Es werden Zeiten kommen, da man die gesunde Lehre nicht mehr erträgt, da man sich von der Wahrheit abwendet und Fabeleien zuwendet und Lehrern, die den Ohren schmeicheln“ (2 Tim 4, 3 f).

Diese Abwendung geschieht heute in der Regel Hand in Hand mit den Schmähungen des Statthalters Christi auf Erden. Stets gerät mit dem Glauben jedoch auch das Dienen in Verruf bei den Menschen.

Beide Haltungen, das Glauben und das Dienen, gehen nämlich, wie wir bei Maria sehen, aus der gleichen Wurzel hervor, aus der Demut. Wer Gott nicht dienen will, wird auch nicht den Menschen dienen. Wo wir glauben und dienen wie die Mutter Jesu, da ist der verborgene Christus zugegen, da wirft seine große Ankunft, die am Ende der Tage erfolgen wird, ihre Strahlen voraus, da kommt gleichsam der Himmel auf die Erde.

Das Lob Mariens führt uns immer neu zu Christus. Deswegen gehört Maria in den liturgischen Advent und zugleich in den Advent der Menschheit hinein. Das Marienlob hat jedoch keinen Bestand, wenn es nicht mit der Nachahmung der Gottesmutter verbunden ist, wenn wir nicht wie sie glauben und wie sie Gott und den Menschen dienen. Ohne Maria gibt es nicht den Erlöser und auch keine Erlösung für die Menschheit. Sie gehört zu Christus, und Christus gehört zu ihr, nicht nur in seinem Erdenleben. Sie ist eine lebendige Person in der Vollendung. Wie sie uns einmal den Erlöser gebracht hat, so bringt sie ihn immer wieder aufs Neue. Durch das Lob Mariens wird es uns immer neu bewusst, dass es wesentlich in unserem Leben darum geht, dass wir wie sie Christus zu den Menschen tragen, in unserem Glauben wie in unserer Bereitschaft und in unserem Bemühen, Gott und den Menschen zu dienen. Amen.

HOCHFEST DER GEBURT DES HERRN

„JUBELN SOLLEN DIE HIMMEL, AUFJAUCHZEN SOLL DIE ERDE VOR DEM ANTLITZ DES HERRN, DENN ER IST DA“

Geweiht ist diese Nacht, der wir in Dankbarkeit gedenken. Der Himmel hat sich geöffnet, Gott selbst ist auf diese dunkle Erde gekommen. Weder der Auferstehungsjubel noch die rauschende Freude des Pfingstfestes sind uns so vertraut wie die innige, die selige Geborgenheit und das stille Glück des Weihnachtsfestes. Im 95. Psalm singen wird: „Jubeln sollen die Himmel, aufjauchzen soll die Erde vor dem Antlitz des Herrn, denn er ist da“ (Ps 95, 11. 13).

Das Wunder der Heiligen Nacht ist eigentlich der Angelpunkt der Welt, der Sinn und die Mitte der Geschichte, in gewisser Weise das Ziel der Heilsgeschichte, die Erfüllung der alttestamentlichen Erwartung, jener Hoffnung, die das ganze Alte Testament durchzieht. Die Evangelien sprechen daher von der „Fülle der Zeit“. Die Bedeutung dieses Wunders für die Menschheit spüren noch viele, die sonst bereits dem Christentum und der Kirche fern stehen und sich ihnen gegenüber entfremdet haben.

Für das Geheimnis der Menschwerdung Gottes ist besonders das natürlich empfindende, das unverbildete Kind aufgeschlossen und geöffnet. Daher ist Weihnachten auch ein Fest der Kinder. Kinder erfassen das Entscheidende tiefer, vorausgesetzt, dass man ihnen das Kindhafte nicht genommen hat, wie es leider oft geschehen ist in der modernen Welt. Infolgedessen wendet sich heute unser Blick zurück in die Tage der Kindheit, da wir dem Geheimnis der Geburt Gottes näher waren, nicht abgelenkt und versucht durch so viele sich vernünftig gebende Gedanken. Und es übermannt uns die Erinnerung, die Erinnerung an liebe Menschen, die längst in der Ewigkeit sind, die Erinnerung an selige Zeiten.

Das ist recht, aber wichtiger ist das Hinhorchen auf die unerhörte Botschaft, die heute wie damals verkündet wird: „Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch eine große Freude, denn heute ist euch in der Stadt Davids

der Heiland geboren, Christus, der Herr“. Das ist die seligste Notwende aller Zeiten.

In unserer verweltlichten Welt tragen wir alle Verantwortung dafür, dass Weihnachten nicht seine „tiefe religiöse Bedeutung verliert und dass das Fest nicht von Äußerlichkeiten vereinnahmt wird“. So die Mahnung des Papstes Benedikt (Benedikt XVI.: Ansprache am 21. Dezember 2011).

Wir müssen still werden, damit wir wenigstens etwas verstehen von dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes. Und wir müssen den Mensch gewordenen Gott aufnehmen im Glauben und in der Liebe. Viele nahmen ihn nicht auf, und viele nehmen ihn auch heute nicht auf. Wenn wir ihn aufnehmen, werden wir in einer neuen Geburt aus Gott geboren, werden wir Kinder Gottes.

Erst dann wird das Geheimnis der Gotteskindschaft, das uns in der Taufe geschenkt wurde - wir sprechen für gewöhnlich von der heiligmachenden Gnade, die wir nur in der Treue zu Christus und zu Gott bewahren können –, vertieft und gegebenenfalls neu geschenkt. Der heilige Augustinus († 430) drückt das so aus: Gott wurde ein Menschenkind, damit du ein Gotteskind werden könntest (Sermo 185).

Gott steigt herab, er macht sich klein. Das wird unterstrichen durch die näheren Umstände des Geschehens der Heiligen Nacht. Er kam in Niedrigkeit und Armut, „hinausgedrängt in den Stall eines überfüllten Wirtshauses“ (vgl. John Henry Newman, Pfarr- und Volkspredigten (Predigten. Gesamtausgabe, II), Stuttgart 1950, 50). Er wählt die Armut, um unserem Hochmut das Urteil zu sprechen.

Heute sagt man gern: Gott wird Mensch, weil er uns liebt, weil er uns liebt und die Welt. Das ist zu wenig. Damit verbleiben wir allzu sehr an der Oberfläche. Gott wird Mensch, um uns zu erlösen, er wird Mensch, um uns von der Sünde zu erlösen, von der Ursünde, in der der Mensch sich über Gott erheben wollte. Der Mensch lehnte es einst ab, Gott zu dienen. Indem er so der Ursünde verfiel, wählte er den Tod.

Dann übernahm es Gott, dem Menschen zu dienen, um ihm den Weg zum Leben zu zeigen und ihm das Leben zurückzugeben, das wahre Leben. Gott wurde ein Mensch, damit der Mensch wieder zu Gott kommen könnte. Gott wurde klein, um den Menschen groß zu machen. Damals wurde die alternde Welt verjüngt. Im Geheimnis der Menschwerdung Gottes wird die Welt auch heute immer wieder verjüngt. Wo immer sie den Mensch gewordenen Gottessohn aufnimmt, da wird ihr neue Hoffnung zuteil.

Der heilige Augustinus erklärt das Weihnachtsgeschehen mit folgenden Worten: „Für dich ist Gott Mensch geworden. Du wärst in Ewigkeit tot, wäre Christus nicht in der Zeit geboren … Du wärst nicht zum Leben zurückgekehrt, wenn er deinen Tod nicht mit dir geteilt hätte. Du wärst verloren gegangen, wenn er nicht gekommen wäre“ (Sermo 185). Besser kann man es kaum sagen.

Das Kind von Bethlehem ist unbequem, es stört unsere Ruhe, es will aufgenommen werden von uns. Das aber bedeutet, dass wir uns abwenden von der Sünde, das bedeutet, dass wir uns immer neu bekehren. Jede Sünde, die wir begehen, ist gegen das Geheimnis der Erlösung gerichtet. Am Heiligen Abend und in der 1. Vesper des Hochfestes bitten wir Gott im Tagesgebet um die Gnade, dass wir den Erlöser so aufnehmen, dass wir vor ihm bestehen können, wenn er einst als Richter kommen wird.

Also nicht weihnachtliche Sentimentalität. Sie stellt sich da ein, wo der Glaube an die Wirklichkeit der Heiligen Nacht schwach geworden ist. In ihr schwelgen wir in falschen Gefühlen, betrügen wir uns selbst, paktieren wir mit der Lüge.

Wenn wir dankbar das Geheimnis der Heiligen Nacht feiern, dann müssen wir auch an die vielen denken, die nicht Weihnachten feiern können, weil sie den Glauben verloren haben, oder an die vielen, die Weihnachten feiern unter den schwierigsten Verhältnissen, die an diesem Weihnachtsfest um ihres Glaubens willen verfolgt oder in grausamer Kerkerhaft gehalten werden.

Unsere Welt ist sehr viel dunkler als sie es war in der adventlichen Zeit vor Christus. Wir leben in einer nachchristlichen Zeit, in einer Zeit, in der viele nicht nur das Christentum, sondern mit ihm die Religion als solche zum alten Eisen geworfen haben und werfen, für die es nur noch diese eine materielle Wirklichkeit gibt.

Der Bazillus des Unglaubens breitet sich mit rasender Geschwindigkeit aus in unserer Welt. Sein Nährboden ist die Oberflächlichkeit der Menschen, die von gewissen Kräften gleichsam strategisch herbeigeführt wird. Tief eingedrungen ist der Unglaube auch in das Innere der Kirche. In den Dienst dieser Kräfte stellen sich viele, vor allem die Massenmedien unserer Zeit, ja, viele sind es. Mit ihnen verbünden sich zerstörerische Mächte von drinnen. Sie zersetzen nicht nur die Weihnachtsbotschaft, zynisch untergraben sie den ganzen Glauben der Kirche.

Nach menschlichem Ermessen gehört die Zukunft dem Unglauben, dem theoretischen und praktischen. Allein, für uns gilt das Maß Gottes. Vielleicht geht es uns erst später auf, in welch schicksalsschwerer Stunde wir

heute leben. Wir können das Unheil aufhalten, wenn wir aus der Gnade der Gotteskindschaft heraus leben und wenn wir hinausziehen und das Licht der Heiligen Nacht in die Welt tragen. Es gilt, dass wir wie Sterne leuchten inmitten der Dunkelheit dieser Welt und ohne Furcht die große Freude verkünden, den Halbgläubigen innerhalb der Kirche und den Ungläubigen, die draußen sind, das aber mehr noch durch unser Leben als durch Worte. Zu Letzterem sind vielleicht andere berufen als wir. Es sei denn, wir haben in besonderer Weise die Gabe des Wortes. An uns ist es jedenfalls, dass wir Boten des Weihnachtsgeheimnisses werden, Boten der Liebe und des Friedens.

Gott wird Mensch, um uns den Himmel aufzuschließen. Dafür danken wir ihm heute. Mit der Menschwerdung Gottes beginnt das Drama unserer Erlösung. Gott wurde ein Menschenkind, damit wir Kinder Gottes werden könnten. Das Weihnachtsgeschehen, ein unsägliches Geschenk der Liebe Gottes, ist Gabe und Aufgabe für uns. Es gilt, dass wir es einer sterbenden Welt mit großem Eifer und mit starker Überzeugungskraft, vor allem durch unser Leben, vor Augen halten, auf dass sie sich, so Gott will, neu und besser orientiert und vielleicht mit Gottes Hilfe noch einmal wieder wird genesen können. Gott hätte einst Sodoma verschont, wenn nur wenige Gerechte dort gewesen wären (Gen 18, 26). Amen.

FEST DES HEILIGEN STEPHANUS

„DER BRUDER WIRD DEN BRUDER AUSLIEFERN UND DER VATER DEN SOHN“

Gestern feierten wir den Geburtstag Gottes in dieser Welt, die Menschwerdung des Ewigen Wortes. Heute feiern wir den Todestag des ersten Märty-

rers, seinen Geburtstag für den Himmel. Er verweist uns auf das Schicksal des Kindes von Bethlehem. Neben der Krippe steht das Kreuz. Gott „kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“, so drückt es der Evangelist Johannes aus in seinem Weihnachtsevangelium.

Stephanus war einer der Ersten, die sich nach der Auferstehung des Herrn der jungen Christengemeinde in Jerusalem anschlossen. Sein Name ist griechischen Ursprungs. Deshalb wird er nicht aus Jerusalem stammen, sondern aus der jüdischen Diaspora. Das bestätigt auch Lukas in der Apostelgeschichte (Apg 6, 1 - 6). Er wurde zusammen mit sechs anderen Männern von den Aposteln bestellt, notwendige Aufgaben bei den im Anschluss an die Gottesdienste stattfindenden Liebesmählern zu übernehmen und für die Armen zu sorgen, gleichsam als Diener der Gerechtigkeit. Aber schon bald traten die sieben nach außen hin als Prediger hervor, als glänzende Zeugen Christi. Dadurch erregten sie den Hass der jüdischen Synagoge und des Hohen Rates der Juden, der sich vor allem auf den Bedeutendsten von ihnen konzentrierte, auf Stephanus. Man inszenierte einen Volksaufstand und schleppte ihn vor das Gericht. Der Inkriminierte aber hält eine eindrucksvolle Verteidigungsrede. Dadurch kann er jedoch die Feindseligkeit seiner Gegner nicht besänftigen, vielmehr nur ihren Hass und ihre Bitterkeit steigern. Und er wird gesteinigt, wie es damals üblich war, wenn der Hass eskalierte. Er wird damit einer extrem grausamen Todesart unterworfen. Die Folge seines Todes ist die, dass sich die anderen sechs und mit ihnen viele weitere Christen zerstreuen und Jerusalem verlassen. Wohin sie kommen, da missionieren sie, erklären sie, warum sie aus Jerusalem haben fliehen müssen. So entstehen überall neue Gemeinden.

Arg getroffen hat der Tod des Stephanus den Eiferer Saulus, er war einverstanden mit diesem grausamen Unrecht, er hatte die schreckliche Tat der Steinigung des Stephanus gutgeheißen, geblendet durch den Fanatismus

des Bösen, aber das eindrucksvolle Sterben des Zeugen Christi hat ihn nachdenklich gemacht und in ihm den Grund gelegt für seine Bekehrung.

Neben der Krippe steht das Kreuz. Wer sich zu dem Kind von Bethlehem bekennt, der muss mit Verfolgung rechnen. Daran erinnert der Festtag des heiligen Stephanus, den wir als den ersten Märtyrer der Kirche Christi feiern, als den Protomärtyrer. „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen“, so wird es das Kind von Bethlehem einmal formulieren (Joh 15, 20).

Aber der Tod der Jünger Jesu führt immer wieder zu neuen Missionserfolgen und zu neuem Missionseifer. Er macht die Verfolger nachdenklich, manche von ihnen zumindest, und er führt sie zur Besinnung. Ein christlicher Schriftsteller des 3. Jahrhunderts hat von daher gesagt: „Das Blut der Märtyrer ist der Same neuer Christen“ (Tertullian, Apologeticus, 50)). Gott „schreibt auch auf krummen Zeilen gerade“, und „er führt uns durch Leid zum Heil“.

Wir würden das Weihnachtsfest falsch verstehen, wenn wir es als ein Fest verstehen würden, das alle Gegensätze überspielt, als ein Fest äußerster Harmonie. Der christliche Friede hat ein tieferes Fundament, er ist komplexer in seiner Natur. Das Wüten der Feinde und ihr „Knirschen mit den Zähnen“ gehört zur Feier der Menschwerdung Gottes dazu, wie die Lieder und die Gebete der Frommen dazugehören.

Christus, der Mensch gewordene Sohn des ewigen Vaters, er führt zur Scheidung der Geister. Er ruft auf zur Entscheidung der Herzen und zur Entscheidung des Willens. Zwischen der Geburt Christi und dem Tod seines Jüngers besteht ein innerer Zusammenhang. Wer sich zu Christus bekennt, muss ihn bezeugen. Nicht nur mit dem blutigen Zeugnis des Todes,

auch mit dem unblutigen des Lebens, das schwerer werden kann als das blutige Zeugnis des Todes.

Das unblutige Zeugnis des Lebens besteht darin, dass man die Mühe und Last des Alltags in der Nachfolge Christi durchträgt und durchleidet und dass man vor allem im Geist des Erzmärtyrers Stephanus die Auseinandersetzung um die Wahrheit, speziell um die Wahrheit des Glaubens, nicht scheut.

Von Stephanus heißt es: „Er entschlief im Herrn“. Darauf kommt es an: Entschlafen im Herrn. Das ist wichtiger als alle Anerkennung der Menschen, die ohnehin vergänglich ist. Wenn wir uns das klarmachen, dann sind wir unüberwindlich. Allein, allzu leicht und allzu oft vergessen wir die Fragwürdigkeit der Güter dieser Welt, ihre Vorläufigkeit. Und allzu sehr hängen wir an unserem Leben, das uns so und so eines Tages genommen wird. Dabei kommt uns oft die Einsicht erst spät. Gebe Gott, dass sie uns nicht zu spät kommt.

Wir dürfen nicht richten, aber wir dürfen, ja, wir müssen uns sorgen um jene, die sich dem Bösen verschreiben. Das Böse dürfen wir nicht nur beim Namen nennen, wir müssen es gar. Wenn wir die Wahrheit Gottes bezeugen, ist das nicht gegen die Liebe. Da haben wir oft falsche Vorstellungen. Richten dürfen wir deswegen nicht, weil wir nicht in das Innere des Menschen hineinschauen können. Jede Schuld hat ihre subjektiven Komponenten. Diese aber kennen wir nicht, zumindest nicht mit Sicherheit. Wohl aber kennen wir das Böse, das die objektive Schuld begründet. Und wir müssen es beim Namen nennen.

Von Stephanus heißt es: „Er entschlief im Herrn“. Darauf kommt es an für einen jeden von uns. Die Voraussetzung dafür ist, dass wir für die Wahrheit

uns einsetzen, dass wir Gott mehr fürchten als die Menschen. Darum ist das Zeugnis für Christus und seine Kirche bedeutsamer für uns als alles in der Welt. Amen.

FEST DER HEILIGEN FAMILIE

„SELIG, DIE WOHNEN IN DEINEM HAUS“

Das Fest der Heiligen Familie ist ein Bekenntnis zu der grundlegenden Bedeutung der Familie für die Kirche und darüber hinaus für die menschliche Gesellschaft und ihr Wohlergehen. Man hat die Familie immer wieder als die Urzelle der Gemeinschaft der Menschen bezeichnet. Wenn sie sich heute in einer schwerwiegenden Krise befindet, so dürfen wir darin die Kehrseite der Krise unserer Welt erkennen.

Wenn man die Kulturgeschichte der Menschheit betrachtet, so erkennt man, dass in Zeiten hoher Kultur Ehe und Familie - die Ehe entfaltet sich nach dem Willen Gottes in der Familie - einen hohen Stellenwert hatten, dass aber in Zeiten des kulturellen Verfalls die Institution der Ehe und der Familie deutlich und nachhaltig von dem Verfall betroffen wurde. Es besteht hier ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis. Die Dekadenz einer Zeit ergreift sehr schnell die Ehe und die Familie, und die Dekadenz von Ehe und Familie beschleunigt die Degeneration einer Kultur. Auf jeden Fall hängt das Schicksal der Kirche und der Gesellschaft wurzelhaft an der Situation von Ehe und Familie. Immer wieder haben die Päpste gerade in neuerer Zeit mit beschwörenden Worten die Gläubigen ermahnt, alles daranzusetzen, dass die Würde und der Wert von Ehe und Familie neu entdeckt und überzeugend vorgelebt werden.

Zeichen eines verhängnisvollen Niedergangs sind hier die Häufigkeit und die Propagierung der Ehescheidung und des ehelosen Zusammenlebens der Geschlechter, voreheliche Beziehungen, Kinderfeindlichkeit und Abtreibung, die Verführung der Jugend bereits im Kindesalter und die Propagierung von alternativen Formen der Ehe. Die Zahl der Ehescheidungen ist heute größer als je zuvor, und es wächst die Zahl derer, die erst gar keine Ehe mehr eingehen. Der Ehebruch und die Ehescheidung werden verherrlicht in den Medien, und skrupellos ist der Einsatz der ungezügelten Sexualität in der Werbung. Das sind bedrohliche Ansätze einer systematischen Zerstörung von Ehe und Familie, die für viele darauf gerichtet ist, Ehe und Familie radikal abzuschaffen. Zu Recht hat man hier von einer Zerstörung der Freiheit im Namen der Freiheit gesprochen.

Hinzukommt, dass mehr und mehr im Hinblick auf die Erziehung der Kinder das Elternrecht bei uns missachtet und ausgehöhlt wird. Es gibt starke ehefeindliche und familienfeindliche Kreise bei uns, die die Kluft zwischen Eltern und Kindern durch Schulbücher und Lehrer, Fernseh- und Hörfunkprogramme anheizen. Die Pflege und Erziehung der Kinder ist das natürliche Recht der Eltern und zugleich ihre vornehmste Pflicht. Der Staat hat keinen Erziehungsauftrag, lediglich hat er die Aufsicht über das Schulwesen zu führen. Auf jeden Fall hat er hier nur eine subsidiäre Aufgabe. Da aber zeigen sich gegenwärtig totalitäre Tendenzen bei uns, die die christlichen Politiker auf den Plan rufen müssten.

Zu erinnern ist hier auch an die Agitation der Massenmedien für die Berufstätigkeit der Mütter, währenddessen die Erziehung der Kinder vom Staat übernommen und bezahlten Kräften übertragen wird. Viele Mütter gehen der Propaganda der Medien auf den Leim, nachdem die Politiker das schon vorher getan haben in ihrem Opportunismus. Es ist natürlich, dass

die Mutter so viel wie möglich bei ihrem Kind, vor allem bei ihrem Kleinkind, ist, eine bezahlte Kraft kann die Mutter nicht ersetzen.

De facto ist die Zerstörung der Ehe und der Familie ein hinterhältiger Angriff auf die Kirche und auf das Christentum. Leider merken das auch Gutwillige zuweilen nicht. Allzu viele sind ahnungslos. Alle totalitären Ideologien kämpfen programmatisch gegen die Familie, ob sie braun sind oder rot oder grün. Mit Hilfe der Zerstörung der Familie wollen sie eine alte - wie sie meinen - überholte Gesellschaft niederreißen, um eine neue bessere Gesellschaft zu errichten. Sie wissen genau: Die intakte Familie ist der Hort der Freiheit und der Geborgenheit des Menschen, in ihr wird die Kontinuität von der Vergangenheit in die Zukunft gelebt, eben das, was man in der neuen utopischen Gesellschaft nicht brauchen kann. Als vernünftiger Mensch fragt man sich: Wie soll die Zerstörung der Familie die Menschen glücklich machen? Wie soll die Saat des Misstrauens gegenüber dem Christentum und gegenüber jeder Religion eine bessere Welt hervorbringen? Allein, die Ideologen sind stets realitätsfern. Bar jeder Vernunft, konstruieren sie eine Wunschwelt.

Das bedeutet für uns: Die Stärkung der Familie bedingt eine Konsolidierung der Kirche und der Gesellschaft überhaupt. Sie erfolgt dadurch, dass sie als ein Hort des Gebetes und der christlichen Erziehung verstanden wird. Der selige Papst Johannes Paul II. nennt die Familie bei seinem Besuch in Köln am 15. November 1980 eine Schule des Glaubens und einen Ort des gemeinsamen Gebetes (Internet: vatican.va). Im Gebet findet der Glaube seine erste und entscheidende Gestalt.

Die christliche Familie ist zunächst Gebetsgemeinschaft. Deshalb kann ihre Heilung auch nur durch das Gebet erfolgen. Im Gebet schlägt sich der Glaube nieder und in ihm wird er immer wieder erneuert und vertieft. Das

Gebet hält die Familie zusammen wie kein anderes Mittel, auch in späteren Jahren, wenn die Kinder bereits auf eigenen Füßen stehen. Das Gebet muss ganz selbstverständlich gepflegt werden, aus lebendiger Gläubigkeit heraus, das Gebet, das allzu oft in den Familien durch das Fernsehen ersetzt und vereitelt wird. Das gemeinsame Gebet ist sicherlich nicht eine Garantie dafür, dass die Familie sich treu bleibt, dass sie nicht auseinanderfällt. Es gibt manche Eltern, die sich um das Familiengebet intensiv bemüht und doch die Kinder verloren haben. Der Einfluss von draußen ist groß. Aber eines ist sicher: Es gibt nichts, was die Menschen so aneinander bindet wie das gemeinsame Gebet.

Die christliche Familie ist sodann Erziehungsgemeinschaft. Bemüht sie sich konsequent darum, erhält sie in besonderer Weise Stärkung und Festigkeit. Papst Pius XII. bezeichnet bei der Seligsprechung der heiligen Maria Goretti im Jahre 1947 als die entscheidenden Züge dieser Erziehung den Gehorsam, die Wahrheitsliebe, die Schamhaftigkeit, die Reinheit und die Anspruchslosigkeit (Internet: Maria Goretti, Seligsprechung). Das sind heute weithin vergessene Tugenden. Aber sie sind konstitutiv für die christliche Familie. Gehorsam oder Verzicht auf Autonomie. Wahrheitsliebe oder Ehrlichkeit. Schamhaftigkeit oder Ehrfurcht, Reinheit oder Selbstbeherrschung, Anspruchslosigkeit oder Opferbereitschaft. Diese Tugenden erhalten, gemeinsam geübt, eine einzigartige Motivation durch das Leben mit Gott, mit dem, der uns geschaffen und erlöst hat, der das Leben in der Familie durch die heilige Familie von Nazareth geadelt hat.

Wenn der Mensch gewordene Gottessohn dreißig Jahre in einer Familie zugebracht und nur drei Jahre in der Öffentlichkeit gewirkt hat, so ist das kein Zufall. In diesen dreißig Jahren beginnt bereits die Erlösung. Sie bedeuten eine besondere Heiligung der Ehe und des Familienlebens.

Die Krise der Familie hängt zusammen mit der Krise in Kirche und Welt. Die Heilung der Familie bedeutet daher die Heilung von Kirche und Welt. Hier die Rahmenbedingungen zu schaffen, das ist die entscheidende Aufgabe christlicher Politik. Gefördert wird die Heilung der Familie dadurch, dass sich möglichst viele Familien in der Nachfolge der Heiligen Familie von Nazareth in erster Linie als Gebets- und Erziehungsgemeinschaft verstehen. Es gibt keinen größeren inneren Reichtum und kein erfüllenderes Glück als aus einer solchen Familie zu stammen, sie anzustreben oder in ihr zu leben. Der selige Papst Johannes Paul II. erklärte, um ihn noch einmal zu zitieren, im Jahre 1980 in Köln: „Die Familie ist ein Netz, das eint, trägt und Halt gibt. Setzt alles daran, dass dieses Netz nicht zerreißt“ (Internet: vatican.va). Amen.

HOCHFEST DER GOTTESMUTTER MARIA

„JESUS CHRISTUS IST DERSELBE, HEUTE, GESTERN UND IN EWIGKEIT“

An sich ist das bürgerliche Jahr, das heute beginnt, religiös belanglos. In der Liturgie der Kirche wird es gerade noch zur Kenntnis genommen. Liturgisch begehen wir heute den Oktavtag von Weihnachten und richten dabei den Blick auf die Gottesmutter Maria, die aufs Engste mit dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes verbunden ist. Dennoch hat auch das bürgerliche Jahr in gewisser Weise einen Bezug zum Religiösen, denn wir zählen die Jahre von der Menschwerdung Gottes an. Wir sagen „Anno Domini“, „im Jahr des Herrn“, weil wir in unserer Zeitrechnung die Jahre ab dem Jahr der Geburt Christi zählen. Gilt das auch realiter nicht - die Geburt Christi erfolgte 5 bis 7 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung -, so gilt das doch idealiter. Darum ist es sinnvoll, wenn wir an diesem An-

fang eines neuen Jahres zurückschauen auf das alte Jahr, das vor wenigen Stunden zu Ende gegangen ist, und einen Blick auf das neue Jahr werfen, in dem wir nicht mehr 2012, sondern 2013 schreiben werden.

Wie der Rückblick von der Dankbarkeit bestimmt sein muss, so muss der Ausblick vom Vertrauen bestimmt sein.

Stets muss die Dankbarkeit unser Leben prägen, die Dankbarkeit gegenüber Gott und gegenüber den Menschen. Grund zur Dankbarkeit hat jeder von uns zur Genüge, freilich der eine mehr, der andere weniger. Wir reden zwar viel vom Danken, aber in der Regel sind das leere Worte. Außergewöhnlich oft führen wir die Dankbarkeit im Munde, aber üben sie nur wenig. Die Dankbarkeit gegenüber den Menschen und erst recht gegenüber Gott wird bei uns sehr klein geschrieben. Schon der Heide Cicero († 43 v. Chr.) klagt: Es gibt wenig dankbare Menschen. Umgekehrt versteht er die Dankbarkeit nicht nur als die größte aller Tugenden, sondern auch als deren Mutter (Pro Plancio 2, 4).

Wir neigen zur Undankbarkeit. Das hängt mit unserer Gedankenlosigkeit zusammen, nicht nur, aber auch. Wenn es nicht die Gedankenlosigkeit ist, dann ist es der Stolz, der uns undankbar macht. Man will von niemandem abhängig sein und sich alles selber erarbeitet haben. Mir hat niemand etwas geschenkt, so hört man es des Öfteren, und ich will auch nichts geschenkt haben. Wir alle neigen dazu, auf unsere Rechte zu pochen, Ansprüche geltend zu machen, die jedoch in der Regel nur vermeintliche Ansprüche sind. Vielleicht ist doch der Stolz im Zusammenhang mit der Dankbarkeit unser eigentliches Problem, unsere Selbstverliebtheit, unsere Egomanie. Der Undank, immer ist er eine Art von Schwäche, darüber hinaus aber auch Mangel an Gerechtigkeit, an Wahrhaftigkeit und an Demut (Goethe).

Die entscheidende Voraussetzung für die Dankbarkeit ist die Demut. Erst sie befähigt uns zur Erkenntnis der Wahrheit. Dankbarkeit aber ist Wahrhaftigkeit, und sie ist es allein, die den Menschen in Wahrheit glücklich und zufrieden macht.

Demut meint den Mut, die eigene Kleinheit anzuerkennen. Im Buch Jesus Sirach heißt es: „Liebe es, unbekannt zu sein und für nichts gehalten zu werden“ (Sir 3, 17). Bei Thomas von Kempen († 1471) heißt es: „Wer in der Demut wandelt, der wandelt in der Wahrheit, und wer in der Wahrheit wandelt, der wandelt in der Demut“ (Nachfolge Christi, Buch 1, Kap. 4, 1). Hier liegt auch der eigentliche Grund für das unwürdige Tauziehen in der Kirche um die sachlich nicht mögliche Zulassung der kirchlich Verheirateten, die zivil geschieden sind und eine neue zivile Ehe geschlossen haben, zur Eucharistie. Dass das nicht möglich ist, bezeugt uns schon die natürliche Vernunft. Auf sie verzichten jene, die es anders wollen. Darüber freut sich die Welt. So kann sie an einem weiteren Punkt den christlichen Glauben ad absurdum führen. Der Stolz verblendet heute nicht wenige Hirten.

Papst Benedikt XVI. erklärt: „Wenn ich demütig bin, habe ich auch die Freiheit, mich dem herrschenden Denken zu widersetzen“ (Kath.net vom 23. Februar 2012: „Gebt nicht den Meinungen der Welt nach“).

Der Demütige betet Gott an, ehrt und lobt ihn, weil er erkennt, dass alles, was er ist und hat, ein Geschenk Gottes ist. Gott aber erhöht die Demütigen, wie die heilige Jungfrau Maria im Magnificat singt. Die Magna Charta der Demut ist die Feststellung des Jakobusbriefes: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk steigt herab vom Vater der Lichter, bei dem es keinen Wandel und keinen Schatten von Veränderung gibt“ (Jak 1, 17). Die Dankbarkeit ist ein zentrales Thema der Heiligen Schrift.

Sie ist in erster Linie nicht ein Gefühl, die Dankbarkeit, zunächst bedeutet sie verstandesmäßige Anerkennung, die ihrerseits jedoch zu Taten führen muss. Zusammen mit der Demut hat sie die Liebe zur Voraussetzung. Die Liebe und die Wahrheit gehören zusammen. In Gott sind sie identisch.

Stets verbindet sie, die Dankbarkeit, während die Undankbarkeit immer isoliert. Das gilt für die Dankbarkeit gegenüber den Menschen wie für die Dankbarkeit gegenüber Gott. Sie verbindet uns mit Gott und mit den Menschen.

Unsere Dankbarkeit, wenn wir sie wirklich leben, schenkt uns Kraft in allen Versuchungen. Sie macht uns erst wahrhaft glücklich. Der Undankbare kann eigentlich nicht glücklich sein. Sein Denken ist finster. Das gilt schon im natürlichen Bereich.

Unser Rückblick auf das alte Jahr, das nie mehr wiederkehren wird, ist von der Dankbarkeit geprägt, muss von der Dankbarkeit geprägt sein, denn alles, was wir in diesem Jahr erhalten haben, ist letztlich ein unverdientes Geschenk Gottes. „Alles ist Gnade“, so lautet das Fazit des „Tagebuch(es) eines Landpfarrers“ bei dem französischen Schriftsteller Georges Bernanos († 1948). Unser Ausblick auf das soeben begonnene Jahr muss geprägt sein vom Gottvertrauen. Vertrauen aber ist Hoffnung.

Im Buch Jesaja heißt es: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir, schau nicht geängstigt herum, denn ich bin dein Gott“ (Jes 41, 10). Vom Gottvertrauen künden immer wieder die Psalmen. Aber auch sonst ist es ein zentrales Thema im Alten wie im Neuen Testament. Unser Gottvertrauen gründet zum einen in der Allmacht Gottes, zum anderen in der Liebe, mit der Gott allen Geschöpfen begegnet. Vermessen ist unser Vertrauen freilich, wenn wir nicht auf Gottes Wegen gehen, wenn wir nicht das Gottsein Gottes in

unserem Leben bejahen und uns ihm nicht unterwerfen. Wir betrügen uns selbst, wenn wir vermessen sind. Dabei müssen wir bedenken: Je verborgener Gottes Hand ist, desto stärker ist sie (John Henry Newman). Das lehrt uns das Leben, und das lehrt uns der Glaube.

Der vor zwei Jahren durch den Heiligen Vater beatifizierte selige John Henry Newman († 1890) erklärt einmal: „Ich habe immer versucht, meine Sache in Gottes Händen zu lassen und geduldig zu sein - und er hat mich nie vergessen“ (Letters and Diaries Bd. 29, 72). Das schreibt er elf Jahre vor seinem Tod. Damals war er 79 Jahre alt.

Wir wissen nicht, was das neue Jahr uns bringt, auf jeden Fall bringt es uns der Ewigkeit näher. Das sollten wir bedenken, nicht nur am heutigen Tag. Wir erhoffen und ersehnen Wohlstand, beruflichen Erfolg, gute Gesundheit und ein langes Leben. Das alles ist nicht schlecht, es handelt sich dabei um echte Werte. Aber unser eigentliches Ziel ist die ewige Gemeinschaft mit Gott jenseits des Todes, das gilt es immer im Auge zu behalten. Diese können wir indessen nicht aus eigener Kraft erreichen. Gott schenkt sie uns, wenn wir uns ehrlich bemühen, ihm konsequent zu dienen in unserem irdischen Leben, auf ihn zu hören und in der Hingabe an ihn zu leben.

Für einen jeden von uns beginnt einmal das letzte Jahr, wenn es nicht schon dieses ist. Das braucht uns nicht zu ängstigen. Wenn wir uns Gott unterwerfen, in der Gemeinschaft mit ihm leben und seine Hand nicht loslassen, und wenn wir im Gebet mit der Muttergottes, deren Festtag wir heute feiern, verbunden bleiben und in der treuen Nachahmung ihrer Tugenden, dann dürfen wir unseren Tod, egal, wann und wo er uns erreicht, immer, wie einst der heilige Franz von Assisi († 1223), als unseren Freund und Bruder verstehen und begrüßen. Amen.

HOCHFEST DER ERSCHEINUNG DES HERRN

„WIR SIND PILGER UND FREMDLINGE IN DIESER WELT“

Der Zug der „Weisen aus dem Morgenland“ nach Jerusalem und Bethlehem - er ist der Gegenstand des heutigen Festtags - ist ein Gleichnis für unser Leben. Wie die Weisen, so sind auch wir auf dem Weg, ein Leben lang, auf dem Weg des Glaubens, der einmal seine Krönung im Schauen finden soll, im Schauen „von Angesicht zu Angesicht“ (1 Kor 13, 12). Wir sind Pilger und Fremdlinge in dieser Welt. Wiederholt ist davon die Rede in den Heiligen Schriften (Hebr 11, 13; 1 Petr 2, 11; 2 Kor 5, 6). Nichts beschreibt unser Leben so treffend wie gerade dieses Bild. Glauben ist „überzeugt sein von dem, was man nicht sieht“, so sagt es der Hebräerbrief (Hebr 11, 1). Der Glaube aber findet seine Vollendung in der jenseitigen Welt, die uns als ewige Heimat verheißen ist.

Die Geschichte vom Zug der Weisen ist nicht rein fiktiv, sie ist nicht eine Legende oder ein Mythos, wie uns die rationalistische Bibelkritik weismachen will, wohl aber ist sie nicht ganz frei von legendären Zügen und symbolhaften Ausdeutungen. Versuchen wir einmal, das Geschehen dieser Geschichte zu rekonstruieren.

Die Weisen, Magier werden sie genannt in unserem Evangelium, waren in der Sternkunde bewanderte Männer im alten Babylon. Sie wussten um die Messiaserwartung der Juden, denn auch in Babylon lebten nicht wenige Juden in der Diaspora, in der Zerstreuung, sodass der Glaube der Juden und ihre Hoffnung auf das Kommen des Messias der damaligen Welt nicht verborgen bleiben konnten. Die Sterndeuter machten sich auf den Weg, weil sie ein bestimmtes Sternbild entdeckt hatten. Dazu ist anzumerken, dass die Astrologie uralt ist und dass sie noch heute viele Anhänger hat, wenngleich

sie kein „fundamentum in re“ hat, wenngleich sie als Aberglaube zu qualifizieren ist. In neuerer Zeit denkt man bei dem Sternbild, das die Magier entdeckt haben wollten, an die Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische, die im Jahre 7 v. Chr. nachweislich dreimal stattgefunden hat. Damit stehen wir also eindeutig auf geschichtlichem Boden.

Die Magier wurden von einem Stern geführt. Schon immer betrachtete man in alter Zeit die Sterne als Wegweiser. In ihrer Unergründlichkeit und Schönheit waren sie stets Sinnbilder für die geheimnisvolle Wirklichkeit, die uns umgibt. Was die Weisen veranlasste, die Heimat zu verlassen und sich auf den Weg zu machen, das war die messianische Hoffnung der Juden, die sie sich zu Eigen gemacht hatten. In ihr erkannten auch sie wohl die Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht.

Weise sind sie, weil sie wissen, worauf es ankommt, nämlich auf Gott und auf die Zeichen, in denen er uns begegnen will. Dass sie drei gewesen sind, erschließt man aus den Geschenken. Aus ihnen erschließt man auch, dass sie Könige oder dass sie von königlichem Stand waren. Könige waren sie jedoch vor allem ihrer Gesinnung nach, sofern sie der Wahrheit leben wollten und alles hingaben für sie. Daher vertauschten sie ihre persönliche Sicherheit mit der Unsicherheit eines weiten Weges und einer unbekannten Zukunft, wie einst Abraham dem Ruf Gottes gefolgt war und seine Heimat und seine vertraute Umgebung verlassen hatte. An die Stelle der naturhaften Wünsche trat bei ihnen der Spruch des Gewissens, der nicht die Beliebigkeit meint, wie das heute oft der Fall ist, sondern die objektive Wahrheit. Sie nahmen einen weiten und beschwerlichen Weg auf sich, um dem Ruf zu folgen, den sie vernommen hatten, um Gott in seinem Wirken zu begegnen. Von daher sind die Weisen aus dem Morgenland Urbilder des suchenden Menschen, des Menschen, der demütig die Wirklichkeit erforscht, der der Wahrheit die Ehre gibt und ihren Spuren nachgeht, ganz

gleich, welche Mühe er damit auf sich nehmen muss. Damit sind sie ideale Vorbilder für uns.

Sie wussten sich durch den Stern von Gott selber geführt. So kamen sie nach Jerusalem. Dort vermuteten sie das Messiaskind nach ihrer langen und beschwerlichen Reise, beinahe 1000 Kilometer hatten sie zurückgelegt. In Jerusalem angekommen, befiel sie jedoch große Enttäuschung, als sie erfuhren, dass sich außer ihnen niemand zu dem neugeborenen König der Juden auf den Weg gemacht hatte. Zudem schenkten sie dort in Herodes einem Menschen Vertrauen, der es nicht verdient hatte. Als ihnen das zum Bewusstsein kam, als sie in ihm einen falschen Freund erkannten, zogen sie auf einem anderen Weg in die Heimat zurück.

Dieser Herodes - man hat ihm den Beinamen „der Große“ gegeben - regierte von 40 bis 4 v. Chr. in Jerusalem. Er war ein charakterloser Vasallenkönig der Römer und herrschte über Judäa, Galiläa und Samarien. In einer alten Geschichtsquelle aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert wird er als ein Mann charakterisiert, „der gegen alle ohne Unterschied mit gleicher Grausamkeit wütete, im Zorn kein Maß kannte und sich über Recht und Gerechtigkeit erhaben dünkte, dabei aber die Gunst des Glücks wie kein anderer erfuhr“ (Josephus Flavius, Jüdische Altertümer 17, 8, 1). Er war nicht ein Jude, sondern ein Edomiter, ein Ausländer, und er wusste nur wenig vom Judentum. Umso mehr aber hatte es ihm die griechische Kultur angetan. Sein Leben hat ein böses Ende gefunden, unter unsagbaren Schmerzen ist er von der Bühne dieses Lebens abgetreten.

Am Ziel angekommen, erkennen die Weisen, geläutert durch die mühevolle Reise, in dem armen hilflosen Kind den König der Könige. Und sie beten es an, wie man Gott anbetet. Sie schauen zwar das Wunder Gottes, aber nur

mit den Augen des Glaubens ist es ihnen zugänglich. Somit unterscheiden sie sich auch in diesem Punkt nicht wesentlich von uns.

Der Weg der Weisen erinnert uns daran, dass unser Leben eine große Pilgerfahrt ist, dass wir auf dem Weg sind und uns immer wieder auf den Weg machen müssen, um uns dahin zu begeben, wohin Gott uns ruft, dass wir der Wahrheit verpflichtet sind, die immer absolut ist, der Wahrheit Gottes, wie sie uns durch die Vernunft und durch die Offenbarung zukommt, und dass wir immer wieder die Geborgenheit des Alltags verlassen müssen, um Gott zu finden inmitten aller Gottlosigkeit unserer irdischen Existenz.

Der Weg der Weisen erinnert uns daran, dass nicht unsere Wünsche der Maßstab unseres Lebens sein dürfen, sondern dass es uns in erster Linie stets um die Absichten Gottes gehen muss. Es gilt, dass wir nicht uns suchen, sondern Gott und seine Wahrheit. Nicht um uns darf es uns in erster Linie gehen in unserem Leben und auch eigentlich nicht um unsere Mitmenschen, primär muss es uns stets um Gott gehen und um die Ewigkeit, denn in ihm ruht auch die Nächstenliebe, ohne ihn verliert sie ihr Fundament.

Es gibt so etwas wie eine natürliche Unruhe in uns, sie ordnet uns hin auf die Wahrheit und letzten Endes auf Gott, den Urheber und Garanten aller Wahrheit. Dieser Unruhe müssen wir folgen, wie die Weisen aus dem Morgenland ihr gefolgt sind.

Es begegnet uns heute viel spießbürgerliche Selbstgenügsamkeit, religiöse Abgestandenheit, Desinteresse an Gott und an der Kirche und verhängnisvolle Diesseitigkeit. Dem liegt in nicht wenigen Fällen eine geradezu krankhafte Ichbezogenheit zugrunde, die uns blind macht für die Wirklichkeit. Darum ist die Verantwortungslosigkeit der Menschen heute so groß,

im Kleinen wie im Großen. Darum übertrifft die Gleichgültigkeit der Menschen heute alles je Dagewesene. Darum sind so viele ganz auf das Diesseits fixiert, vergötzen so viele den Lebensgenuss und leben ohne auch nur einen einzigen Gedanken an Gott und an die Ewigkeit. Sie wollen nur leben, nicht aber sich bemühen, recht zu leben. Recht leben, das heißt gemäß der Wahrheit leben, wie sie uns im Gesetz Gottes begegnet und wie sie uns Gott geoffenbart hat in der Werkoffenbarung und in der Wortoffenbarung.

Die Wahrheit ist immer unbequem. Darum fordert sie immer wieder von uns, dass wir aufbrechen und uns in die Fremde begeben, dass wir all unsere persönlichen Wünsche zurücklassen. Die Weisen suchen die Wahrheit und gehen ihren Spuren nach, ungeachtet der Mühen, die sie dafür auf sich nehmen müssen. Wer den Gipfel eines Berges erreichen will, muss Entbehrungen und Mühsal auf sich nehmen, umso mehr, je höher der Berg ist. Nur dann erreichen wir das letzte Ziel, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben und um ihretwillen immer wieder uns auf den Weg machen, um ihretwillen immer wieder das Abenteuer des Weges mit der Behaglichkeit der alltäglichen Geborgenheit vertauschen.

Nicht selten geschieht es, dass wir, wenn wir Hilfe suchen auf dem Pilgerweg unseres Lebens, an die falschen Menschen geraten, dass wir Menschen Vertrauen schenken, die es nicht wert sind. So erging es den Weisen, als sie sich in Jerusalem am Ziel glaubten und sich an Herodes wandten. Menschen enttäuschen uns des Öfteren. Darum gilt es, dass wir auf der Hut sind. Christus sagt einmal, dass wir die Menschen an den Früchten erkennen. Das ist das eine, dass wir auf die Früchte schauen, das andere ist, dass wir uns nicht von dem äußeren Glanz blenden lassen, dass wir uns nicht von der Stellung und dem Gehaben der Menschen beeindrucken lassen. Auf die inneren Werte kommt es an. „Alle Schönheit der Tochter des Königs ist innerlich“, heißt es im Buch der Psalmen (Ps 44, 14). Oft ist es so,

dass sich wahre Größe hinter äußerer Unscheinbarkeit verbirgt. Und oft braucht es längere Zeit, bis wir sie, die wahre Größe, erkennen.

Wir sind Pilger in dieser Welt und Fremdlinge (1 Petr 2, 11). Diese Wirklichkeit wird veranschaulicht durch den Zug der Weisen. „Unsere Heimat ist im Himmel, von woher wir auch den Herrn Jesus Christus als Retter erwarten“, erklärt der Völkerapostel Paulus in seinem Brief an die Philipper (Phil 3, 20). Paulus verzehrt sich geradezu in der Sehnsucht nach der himmlischen Heimat (2 Kor 5, 1). Wir sind auf dem Weg, und es geht darum, dass wir das im Alltag unseres Lebens verwirklichen. Gott selber führt uns, wenn wir uns immer wieder zu ihm hin auf den Weg machen. Er führt uns auf vielfältige Weise durch Menschen und durch Ereignisse, wie er die Weisen durch seinen Stern geführt hat. Gott ist getreu, er verlässt uns nicht, wenn nicht wir ihn zuvor verlassen. Er führt die Seinen ans Ziel, und er erfüllt sie schließlich mit jener großen Freude, für die die Freude der Weisen aus dem Morgenland nur ein schwaches Abbild ist.

Die frommen Männer aus Babylon ermahnen uns, dass wir uns führen lassen und dass wir, um es mit den Worten des Psalmisten zu sagen, allezeit unsere Augen auf den Herrn richten (Ps 24, 15). Amen.

FEST DER TAUFE JESU

„SEHT DAS LAMM GOTTES, DAS HINWEGNIMMT DIE SÜNDE DER WELT“

Wir feiern heute die Taufe Jesu als Festtag und begehen damit den Abschluss der Weihnachtszeit im engeren Sinne. Im weiteren Sinne geht sie bis zum Fest Mariae Lichtmess, bis zum Fest der Darstellung des Herrn.

Viermal wird uns von der Taufe Jesu berichtet, in allen vier Evangelien. Offenbar hielten die Evangelisten sie für ein sehr bedeutendes Ereignis. Für uns mag das zunächst verwunderlich sein. Am Beginn seines öffentlichen Wirkens lässt sich Jesus von Johannes taufen, der die „Umkehr und die Taufe zur Vergebung der Sünden“ mit dem Hinweis auf den kommenden Messias verkündet und spendet und damit eine mächtige religiöse Bewegung in Gang gesetzt hat. Auch Jesus und seine Jünger haben getauft, wie Johannes der Täufer, jedenfalls am Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu. Davon berichtet das Johannes-Evangelium gar zweimal (3, 22 - 26; 4. 2). Bei dieser Taufe handelt es sich um die gleiche Taufe, wie sie auch Johannes der Täufer gespendet hat. Sie war nicht das Sakrament der Taufe, jene Geisttaufe, von der Jesus einst zu Nikodemus gesprochen (Joh 3, 1 - 6) und zu der er die Zwölf nach seiner Auferstehung ausgesendet hat (Mt 28, 19).

Die Johannes-Taufe sollte die messianische Zeit einleiten. Sie war ein Ausdruck der Buße und der Bekehrung. Zu ihr gehörten das Bekenntnis der Schuld und die Bitte um Vergebung. Aber sie schenkte nicht ein neues Leben in Angleichung an den auferstandenen Christus, sie vermittelte nicht die Gnade der Erlösung. Die Erlösung war ja noch nicht erfolgt.

Jesus ließ sich taufen, obwohl er der Taufe nicht bedurfte, er war ohne Sünde, deshalb zögerte Johannes, Jesus beharrte jedoch auf seinem Ansinnen. Durch seine „Selbstentäußerung“ (Phil 2, 7) wollte er uns ein Beispiel geben. Während er sich, indem er sich taufen lässt, verdemütigt und Johannes und seine Bußpredigt bestätigt, bestätigt Gott ihn in seiner Taufe als den Messias.

Mit der Taufe durch Johannes, seinen Vorläufer, beginnt Jesus sein messianisches Wirken und unterstreicht damit die Kontinuität der Heilsbotschaft vom Alten zum Neuen Testament.

Die Taufe, die charakteristisch ist für das Christentum, hat ihre Vorformen in den Reinigungsbädern, die im Judentum Jahrhunderte vor Christus eine bedeutende Rolle spielten. In dem Wort „taufen“ steckt das Wort „tauchen“. Für die Taufe, die uns in der Johannes -Taufe zum ersten Mal in der Geschichte als religiöses Ritual begegnet, brauchte man eine Bezeichnung. Im Griechischen bildete man dafür das Wort „baptizein“, das lateinische „baptizare“, das soviel bedeutet wie eintauchen oder untertauchen. In vielen Sprachen findet sich dieses Wort wieder, wenn nicht gar in den allermeisten.

In der Taufe steht das Wasser nicht nur für die Reinigung, zugleich ist es da ein Symbol für den Gottesgeist. Am Anfang, vor der Erschaffung der Welt, schwebte der Geist Gottes über den Wassern, heißt es im ersten Buch des Alten Testamentes (Gen 1, 2). Die Taufe verbindet die meisten christlichen Gemeinschaften miteinander, so sehr sie auch immer wieder anders interpretiert oder gedeutet wird. Für das Christentum ist sie in der Tat das entscheidende Kriterium.

Johannes nennt Jesus bei der Taufe das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt (Joh 1, 29). Diese Szene wird eindrucksvoll durch den Künstler auf dem Isenheimer Altar im nahen Colmar festgehalten. Aber nicht nur dort. Immer wieder ist dieses Bild in der Kunst festgehalten und ausgestaltet worden.

Die Taufe, die Jesus empfängt, ist ein Hinweis zum einen auf sein messianisches Wirken in der Kraft des Gottesgeistes und zum anderen auf sein Leiden und Sterben. „Gott hatte ihn mit dem Heiligen Geist und mit Kraft gesalbt“, erklärt der Apostel Petrus in der (zweiten) Lesung des heutigen Festtags. Der Messias ist der Gesalbte. Die griechische Übersetzung des Wortes „Messias“ ist „Christus“. Darum: Gott hat ihn gesalbt mit dem Hei-

ligen Geist und mit Kraft. Gesalbt wurden in Israel Könige und Priester. In seinem Bekenntnis zum Messias fährt Petrus dann fort: „Wohltaten spendend zog er durch das Land und heilte alle, die von bösen Geistern besessen waren“. Dieses sein messianisches Wirken aber vollendet Jesus mit seinem Leiden und Sterben. Sein Leiden und Sterben nennt er selber einmal eine Taufe, mit der er getauft werden muss, getauft werden muss nach dem Willen seines Vaters (Mk 10, 38).

In Anspielung darauf heißt es im Weltkatechismus: „Er (Jesus) nimmt die Taufe seines Todes vorweg - zur Vergebung unserer Sünden“ (Nr. 536). Und weiter: Nach seinem Tod am Kreuz fließen aus seinem durchbohrten Herzen Blut und Wasser, „Urbilder der Taufe und der Eucharistie, der Sakramente des neuen Lebens“ (Nr. 1225).

Unterscheidet sich die Taufe, die Jesus empfangen hat, auch wesentlich von jener Taufe, die er seinen Jüngern nach seiner Auferstehung aufgetragen hat, so dient das festliche Gedenken dieser seiner Taufe dennoch auch dem Gedächtnis jener Taufe, die wir alle am Anfang unseres Lebens empfangen haben. Daran erinnert uns auch das Tagesgebet dieser heiligen Messe. Um die Erinnerung an unsere Taufe am heutigen Festtag zu unterstreichen, spendet der Heilige Vater heute traditionellerweise in der Sixtinischen Kapelle einer Reihe von Kindern das Sakrament der Taufe.

Die sakramentale Taufe versteht man heute fälschlicherweise vielfach nur noch als Zeichen für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Glaubenden. Dafür stehen Theologen und zuweilen gar auch Hirten und zeigen damit, wie weit sie sich mit ihrer schlechten Theologie von den Wahrheiten des Glaubens entfernt haben. In Wirklichkeit werden wir, so sagt es der Glaube der Kirche, durch die sakramentale Taufe aufgenommen in die Familie Gottes, erhalten wir in ihr ein neues Leben, das göttliche, werden wir durch

die Gnade der Taufe Söhne und Töchter Gottes, und zwar seinshaft. Es ist nicht so, als ob wir durch die Taufe nur in eine neue Relation zu Gott träten.

Durch die sakramentale Taufe werden wir Christus auf geheimnisvolle Weise gleich gestaltet. So sagt es der Weltkatechismus (Nr. 537). Durch sie erhalten wir die Erlösung oder durch sie wird sie uns zugewendet. Das ist weit mehr als wenn man sagt: Wenn der Getaufte heilig genannt wird, so bedeutet das, dass er „im Wirkungskreis des Glaubens“ lebt (Karl Lehmann, Ansprache im Mainzer Dom am 31. Mai 2007). Wie der Kirchenvater Ambrosius († 397) betont, kommt die Taufe vom Kreuz Christi, von seinem Tod. Wörtlich erklärt der heilige Ambrosius: „Darin liegt das ganze Mysterium: Er hat für dich gelitten, in ihm bist du erlöst, in ihm bist du gerettet“ (De sacramentis 2, 6).

Das Fest der Taufe Jesu erinnert uns daran, dass wir teilhaben und teilhaben sollen an seiner messianischen Sendung, die durch seine Taufe im Jordan gleichsam eröffnet wird - Wohltaten spendend zog er durch das Land und nahm den Kampf auf gegen die Mächte des Bösen -, das Fest erinnert uns aber auch daran, dass wir auch an seinem Leiden und Sterben Anteil haben und haben sollen, sofern in ihm die messianische Sendung Jesu gleichsam kulminiert. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit der Sünde und allem Widergöttlichen. Das müssen wir gerade heute unterstreichen. Die Welt steht unter der Macht des Bösen, heißt es im ersten Johannesbrief (1 Joh 5, 19). Verkündigung und Leiden charakterisieren das messianische Wirken Jesu. Wir sollen es fortführen in dieser Welt. Vor allem auch in der Gestalt der Auseinandersetzung mit dem Bösen, dem heute vielfach nur müder Widerstand entgegengebracht wird, wenn man nicht gar seiner Faszination erliegt. Endlich will uns das Fest der Taufe Jesu ein Anlass sein,

dass wir unserer eigenen Taufe gedenken und uns mühen, aus der Taufgnade zu leben. Amen.

2. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WIR HABEN DIE LIEBE UNSERES GOTTES ERKANNT“

Jesus wirkte das erste Zeichen. Zeichen werden die Wunder in den Evangelien genannt. Zeichen deshalb, weil sie auf etwas hinweisen, weil sie eine verborgene Wirklichkeit sichtbar machen. Durch die Zeichen, die Jesus wirkte, erkannten seine Jünger, dass er mehr war als ein Mensch, dass in ihm der Himmel auf die Erde herabgekommen und dass er der lang erwartete gottgesandte Messias war. Durch sie wurde ihnen klar, dass seine Worte und sein Beispiel absolute Gültigkeit hätten und allen Menschen verkündet werden müssten, dass es nichts Verbindlicheres gebe als seine Worte und sein Beispiel. Darum gibt es die Kirche bis in unsere Tage. Das Wirken Jesu darf nicht vergessen werden, und die Kirche muss den Menschen, uns allen, die Kraft vermitteln, zu tun, was er getan hat, und zu sagen, was er gesagt hat, damit wir die Gnade der Erlösung erlangen und bewahren. So verstanden, sind die Wunder Jesu Zeichen nicht nur für seine Jünger, sondern auch für uns.

Das erste Zeichen, das Jesus wirkte – das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet davon –, weist uns nicht nur hin auf die außergewöhnliche Vollmacht dieses Gottgesandten, auf seine absolute Autorität und Verbindlichkeit, es weist uns auch hin auf die hohe Wertschätzung, die er der Ehe und der Familie entgegenbringt. Nicht zuletzt ist es auch ein Hinweis auf das Sakrament der Eucharistie, das eine zentrale Stellung im Leben der Kirche erhalten und darüber hinaus das eigentliche Zentrum der priesterli-

chen Existenz werden sollte, das heute allerdings, nüchtern betrachtet, weithin zur Belanglosigkeit geworden ist, nicht nur in den Augen der Gläubigen oder der nur noch halb Gläubigen, sondern auch in den Augen der Priester. Aber davon soll heute Morgen nicht die Rede sein. Wir wollen uns heute Morgen Gedanken machen über die Ehe und die Familie und über die hohe Wertschätzung, die Jesus dieser Institution entgegenbringt, die uns verpflichtet, dass wir sie teilen, diese Wertschätzung, und uns entsprechend verhalten.

Jesus segnet die Hochzeit durch seine Anwesenheit auf ihr und durch das Weinwunder, das er auf ihr wirkt. Er anerkennt die eheliche Gemeinschaft und die aus ihr hervorgehende Familie als von Gott gestiftete Institution. Von Anfang an haben seine Jünger, hat die Christenheit das verstanden. Erst heute scheint uns diese Erkenntnis mehr und mehr verloren zu gehen. Zwar haben die meisten Religionen die religiöse Dimension der Ehe und der Familie erkannt, aber nirgendwo hat diese Einrichtung einen solch hohen Stellenwert wie im Christentum, und zwar von Anfang an. Umso erstaunlicher ist es, dass der Reformator Martin Luther († 1546) gemeint hat, die Ehe sei „ein rein weltlich Ding“.

Den Worten und dem Beispiel Jesu folgend, hat die Christenheit stets die Ehe und die daraus hervorgehende Familie als eine von Gott und durch Christus geheiligte Gemeinschaft betrachtet und daraus ein in seiner Höhe unübertroffenes Ideal entwickelt. Die Grundlage dafür konnte man im Epheserbrief finden, wenn es da heißt: „Dieses Geheimnis ist groß im Hinblick auf die Liebe Christi zu seiner Kirche“ (Eph 5, 32). In dieser Liebe begegnen uns nämlich das innerste Wesen und das entscheidende Ferment der christlichen Ehe, in der Liebe Christi zu seiner Kirche. Diese Liebe darzustellen und sichtbar zu machen, das ist daher der eigentliche Auftrag

christlicher Eheleute. Darin liegt ein hoher Anspruch, zugleich aber auch eine ehrenvolle Berufung.

Es ist eine der zweifelhaftesten Errungenschaften unserer Zeit, dass sie Ehe und Familie nicht nur ihres religiösen Adels entkleidet hat, sondern dass sie diese Institution überhaupt, auch im natürlichen Bereich, in Frage gestellt hat. Vielfach begnügt man sich heute mit Ersatzformen, die weder dauerhaft sind noch von der personalen Liebe noch von der Fruchtbarkeit getragen werden. Ja, man will die Ehe ganz neu definieren, gegen die Natur. In Frankreich sind 800 000 Menschen auf die Straße gegangen, um Zeugnis zu geben von ihrem natürlichen Empfinden.

Ersatzformen der Ehe und eine neue Definition der Ehe, die Ungeheuerlichkeit einer solchen Gesinnung und solchen Tuns wird auf dem Weg über die Sprache vertuscht. So spricht man von Ehen ohne Trauschein, als ob es hier nur um einen Schein ginge, und von alternativen Formen der Ehe, als ob es die Ehe anders geben könnte als in der überkommenen Gestalt. Das geschieht im Sog eines üblen Zeitgeistes, in dem man sich selbst und die anderen um das große Glück einer wirklich menschlich und christlich gelebten Ehe betrügt. Man legt heute Hand an die Keimzelle der menschlichen Gesellschaft, die nach dem Willen Christi eine Kirche im Kleinen sein soll, gleichsam ein kleines Paradies. Das aber geschieht nicht ungestraft. Gott lässt seiner nicht spotten. Man möchte es billiger haben, zahlt aber ein Vielfaches darauf. Nur eine Rechtfertigung hat man dafür parat, aber die ist keine. Sie lautet: Sie tun es ja alle! Oder: Die anderen tun es ja auch!

An die Stelle der Hingabe, die in ihrer innersten Wirklichkeit mit umfassender Verantwortung verbunden ist, treten hier der Egoismus und die Instrumentalisierung des Mitmenschen. Dazu gehört es, dass man sich immer noch eine Hintertür offen halten will.

So entspricht es im Grunde einem sich mehr und mehr ausbreitenden Menschenbild, in dem der Mensch nicht mehr als von Gott geschaffen angesehen wird, in dem er nicht mehr als ein Wesen angesehen wird, das mit seiner Geistseele in die Ewigkeit hineinreicht, sondern als Produkt rein innerweltlicher Entwicklung. Da stehen die Theologen nicht abseits, jene freilich, für die nicht mehr der Glaube der Kirche die Grundlage ihrer Studien ist. In diesem Menschenbild wird das, was den Menschen über die Tierwelt erhebt, der Geist, die unsterbliche Geistseele, und der sich daraus ergebende Bezug zum Jenseits, zum ganz Anderen, zu Gott, nicht mehr als wirklich angesehen. Der Tod ist dann das absolute Ende des Menschen, mit ihm ist dann alles vorbei.

Dieses materialistische Menschenbild und seine Verbreitung ist im Grunde das Produkt der Massenmedien und, daraus hervorgehend, der allgemeinen geistigen Atmosphäre, die uns umgibt, der Luft, die wir einatmen, vor der die Verkündigung der Kirche heute nicht selten kapituliert.

Wo die Besonderheit des Menschen nicht mehr bejaht wird, seine Einzigartigkeit in der Schöpfung, da ist letzten Endes kein Raum mehr für Verantwortung, da ist es nicht mehr möglich für den Menschen, personale Liebe zu entwickeln, die treu ist bis zum Tod und die ausschließlich auf einen einzigen Partner gerichtet ist. Die christliche Ehe ist bestimmt von der Ausschließlichkeit und von der lebenslänglichen Dauer. In der christlichen Ehe heißt es: Nur du! Und: Nur du für immer!

Andere Formen der Ehe sind würdelos und letzten Endes zerstörerisch für den Menschen, für den Einzelnen und für die menschliche Gemeinschaft. Wo die Ehe nicht mehr als Gemeinschaft von Mann und Frau in der Ausschließlichkeit der Liebe und ihrer ewigen Dauer - Ehe, das Wort enthält etymologisch die Bedeutung von Ewigkeit - verstanden wird, da beschränkt

man sich auf reine Triebhaftigkeit und ordnet diese rein pragmatisch, wenn überhaupt, im Rahmen äußerer Überlegungen. Was bleibt, ist ein mehr oder weniger vordergründiger Egoismus, womit der Mensch indessen sein Leben zerstört, jedenfalls auf die Dauer, deswegen, weil er im Tiefsten doch weiß, dass er für die Ewigkeit geschaffen ist.

Viele Menschen haben heute resigniert, suchen ihre Resignation jedoch zu verbergen, wenn sie betonen, dass sie das Leben lieben, dass sie aus dem Prinzip der Hoffnung leben, dass sie an eine bessere Zukunft glauben. Sie fliehen vor dem Tod, lieben ihn aber im Grunde mehr als das Leben. Eine merkwürdige Widersprüchlichkeit begegnet uns darin. Man kann das Leben nicht lieben, wenn man es nicht an Gott und an die Ewigkeit bindet. Eine gottlose und ungläubige Generation kann weder das eigene Leben lieben noch das der anderen.

Wo Gott nur noch ein Wort ist oder wo er ganz und gar ausgeklammert wird, da gibt es notwendig immer neue Konflikte im Herzen der Menschen und in ihrem Miteinander, Konflikte, die ihrerseits zur Resignation und zur Verzweiflung führen. Die wirklich glücklichen Heiden müssen noch geboren werden, die gibt es noch nicht. Der einzige Weg zum Glück, zum wahren und dauerhaften Glück, ist Christus, der Herr. Er besteht darin, dass wir uns die Worte und das Beispiel dieses göttlichen Boten zu Eigen machen. Alles andere ist Illusion.

Jesus wirkt sein erstes Zeichen auf einer Hochzeit. Die Jünger erkennen daran, dass seine Worte und sein Tun der Maßstab sind für sie und für alle Menschen, dem Anspruch nach. Sie erkennen daran aber auch die Wertschätzung, die er der Ehe entgegenbringt und der Familie, wie Gott sie gewollt, wie er sie gestiftet hat. Folgen wir ihm auch darin - in Wort und Tat,

im Zeugnis und im Tun. Das ist für uns der Weg zum Heil, zu einem Heil, das schon in dieser Welt beginnt. Amen.

3. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WEINT NICHT, DENN DIE FREUDE AN GOTT IST EURE STÄRKE“

Die (erste) Lesung entstammt heute dem alttestamentlichen Buch Nehemia. Zusammen mit dem Buch Esra behandelt dieses Buch die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem Babylonischen Exil. Das war im 6. vorchristlichen Jahrhundert. Rund 50 Jahre hatte die Zeit der Verbannung gedauert. Zunächst hatte es damals keinerlei Hoffnung auf Heimkehr gegeben. Die Heimat der Verbannten, das Südreich, das Land um die heilige Stadt Jerusalem, war entvölkert, viele Israeliten waren im Krieg umgekommen, und die übrigen hatte man nach Babylon verschleppt, um sie dort als Arbeitssklaven zu verwenden. Das Leben der Verbannten bestimmten Armut, Unfreiheit und Heimweh. Diese trostlose Lage wird in Psalm 136 besungen, wohl einem der schönsten Psalmen des Psalters: „An den Flüssen Babylons saßen wir und weinten, weil unsere Gedanken nach Sion gingen (nach Jerusalem)“. Es gab aber auch Propheten in der Fremde. Die einen waren mit ihrem Volk nach Babylon geführt worden, die anderen hatte der Ruf Gottes in Babylon erreicht. Diese erklärten ihren Landsleuten mit eindringlichen Worten: „Ihr seid im Unglück, weil ihr Gott verlassen, weil ihr den Gottesbund verraten habt“. Gleichzeitig trösteten sie die Verbannten aber, indem sie ihnen ihre Heimkehr voraussagten für den Fall, dass sie sich bekehren würden. Diese Voraussage erfüllte sich im Jahre 539 vor Christus. Damals hatte der Perserkönig das babylonische Reich erobert und den Juden die Heimkehr gestattet. In der Heimat musste man ganz neu an-

fangen. Alles musste neu geordnet werden, politisch wie auch religiös. Von diesem Neuanfang nun handeln die zwei genannten Bücher des Alten Testamentes, das Buch Esra und das Buch Nehemia. Unsere Lesung schildert uns eine Volksversammlung in Jerusalem aus dieser Zeit, auf der das Gesetz verlesen wurde, auf der das Gesetz verlesen und erklärt wurde. Besonders eindrucksvoll ist dabei eine Feststellung des Hohenpriesters Esra - der letzte Satz unserer Lesung -, wenn er sagt: „Weint nicht, denn die Freude an Gott ist eure Stärke“.

Die aus der Verbannung Heimgekehrten trauerten und weinten bei der Verlesung und bei der Erklärung des Gesetzes. Sie dachten an die schicksalhafte Bedeutung des Gesetzes für ihr Leben. Immer wieder waren schwere Prüfungen über sie gekommen, weil sie ohne Gott, weil sie ohne den wahren Gott hatten leben wollen, weil sie ihre selbst gemachten Götter dem wahren Gott vorgezogen hatten. Sie hatten sich ihren Leidenschaften überantwortet und davon das Glück erwartet. Sie hatten nicht hören wollen auf die Vernunft und auf Gottes Gebot. Die Wahrheit war ihnen zwar verkündet worden, aber sie hatten es besser wissen wollen. Von den wahren Propheten hatten sie sich abgewandt und sich den Hofpropheten zugewandt, von den unbestechlichen Predigern hatten sie nichts gehalten, sie hatten sie verachtet. Von den Lehrern der Wahrheit, die die gesunde Lehre verkündeten, hatten sie sich abgewandt und sich Lehrer nach eigener Willkür gesucht, Lehrer, die den Ohren schmeicheln, wie es im Blick auf das neutestamentliche Gottesvolk im 2. Timotheusbrief heißt (2 Tim 4, 3). Eitle Schwätzer und Verführer nennt sie der Titusbrief (Tit 1, 10). Heute sind sie Legion, nicht nur in der Kirche, auch in der Welt. In der Kirche stehen sie für eine Gefälligkeitsverkündigung, die nicht die Botschaft, sondern die Botschafter empfiehlt. Sie biedern sich an bei den Menschen und stellen sich mit ihrer Person vor ihre Botschaft. Die Ehre, die die Menschen Gott schulden, nehmen sie für sich in Anspruch. An ihrem Stolz und an ihrem

Hochmut kann man sie verhältnismäßig leicht erkennen. Man muss sich allerdings einen reinen, aber auch kritischen Blick bewahren, zumal sich hier der Hochmut und der Stolz hinter gespielter Demut verbergen.

Von den wahren Propheten hatte sich das Volk Israel abgewandt und sich den Hofpropheten zugewandt. Darum war Unglück über sie gekommen. So ist es immer: Wenn der Mensch seine eigenen Wege geht, sich von Gott und von seinen Geboten emanzipiert, sich im Stolz gegen Gott empört, eine Weile mag es ihm gut gehen, Gott ist langmütig, aber die Strafe folgt der Sünde, auch wenn wir das nicht wahrhaben wollen. Das ist deshalb so, weil die Gebote Gottes in der Sache begründet sind, weil sie in der Natur der Dinge ihren Grund haben, weil sie das richtige Verhalten des Menschen beschreiben und weil sie ihn vor Schaden bewahren wollen. Auch die Strafe Gottes ist Ausdruck seiner Liebe. Das Volk Israel hat das schmerzlich erfahren.

Wer sich von Gott abwendet, der wird gewissenlos. Er lebt nach seinen eigenen Wünschen und Begierden, die ihn schon bald versklaven. Wenn jeder tut und lässt, was ihm gefällt, so verwandelt sich die Welt in ein Chaos, zunächst unsere kleine Welt, dann aber die große Welt, die aus vielen kleinen Welten zusammenwächst. Wer wollte nicht sehen, dass das weithin unsere Situation ist? Wenngleich das für viele wiederum wie chinesisch klingt oder wie spanisch, speziell angesichts des demonstrativen Optimismus, wie er heute in der Kirche von den Funktionären verbreitet wird. Wir sind nicht nach Babylon verschleppt worden, aber wir leben in der Fremde. Zudem, was nicht ist, das kann noch werden. Von dem Kirchenvater Augustinus († 430) stammt das tiefe Wort: „So hast Du, o Gott, die Welt geschaffen, dass sich jeder ungeordnete Geist selber zur Strafe wird" (Bekenntnisse, Buch 1, Kap. 12).

Das Volk trauerte und weinte bei der Verlesung des Gesetzes, weil es an das Leid dachte, dass ihm die Sünde eingebracht hatte, aber auch weil es an die für sein Leben schicksalhafte Bedeutung des Gottesgesetzes dachte, an all das, was man schmerzlich erfahren hatte. Darum erklärte Esra, der Hohepriester: „Die Freude an Gott ist eure Stärke“. Man könnte diesen Satz auch übersetzen: „Die Freude an Gott ist euer Schutz, euer Schutzwall, eure Hoffnung, und somit ist sie eure Stärke“. Das wussten die Heimgekehrten, aber sie hatten es lange Zeit hindurch vergessen, wie auch wir viele existentielle Glaubenswahrheiten vergessen haben, wenn wir sie nicht gar aus der Erinnerung ausgemerzt haben. Das aber war ihnen zum Verhängnis geworden.

Wenn Gott unsere Freude ist, dann werden wir willig und treu seine Weisungen erfüllen, wie sie uns in der Offenbarung des Alten und des Neuen Testamentes begegnen und in der Kirche verkündet werden, dann werden wir auf die echten Propheten hören, im lebendigen Glauben die gesunde Lehre annehmen, uns um ein gutes Gewissen bemühen, die Verbundenheit mit Gott im Gebet suchen und ein rechtschaffenes und frommes Leben führen.

Es dauert jedoch oft sehr lange bis die Menschen lernen aus dem, was schicksalhaft über sie kommt. Viel Unheil muss über die Menschen kommen bis sie aufwachen. Vor allem bedürfen sie gnadenhafter Lehrer, die vom Geist Gottes erfüllt sind, die Mut haben und sich nicht dem Wohlleben verschreiben, die ihr Amt nicht als Karriere verstehen, wie es heute immer wieder heißt, wobei sich gar die Hirten nicht selten der Sprachreglung der Massenmedien anschließen. Begnadeter Lehrer bedürfen wir, die sich konsequent in den Dienst Gottes und der Menschen stellen, die bereit sind, für die Wahrheit ihr Leben hinzugeben. Um solche Hirten sollten wir beten, um solche, die nicht „Gott und dem Mammon“ (Mt 6, 24) dienen. Nicht auf

die Quantität kommt es hier an, sondern auf die Qualität. Da kann schließlich einer für tausend stehen.

Leben wir aus der Freude an Gott, dann ist diese Freude ein Schutzwall und eine unerschöpfliche Quelle der Kraft für uns in allen Situationen unseres Lebens, dann bewahrt sie uns vor dem Unglück und dann ist sie unsere Kraft, wenn Leid über uns kommt, verschuldetes oder auch unverschuldetes. Wenn Gott mit uns ist, kann uns niemand und nichts mehr etwas anhaben.

Wir beten so oft im Vaterunser: Erlöse uns von dem Bösen. Gott erlöst uns von dem Bösen - damit ist zunächst der Widersacher Gottes gemeint, „der Vater der Lüge, der Lügner von Anbeginn“ (Joh 8, 44) -, Gott erlöst uns von dem Bösen und von allem Übel, wenn wir ihn darum bitten, aber er tut es nicht allein. Wir müssen mitwirken mit der Gnade Gottes. Diese unsere Mitwirkung besteht darin, dass wir uns an Gott freuen, dass wir uns darum bemühen, dass Gott unsere Freude ist. Nur dann kann er unsere Freude sein, wenn er unser Leben prägt und bestimmt, wenn wir uns abwenden von jenen Freuden, die unserer Freude an Gott widerstreiten. Wer im Bösen seine Freude sucht, liefert sich und die Welt der Gewalt des Bösen und seiner zerstörerischen Macht aus. Wer seine Freude in Gott sucht, dem wird Gott zu einer unerschöpflichen Quelle der Kraft. So ohnmächtig wir sind, wenn wir Gott verlassen - das sagt uns die Heilige Schrift, das sagt uns aber auch schon die Vernunft -, so mächtig sind wir, wenn wir uns ihm zuwenden, wenn er unsere Freude ist. Amen.

4. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„KEIN PROPHET IST WILLKOMMEN IN SEINER HEIMAT“

Der entscheidende Satz des heutigen Evangeliums lautet: „Ich sage euch, kein Prophet ist willkommen in seiner Heimat“. Wenn wir auf die (erste) Lesung schauen und überhaupt auf das Schicksal der Propheten in Israel, so müssen wir dieses Wort ausweiten: Nicht nur in seiner Heimat gilt der Prophet wenig, auch sonst findet er Ablehnung, auch sonst wird ihm viel Feindseligkeit entgegengebracht. In der Heimat mag die Ablehnung, die der Prophet erfährt, größer sein und spontaner, aber auch dort, wo er unbekannt ist, ist er nicht selten über kurz oder lang den Intrigen und den offenen Angriffen derer ausgesetzt, zu denen Gott ihn gesandt hat. In diesem Punkt ändern sich die Menschen nicht: Je konsequenter der Bote Gottes seinen Auftrag wahrnimmt und ihn zu erfüllen sich bemüht, umso mehr Schwierigkeiten warten auf ihn. Andererseits gilt in der Regel: Je lascher er seine Aufgaben erfüllt, umso besser ergeht es ihm. Diese Erfahrung können wir immer wieder machen in der Geschichte der Kirche und in der Gegenwart, vor allem in der Gegenwart.

Ein populärer Prophet, das ist im Grunde ein Widerspruch, ein hölzernes Eisen, jedenfalls auf die Dauer. Das heißt nun nicht: Je mehr Feinde, umso besser, je unbeliebter bei den Menschen, umso beliebter bei Gott. Der Prophet hat immer seine Freunde, immer wird es nicht wenige Menschen geben, die ihm folgen, die seinen Worten Glauben schenken, aber er hat auch seine Feinde, arge Feinde, vor allem in den Kreisen jener, die hier, in dieser Welt, den Ton angeben. Dabei ist das Maß der Ablehnung verschieden, das ist sicher, je nach Zeit und Ort.

Die Zahl der Propheten, die verfolgt wurden in der Geschichte des Heiles, ist groß. Darüber klagt Jesus, wenn er erklärt: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigst die, die zu dir gesandt wurden” (Mt 23, 37). Über die Verfolgung der Propheten in Israel, darüber klagt auch der

Erzmärtyrer Stephanus in der Stunde seines Martyriums, ungeachtet dessen, dass er auch betet für seine Mörder (Apg 7, 52).

Mehr als die anderen Propheten im Alten Testament hat der Prophet Jeremia diese Ablehnung erfahren, er ist dadurch in besonderer Weise zu einem Vorbild für Jesus und seine Jünger geworden. Daran erinnert uns die (erste) Lesung des heutigen Sonntags. Jeremia lebte und wirkte in den letzten Jahrzehnten des 7. und am Beginn des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Bis zum Fall Jerusalems und zur Verschleppung des Volkes nach Babylon wirkte er dort. Das Hauptthema seiner prophetischen Verkündigung war die Untreue seines Volkes gegen Gott und gegen die Menschen. Er erklärte, der theoretische und der praktische Abfall von Gott bringe immer wieder Unglück und Not über das Volk. Auch im Hinblick auf die sich anbahnende babylonische Gefangenschaft erläuterte er den Zusammenhang von Schuld und Strafe mit großem Nachdruck. Das brachte ihm viel Feindschaft ein, zumal es nicht wenige volkstümliche Propheten gab, die etwas anderes sagten, die dem Volk nach dem Mund redeten und es über den Ernst der Lage hinwegtäuschten. Gerade die gewissenlosen Propheten, die das Wirken des Jeremia vereitelten, bereiteten ihm große innere Schmerzen, die sich bei ihm mit der äußeren Not der Verfolgung verbanden.

Die (erste) Lesung und das Evangelium sprechen nicht nur von der Verfolgung der Propheten, sie deuten auch die Gründe dafür an: Zwei Gründe sind da zu erkennen. Der erste Grund ist ein persönlicher: Die Masse erträgt es nicht, wenn jemand anders ist. Der Neidkomplex, überall ist er virulent in Kirche und Gesellschaft, ja, auch in der Kirche. Über seine Macht dürfen wir uns nicht hinwegtäuschen. Er ist die tiefere Ursache für nicht wenige Bosheiten, die aus unserem Herzen und überhaupt aus den Herzen der Menschen hervorgehen. Der Neid, er ist ungemein wirksam im Menschen. Der will mehr sein als ich? So denkt oder sagt man etwa. Oder man

erklärt in immer neuen Variationen: Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns (Mt 13, 55)? Was will denn der mit seiner ganz gewöhnlichen Herkunft? Oder man argumentiert so: Der will mir etwas sagen? oder: Der will mir etwas voraus haben? Wir kennen doch seine Vergangenheit, seine Eltern und seine Verwandten (Mk 6, 3). Im Evangelium des heutigen Sonntags heißt es: „Sie staunten über das, was aus seinem Munde hervorging“ (Lk 4, 22). Dieses Staunen führt sie jedoch nicht zur Bewunderung und Anerkennung, sondern zum Hass. Was will der schon? So denken sie. Der kann doch nichts sagen, was von Bedeutung ist. Argumentiert man so, dann braucht man dem Propheten nicht einmal mehr zuzuhören.

Der zweite Grund, weshalb der Prophet Ablehnung und Feindseligkeit erfährt, ist ein sachlicher, nämlich der Inhalt seiner Botschaft. Der Prophet macht die Menschen unruhig, wenn er ein echter Prophet ist, wenn er sagt, was ihm aufgetragen ist, weil er die Menschen dann an ihre Pflichten vor Gott und an die Ewigkeit erinnert. Die große Zahl der Propheten, die nur auf ihre Beliebtheit sehen, sie ist der eigentliche Grund für die innere Bedrängnis der Kirche heute. Zwar hört man gern die Botschaft vom ewigen Leben - vielleicht, wohl auch nicht immer, aber doch zuweilen -, zwar hört man oftmals gern die Botschaft vom ewigen Leben, nicht aber die Bedingungen, die damit verbunden sind.

Immer hat es Propheten gegeben, die nur von dem einen sprechen, das andere aber unter den Tisch fallen lassen. Sie erkaufen sich den Beifall der Massen um den Preis der halben Botschaft. Gerade heute scheinen sie zahlreicher zu sein als je zuvor, die Propheten, die sich den Beifall der Massen erkaufen um den halben Preis der Botschaft. Wenn ein Prophet nur das sagt, was alle sagen, macht er sich überflüssig bei den Menschen und schuldig vor Gott.

Bei dem Propheten Jeremia heißt es einmal - nicht in der heutigen Lesung-, an einer anderen Stelle: „Leichtfertig rufen sie: Friede, Friede! und es ist doch kein Friede!" (Jer 6, 14). Und: „Sie alle verüben Betrügerei" (Jer 6, 13). Genau das ist heute nicht selten der Fall, nicht nur in der Welt, leider auch in der Kirche, jedenfalls dort, wo sie sich zur Welt bekehrt hat.

Wer den Menschen aus seiner Trägheit heraustreibt - und das ist der Auftrag des Propheten, den er freilich an sich selbst zuerst ausführen muss -, wer den Menschen aus seiner Trägheit heraustreibt, der muss mit Ablehnung und Feindseligkeit rechnen.

Aber der Prophet steht nicht allein, der echte Prophet. Seine Kraft ist die Hilfe dessen, der ihn gesandt hat. In der (ersten) Lesung heißt es heute: „Hab keine Angst ... Ich mache dich ... zu einer befestigten Stadt, zu einer eisernen Säule, zu einer ehernen Mauer ... Sie werden streiten mit dir, aber sie bezwingen dich nicht, denn ich bin bei dir ..." (Jer 1, 17 ff). Das gilt nicht nur dem Jeremia, das gilt uns allen. Wir alle sind ausgesandt in prophetischer Sendung, sofern wir getauft sind und gefirmt. Dabei müssen wir mit Feindschaft und Ablehnung rechnen. Dafür sorgen der Neid und die Trägheit der Menschen. Aber das darf uns nicht einschüchtern.

An der Feindschaft und an der Ablehnung, die wir erfahren, erkennen wir geradezu, dass wir auf dem rechten Weg sind mit unserem Zeugnis. In der Kraft Gottes werden wir über uns selbst hinauswachsen, wenn wir Vertrauen haben. Gott wirkt seine Wunder auch in unserer Zeit. Stets wirkt Gott seine Wunder durch die, die ihm Vertrauen schenken und die nicht sich selber empfehlen und die Botschaft nicht abschwächen, deren Rede, um mit den Worten Jesu zu sprechen, „ja, ja" ist und „nein, nein" (Mt 5, 37). Amen.

5. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WEH MIR, ICH BIN VERLOREN, DENN ICH BIN EIN MENSCH MIT UNREINEN LIPPEN“

Die Frage nach Gott ist die tiefste Frage, die uns Menschen bewegt, die Frage nach Gott und nach dem Jenseits. Hinter ihr steht die Frage nach dem Tod, nach dem Überleben des Todes und nach der Ewigkeit, die wir erhoffen. Alle Menschen sind im Grunde auf der Suche nach Gott, auch die, die das nicht wahrhaben wollen, selbst die, die das Dasein Gottes leugnen. Der fromme Philosoph Blaise Pascal - er lebte im 17. Jahrhundert - drückt das so aus: Der Mensch übersteigt den Menschen um ein Unendliches. Damit will er sagen, dass diese sichtbare Welt dem Menschen nicht genügen kann, dass der Mensch in ihr im Grunde heimatlos ist. Die jenseitige Welt, sie ist seine Sehnsucht und zugleich sein Schicksal. Der heilige spricht unter diesem Aspekt von der Unruhe des Menschen, die erst dann zur Ruhe kommt, wenn der Mensch Gott gefunden hat (Bekenntnisse, I, 1). Man hat zu Recht von einer metaphysischen Unruhe gesprochen, die unser Menschsein zutiefst prägt.

In der schmerzlichen Erfahrung der Endlichkeit dieser Welt streckt sich der Mensch aus nach dem Unendlichen. Er kann es denken, und er ersehnt es, zugleich aber auch fürchtet er sich davor. Nicht zuletzt deswegen leugnet er es zuweilen, heute oder etwa seit gut 200 Jahren mehr denn je, im Trotz, in Feindseligkeit oder auch in Gleichgültigkeit, in einer Gleichgültigkeit, die freilich oft gespielt ist.

Auch jene, die von einem Paradies auf Erden träumen, meinen eigentlich Gott, verlegen ihn dann allerdings fälschlicherweise in die Zukunft dieser Welt.

Wir können das Wesen des Menschen nicht tiefer bestimmen, als wenn wir sagen: Der Mensch ist jenes Wesen, das auf die Ewigkeit hin ausgerichtet ist, jenes Wesen, das auf der Suche nach Gott ist. Darum gehört die Religion von Anfang an zum Menschsein des Menschen. Besonders dadurch unterscheidet sich der Mensch in seiner Natur von der unter ihm stehenden Tierwelt.

Der Mensch weiß um seinen Tod, und im Tiefsten weiß er, dass er in ihm für jene andere Welt geboren wird, deren Existenz er erahnt, so sehr ihre Wirklichkeit ihm auch verborgen ist. Hätte der Tod wirklich das letzte Wort, dann brauchten wir ihn nicht zu fürchten, dann könnte er uns gleichgültig sein, oder wir würden ihn ersehnen als das ersehnte Ende der Leiden dieser Zeit.

Der Mensch verzehrt sich in der Suche nach dem Unendlichen, es sei denn, er würde sein Menschsein verleugnen. Er verzehrt sich in der Suche nach dem Unvergänglichen, dem Unwandelbaren, dem Unbedingten, er verzehrt sich in der Suche nach der bleibenden Freude, nach dem unaufhörlichen Glück, nach dem Licht ohne Schatten, nach dem ewigen Tag, nach dem Tag, der keinen Abend mehr kennt.

Wir könnten Gott jedoch nicht finden, wir könnten ihn nicht einmal suchen, wenn wir nicht von ihm wüssten, und wir wüssten nicht von ihm, wenn er uns nicht entgegengekommen wäre, wenn er sich uns nicht geoffenbart hätte, denn, so drückt es der 1. Timotheusbrief aus (1 Tim 6, 16), Gott wohnt in unzugänglichem Licht. Auf zweifache Weise ist Gott uns entgegengekommen: Er hat in der Schöpfung seine Spuren hinterlassen, und in der Geschichte hat er gesprochen, im Alten und im Neuen Testament. Von dem Letzteren ist immer wieder die Rede in den Lesungen und Evangelien der heiligen Messe.

In der (ersten) Lesung der heutigen Sonntagsmesse wird uns die Berufung des Propheten Jesaja geschildert. Sie erfolgte im Todesjahr des Königs Ozias, ungefähr 750 Jahre vor Christus. Das war damals eine schlimme Zeit für Israel, eine Zeit des religiösen und sittlichen Niedergangs. Die politischen Verhältnisse waren aufs Äußerste gespannt und die politische Situation war extrem gefährlich. Allgemeine Ratlosigkeit und Angst vor einer ungewissen Zukunft hatte die Menschen erfasst. Das war eine ähnliche Zeit wie die Unsere.

Damals offenbarte Gott sich dem Propheten als der Heilige. Damit ist seine Erhabenheit angesprochen, seine Majestät, seine Größe, seine Unaussprechlichkeit, seine Andersartigkeit und Jenseitigkeit, der unendliche Abstand Gottes zum Menschen. Die einzig mögliche, ja, angemessene Antwort des Menschen auf die Heiligkeit Gottes ist die Ehrfurcht. Sie macht sich der Prophet Jesaja zu Eigen, wenn er sagt: „Weh mir, ich bin verloren, denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen - und meine Augen haben den König, den Herrn der Heerscharen gesehen“. In der Begegnung mit dem heiligen Gott erkennt er in tiefer Demut seine Kleinheit, seine Armseligkeit und seine Sündhaftigkeit.

Wenn die Sünde heute verharmlost wird, wenn das Sündenbewusstsein heute zurücktritt, hängt das mit dem Schwinden der Ehrfurcht zusammen, der Ehrfurcht vor Gott und von daher auch der Ehrfurcht vor dem Menschen. Ehrfurcht vor Gott aber gibt es nur da, wo die Heiligkeit Gottes geglaubt und erkannt wird. Und wo es um die Ehrfurcht vor Gott geschehen ist, da ist es auch um die Ehrfurcht vor dem Menschen geschehen.

Die Ehrfurchtslosigkeit und der Verlust des Sündenbewusstseins gehören innerlich zusammen. Sie kennzeichnen in besonderer Weise das Verhalten des modernen Menschen. Das eine wie das andere dominiert auch in unse-

ren Gotteshäusern und in unseren Gottesdiensten. Darum sind sie so oft unfruchtbar.

Der Prophet erkennt und bekennt seine Sündigkeit im Angesicht Gottes. Darum reinigt Gott ihn. Er entsündigt ihn und wendet sich ihm zu. Wo wir die Heiligkeit Gottes erkennen und ihm in Ehrfurcht begegnen, da wendet er sich uns zu. Wenn wir seine Größe und seine Unendlichkeit und unsere Unwürdigkeit und Kleinheit erkennen und bekennen, dann schenkt er uns sein Erbarmen. Dann schlägt er die Brücke. Nur dann werden wir Gottes Liebe und sein Erbarmen erfahren, wenn wir demütig sind wie Jesaja, nur dann überbrückt Gott den unüberbrückbaren Abgrund, der zwischen ihm und dem Menschen liegt.

Gottes Liebe und sein Erbarmen begegnen uns immer nur auf dem Hintergrund seiner Größe und seiner Erhabenheit. Dann zieht Gott uns zu sich herauf, wenn wir seine Größe und Erhabenheit erkennen, dann gibt er uns Anteil an seiner göttlichen Natur, dann vergöttlicht und heiligt er uns.

Der Heiligkeit Gottes entspricht auf Seiten des Menschen die Ehrfurcht, und seiner liebenden Zuwendung entspricht auf Seiten des Menschen das Vertrauen. Im Buch des Propheten Jesaja heißt es einmal: „In ehrfürchtigem Schweigen und in hoffnungsvollem Vertrauen liegt eure Kraft“ (Jes 30, 15). Darum geht es.

Im Kern unseres Wesens sind wir Gottsucher. So entspricht es unserer Natur. Diese unsere sichtbare Welt genügt uns nicht. In uns lebt die Ahnung, dass es noch eine andere Welt geben muss, die jenseitige Welt Gottes. Wir können sie finden, weil Gott sich uns geoffenbart hat, zum einen in der Schöpfung und zum anderen in seinem Wort. Von dem Letzteren spricht in markanter Weise die Gottesbegegnung des Jesaja in der (ersten) Lesung

des heutigen Sonntags. Aus ihr lernen wir, dass Gott der Heilige ist, vor dem der Mensch in Ehrfurcht sein Antlitz verhüllen und in Demut seine Sündhaftigkeit erkennen muss. Aus ihr lernen wir aber auch, dass Gott sich dem Demütigen in Liebe und Erbarmen zuwendet, aber nur ihm, dem Demütigen.

Auf die Ehrfurcht kommt es heute an. In der Gegenwart zerstört die Ehrfurchtslosigkeit allzu oft den Glauben und versperrt sie vielen den Weg zu ihm. Der entscheidende Zugang zu Gott ist die Ehrfurcht. Wenn wir in Ehrfurcht vor Gott stehen, dann dürfen wir auf seine Liebe vertrauen, dann schenkt er uns sein Erbarmen. Amen.

1. FASTENSONNTAG

„ER WURDE IN DER WÜSTE VOM TEUFEL VERSUCHT“

Vor wenigen Tagen hat die Fastenzeit begonnen, die österliche Bußzeit. Sie will für uns eine Zeit der Besinnung sein, eine Zeit, in der wir unsere Glaubensexistenz intensivieren, in der wir tiefer eindringen in das Geheimnis Christi, in das Geheimnis seiner Kirche und in das Geheimnis unserer Erlösung, und in der wir das Handeln aus dem Glauben nachhaltiger einüben, als wir es für gewöhnlich tun. Die Fastenzeit ist gewissermaßen der Höhepunkt des Glaubensjahres, das der Heilige Vater vor einigen Monaten ausgerufen hat.

In diesen vierzig Tagen, in der heiligen Quadragesima, gehen wir den Weg der Vertiefung und der Einübung des Glaubens in dem Bemühen, in dem ernsthaften Bemühen, um Bußwerke, um Akte der Selbstüberwindung, und in dem Blick auf den leidenden Christus. Indem wir auf ihn schauen, den

leidenden Christus, werden wir beflügelt zum Verzicht, zur Entsagung und zur Selbstüberwindung. Das Vorzeichen vor der Klammer - um ein Bild aus der Mathematik zu verwenden - ist hier die Liebe. Der Blick auf den Gekreuzigten muss uns aufwecken, dass wir das Steuer unseres Lebens wieder fester in die Hand nehmen.

Es geht darum, dass wir in diesen Wochen den Gebrauch unserer Freiheit, die heute so arg gefährdet, ja, bedroht ist, individuell wie auch epochal - die Willkürfreiheit schlägt um in einen neuen Totalitarismus -, es geht darum, dass wir in diesen Wochen den Gebrauch unserer Freiheit ganz bewusst wieder einmal einüben, wieder einüben oder auch vertiefen. Eine solche Einübung ist schon für unser Menschsein notwendig, unabdingbar, erst recht für unser Christsein. Denn wir verlieren das wahre Menschsein, wenn wir uns fortwährend gehen lassen, wenn wir uns immerfort treiben lassen von unseren Wünschen und wenn wir immer nur das sagen und tun, was die anderen auch sagen und tun. Erst recht aber verraten wir unsere christliche Berufung, wenn wir uns nicht bemühen, eigenständig, beherrscht, gewissenhaft und verantwortungsbewusst zu leben, wir verraten unsere christliche Berufung, wenn wir uns einem verlogenen Zeitgeist unkritisch unterwerfen.

Daher stehen für uns im Mittelpunkt der Fastenzeit die Werke der Buße, der Verzicht, die Entsagung und das Opfer. Bemühen wir uns darum, dann intensivieren wir unser Menschsein, dann wachsen wir tiefer hinein in den Glauben der Kirche, dann vertiefen wir das Fundament unserer christlichen Berufung. Dieses Bemühen muss allerdings konkret sein und in fest umschriebenen Vorsätzen seinen Ausdruck finden.

Das Opfer, der Verzicht oder die Entsagung können körperlicher oder geistiger Art sein, je nachdem, ob wir dem Geist oder dem Körper etwas ent-

ziehen. Auf beide Arten von Entsagung spielt das Evangelium heute an, wenn es uns die dreifache Versuchung Jesu schildert.

Das Wirken Jesu war grundsätzlich bestimmt von der Auseinandersetzung mit dem Teufel, mit den bösen Geistern, mit den Dämonen. Das dürfen wir nicht vergessen. Klammern wir den Teufel aus, wie es viele tun heute, dann bleibt von dem Jesus des Neuen Testamentes nicht mehr und nicht weniger übrig als ein Torso. Hinter dem Bösen in der Welt erkannte Jesus den Bösen. Diese Erkenntnis ist für uns so etwas wie ein Vermächtnis. Gerade auch angesichts der Tatsache, dass viele heute klüger sein wollen als der Meister und meinen, Dämonen, die gebe es nicht, und der Teufel, das sei nur ein Bild, eine Metapher, jedoch keine Wirklichkeit. Jesus wusste um das Geheimnis der Bosheit, das nicht allein von der Bosheit der Menschen her zu erklären ist. Deswegen hat er so viele Teufel ausgetrieben in seinem irdischen Wirken. Die Teufelaustreibungen sind die entscheidenden und die zahlreichsten Wunder, die Jesus in seinem Erdenleben gewirkt hat. Darum erklärt er einmal: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, dann ist in Wahrheit das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Lk 11, 20). Deswegen hat er immer wieder über den Teufel gesprochen - er nennt ihn den Vater der Lüge (Joh 8, 44) - und über die Dämonen.

Immer sind es persönliche Mächte, die hinter dem Bösen stehen, das in dieser Welt geschieht. Das lehren uns nicht nur die Evangelien, das lehrt uns das ganze Neue Testament, und das lehrt uns die Kirche in allen Jahrhunderten. Daher ist das Böse so mächtig in der Welt, und daher ist die Auseinandersetzung mit ihm so dramatisch, in unserem eigenen Herzen, zuweilen, und in der Welt immerfort, in der Politik, in der Gesellschaft und auch in der Kirche. Darum können wir auch nicht gut sein ohne das Gebet und ohne die Hilfe des Heiligen Geistes und ohne das Opfer. Darum verdrängt

das Chaos die Ordnung in Kirche und Welt, wo der Glaube zusammenbricht und mit ihm die Moral.

Jesus wird versucht, davon ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede, er wird versucht, wie wir alle immer wieder versucht werden. Was hier als ein äußerer Vorgang geschildert wird, ist natürlich ein inneres Geschehen. Bemerkenswert ist dabei indessen, dass der Versucher an Jesus herantritt, als dieser sich in die Einsamkeit begeben hat, als er sich 40 Tage hindurch besondere Opfer auferlegt hat. So ist es oft: Die Versuchung überfällt uns, wenn wir allein sind und wenn wir entkräftet sind, physisch oder auch seelisch.

Die erste Versuchung, die über Jesus kommt, geht aus vom leiblichen Hunger, also von einer elementaren Not des Menschen. Jesus überwindet diese Versuchung mit dem Hinweis darauf oder mit dem Gedanken daran, dass der Mensch nicht allein vom Brot lebt. Das will sagen: Die Nöte der Seele sind bedeutsamer als die Nöte des Leibes. Und die Nöte des Leibes müssen wir immer wieder ertragen um höherer Güter willen. Hier ist das Fasten im engeren Sinne angesprochen, der Verzicht auf Speise und Trank.

Essen und Trinken werden uns dann zur Versuchung, wenn sie uns ganz mit Beschlag belegen, wenn wir völlig abhängig werden davon, wenn wir uns nicht beherrschen können an dieser Stelle und wenn wir es unterlassen, hier die Beherrschung einzuüben.

Es ist eine bedeutende Aufgabe für uns in der österlichen Bußzeit, dass wir in angemessener Weise den Verzicht auf Speise und Trank üben und einüben.

Dieser Verzicht stand früher ganz im Vordergrund, so sehr, dass man nur von der Fastenzeit sprach, nicht von der Bußzeit, wobei man allerdings auch früher schon Fasten als Synonym für Verzichten und Büßen allgemein verstanden hat. Denn nicht nur Essen und Trinken werden uns zur Versuchung, auch die Macht ist eine Versuchung für uns. Es gibt nicht nur die Versuchung des Leibes, es gibt auch die Versuchung des Geistes. Die Versuchung des Geistes ist feiner, sie ist subtiler, vor allem aber gilt für sie, dass sie sehr vielfältig ist.

Auch diese Versuchung überwindet Jesus. Er tut das mit dem Hinweis auf oder mit dem Gedanken an Gott, dem alle Macht in der Welt zukommt, im Himmel und auf Erden.

Hier sind die geistigen Opfer angesprochen, die wir uns auferlegen. In dem ungeordneten Streben nach Macht und Ehre, im Stolz oder im Hochmut müssen wir die Wurzel einer jeden Sünde erkennen. Der Mensch sucht die eigene Ehre, nicht die Ehre Gottes. Viele Menschen tragen, heute mehr denn je, den Kopf sehr hoch: Sie können alles, sie wissen alles, und sie können über alles urteilen. Sie setzen sich selber an die Stelle Gottes, de facto beten sie damit den Teufel an. Der Stolz ist jedenfalls sehr verbreitet, und nicht selten zerstört er den Glauben, wenn er nicht gar schon die Frucht des zerstörten Glaubens ist. Macht zu haben ist nicht in sich schlecht, aber alle Macht ist Dienst, und stets muss sie als Dienst verstanden werden.

Die dritte Versuchung Jesu ist noch einmal geistiger Art. Sie besteht in dem Bestreben des Menschen, Gott zwingen zu wollen, dass er Wunder wirkt. Das geschieht da, wo der Mensch vermessentlich auf Gottes Hilfe vertraut oder wo er gar über Gott verfügen und ihn in den Dienst der eigenen Interessen stellen will, wo er schließlich sein eigener Gott sein will. So war es schon in der Ursünde. Adam wollte sein wie Gott, er wollte sich keine Vor-

schriften machen lassen. Sofern Jesus ein Mensch war, war auch diese Versuchung ihm nicht fremd.

Die Versuchungen Jesu sind gleichsam klassische Versuchungen. Klassisch sind sie deshalb, weil sie auch unser Leben bestimmen, im Grunde fortwährend. Durch Verzicht, durch Entsagung und durch Opfer oder indem wir auf Erlaubtes verzichten und freiwillig Entsagung üben und unseren eigensinnigen Willen kreuzigen, indem wir das tun aus Liebe zu dem, der für uns das Kreuz auf sich genommen hat, rüsten wir uns für die Versuchungen, die uns nicht verlassen, solange wir als Menschen auf dieser Erde leben, und haben wir ein angemessenes Programm für die kommenden Wochen gefunden. Es geht dabei um unsere innere Freiheit, um die Herrschaft unseres Geistes über die Ansprüche, die unser Leib und die unsere Seele stellen, und - um unser ewiges Heil. Der Verzicht ist nicht schwer, wenn wir ihn üben aus Liebe zu Gott, aus Liebe zu Christus und aus Liebe zu seiner Kirche. Und die Liebe erhält wiederum ein tieferes Fundament durch den Verzicht.

Immer ist es so, dass die Liebe aus dem Opfer lebt und dass das Opfer aus der Liebe lebt. Es geht hier um die Überwindung der Selbstliebe, die immer der Gottes- und Nächstenliebe widerstreitet. Und - es gibt keine größere Freude als jene, die aus dem Opfer hervorgeht.

Die Opfer, die wir bringen können, sind vielfältig, wir können den Leib in Zucht nehmen und den Geist. Geistige Opfer bringen wir etwa, wenn wir auf das Fernsehen verzichten, wenn wir unsere Zunge zügeln, wenn wir unsympathischen Menschen mit besonderer Liebe begegnen, wenn wir Menschen in körperlicher und seelischer Not zu Hilfe kommen und wenn wir für die Wahrheit leiden und die Schmerzen in Geduld ertragen, auch da, wo wir sie lindern könnten.

Üben wir uns im Verzicht aus Liebe zu dem leidenden Christus. Das Opfer ist Ausdruck der Liebe, und die Liebe reift im Opfer. Die Liebe lebt aus dem Opfer, und das Opfer lebt aus der Liebe. Amen.

2. FASTENSONNTAG

„FEINDE DES KREUZES CHRISTI“

Da ist in der (zweiten) Lesung die Rede von jenen, die als Feinde des Kreuzes Christi leben, deren Ende das Verderben, deren Gott der Bauch ist, also das Essen und das Trinken, und deren Ehre ihre Schande ist. Ihnen gegenüber stehen dort jene, deren Heimat im Himmel ist, von woher wir den Retter erwarten, der uns einmal verwandeln wird. Die Feinde des Kreuzes Christi kommen nicht zum Berg der Verklärung, von dem im Evangelium die Rede ist. Zu ihm kommen nur jene, die glauben und vertrauen wie Abraham und wie Mose und Elias und die unerbittlich kämpfen gegen die widergöttliche Welt der Diesseitigkeit, wie sie sich in uns und um uns hartnäckig Geltung verschafft. Der Berg der Verklärung ist ein Gleichnis für jenen Ostersieg und für jene Osterherrlichkeit, für die das kommende Osterfest so etwas ist wie ein Bild und Gleichnis.

Glauben an Gott und seine Offenbarung und kämpfen für das Gute, für die Wahrheit Gottes, das ist das Thema der Fastenzeit, glauben und kämpfen in einer diesseitsorientierten, lasziven, morbiden und müde gewordenen Welt. Dabei gilt: Nur wenn wir kämpfen, bewahren wir den Glauben oder nur dann finden wir ihn erst, wenn wir uns nicht solidarisieren mit einer gottfernen Welt, die frenetisch dem Diesseits huldigt, wie es eine degenerierte Theologie programmatisch von uns fordert.

Die Auseinandersetzung mit dem Bösen vollzieht sich zunächst in unserem Innern. Darum fasten wir, um uns für diese Auseinandersetzung zu rüsten. Fasten bedeutet allgemein Enthaltsamkeit, Verzicht auf Erlaubtes, Einübung der Selbstdisziplin. Dazu gehört auch der Verzicht auf Speise und Trank, das Nahrungsfasten, denn der leibliche Hunger ist vital. Er ist bedingt durch den Selbsterhaltungstrieb, der stark ist und sich jeden Tag meldet. Der Verzicht auf Speise und Trank, darum geht es eigentlich in erster Linie beim Fasten. Gerade das aber geht uns noch am wenigsten ein, das Fasten aus religiösen Motiven. Das Fasten aus gesundheitlichen Motiven, dafür haben wir schon eher Verständnis, aber auch das fällt uns nicht leicht.

Zum religiösen Fasten verpflichtet sind wir nur an zwei Tagen im Jahr, am ersten und am vorletzten Tag der Fastenzeit, und zwar dergestalt, dass wir jeweils eine volle Mahlzeit und zwei kleine Stärkungen zu uns nehmen können. Ausgenommen davon sind Kinder sowie heranwachsende, kranke und alte Menschen. An den übrigen Tagen der Fastenzeit gibt es keine Verpflichtung zum Fasten, wohl aber eine Empfehlung, eine Empfehlung für alle, die dazu in der Lage sind und die sich dazu in der Lage fühlen. Ausgenommen sind davon die Sonntage. An ihnen hat die Christenheit nie gefastet, an ihnen feierte sie von Anfang an die Auferstehung Jesu. Darum zählen wir vom Aschermittwoch bis Ostern 46 Tage. Der Sonntag wurde immer schon als kleines Osterfest begangen. Deshalb besuchten die Christen seit eh und je am Sonntag die heilige Messe, in der man in sakramentaler Gestalt den Tod und die Auferstehung des Herrn feierte. Dafür nahm man weite Wege auf sich, und darum verschob man schon bald die Sabbatruhe des letzten Wochentages auf den ersten Wochentag, den man nun den Tag des Herrn nannte.

Das Fasten, zunächst ist es ein Gebot des natürlichen Sittengesetzes, um der inneren Ordnung willen. Wo wir uns nicht um sie bemühen, da verfal-

len wir dem Chaos. Wie viele Menschen haben heute die Mitte verloren, wie viele lassen sich heute treiben, verwechseln die Freiheit mit Willkür. Sie meinen, sie seien frei, wenn sie tun könnten, was sie wollen, nicht aber, wenn sie tun können, was sie sollen. Überhöht wird das schon durch das natürliche Sittengesetz gebotene Fasten durch das Beispiel Christi und der Heiligen sowie durch die Aufforderung zum Fasten, wie sie uns wiederholt im Alten und im Neuen Testament begegnet.

Sämtliche Propheten des Alten Testamentes fasten, bis hin zu Jesus. Auch er fastet, vierzig Tage in der Einsamkeit der Wüste - am vergangenen Sonntag haben wir davon gehört -, und er spricht wiederholt von dem Segen des Fastens. Seinen Jüngern erklärt er einmal im Zusammenhang mit einer Teufelsaustreibung: Die ganz hartnäckigen bösen Geister können nur durch das Gebet in Verbindung mit dem Fasten ausgetrieben werden (Mk 9, 29). Damit will er sagen, dass das Fasten immer auch die Wirksamkeit unserer Gebete steigert.

Beim Fasten geht es um die Verwirklichung der inneren Ordnung des Menschen, kraft derer er frei wird, sich aufzuschwingen und die ihm gemäße Sättigung zu erlangen.

Durch das Fasten steigern wir unsere geistige Wachheit. Es schenkt uns den Selbstbesitz und die innere Freiheit. Das eine wie das andere aber müssen wir uns etwas kosten lassen. Der inneren Freiheit folgt die äußere, und der äußeren Unfreiheit folgt die innere.

Der übermäßigen Fixiertheit auf Essen und Trinken folgt die Stumpfheit der Sinne, die Unschärfe des Geistes, das Verschlossensein für die geistige Wirklichkeit unseres Lebens, das Verschlossensein letztlich für die Religi-

on und für Gott. Der fortwährende Konsum ist zerstörerisch. Gerade in unseren Tagen ist er zu einem ernsten Problem geworden.

Wir unterscheiden das Fasten im engeren Sinn und das Fasten im weiteren Sinn. Im weiteren Sinn umfasst es jede Form von Entsagung, den freiwilligen Verzicht, wie immer er sich darstellt, das Opfer in der Gestalt der Selbstverleugnung und der Hingabe an Gott und an die Menschen. Im Fasten im weiteren Sinne ergreifen wir wieder das Steuer des Lebens, das uns so oft entgleitet, nehmen wir es wieder fest in die Hand.

Immer muss sich das Fasten, im engeren wie auch im weiteren Sinne, mit der Heiterkeit der Seele verbinden. Christus sagt: „Wenn ihr fastet, so macht kein finsteres Gesicht“ (Mt, 6, 16). Immer ist das christliche Fasten positiv akzentuiert, ist doch sein Zentrum die Liebe, die Gottes- und Nächstenliebe.

Stets gehören zum Fasten das Gebet und die innere Stille und die Sündentrauer, gehört zu ihm die Reue über die Sünden und die Versöhnung mit Gott. Eine große Hilfe ist dabei die häufige Mitfeier der heiligen Messe, in ihr feiern wir das Leiden und den Tod des Erlösers. Nur in der Stille und im Gebet können wir unsere Gottesferne erkennen und unsere Schuld, nur in der Stille und im Gebet erkennen wir unser wankelmütiges Herz, das immerfort bereit ist, bei der kleinsten Versuchung von Gott abzufallen, erkennen wir unsere Gier, unsere Bosheit, unsere Verleumdungssucht, unsere Selbstgefälligkeit und unsere Lieblosigkeit. Je mehr wir so unser Inneres im Angesicht Gottes durchleuchten und je klarer wir uns so erkennen, umso mehr wird die Kraft der Reue uns beflügeln. „Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider“ (Joel 2, 13), so heißt es in der Lesung des Aschermittwochs. Das eine ist die Pose, das andere ist der Ernst.

„Durch das Fasten des Leibes unterdrückst du die Sünde, erhebst du den Geist, spendest Tugendkraft und Lohn“, heißt es in einer alten Präfation zur Fastenzeit. Das Fasten schenkt uns die Freiheit des Geistes, öffnet unser Herz für die ewigen Güter und stärkt uns in unserem Bemühen um die treue Erfüllung des Willens Gottes.

Nur ein freies und geordnetes Herz ist bereit, die verwandelnde Kraft des Osterfestes zu erfahren, auf das wir uns vorbereiten in dieser österlichen Bußzeit.

Die Feinde des Kreuzes Christi, die nur ihren Launen leben und ihren Wünschen und ihren Neigungen, ihnen droht das ewige Verderben. In unserem irdischen Leben fällt die Entscheidung für die Ewigkeit. Die christliche Existenz ist gezeichnet durch den Glauben und durch den Kampf, durch den geistigen Kampf, wenngleich sie auch getragen ist von der Hoffnung. Eine Hoffnung jedoch, die nicht vom Glauben und von der Auseinandersetzung um des Glaubens willen und von dem ernsten Bemühen um das Gute und um die Wahrheit Gottes getragen ist, ist Vermessenheit. Mit ihr betrügen wir uns selbst. In diesem unserem Leben steht für uns nicht nur die Ewigkeit auf dem Spiel, sondern mit ihr auch die Zeitlichkeit. Wenn wir als Feinde des Kreuzes Christi wandeln, zerstören wir auch unser irdisches Leben und fordern wir, auch das gehört in die Verkündigung, schon hier, schon in unserer Erdenzeit, das Strafgericht Gottes heraus. Amen.

3. FASTENSONNTAG

„WENN IHR NICHT UMKEHRT, WERDET IHR UMKOMMEN“

Der heilige Paulus knüpft in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags an die Wüstenwanderung des auserwählten Volkes an, an eine Geschichte, die uns wohl vertraut ist, die stets auch als Gleichnis verstanden wurde für unser Leben, in besonderer Weise aber für unseren Glaubensweg, der mit der heiligen Taufe begonnen hat. Alle, die an der Wüstenwanderung des auserwählten Volkes teilnahmen, nahmen an den Segnungen Gottes teil, die meisten erreichten jedoch nicht das Gelobte Land. Das soll uns zur Warnung dienen. Was damals geschehen ist, soll uns eine Lehre sein, damit wir uns nicht durch das Böse bestricken lassen.

Wer Böses tut, geht zugrunde, manchmal schon in dieser Welt, wie es das Beispiel der Wüstenwanderung Israels zeigt, aber nicht immer. Umgekehrt kann man jedoch nicht sagen, dass der, dem es schlecht geht, ein Sünder ist, das wäre pharisäisch, davor warnt uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Die meisten erreichten nicht das Gelobte Land! Gilt das auch, wenn wir die Wüstenwanderung als Gleichnis verstehen? Erreichen die meisten Menschen nicht das Ziel ihrer irdischen Pilgerschaft? Diese Frage drängt sich uns auf. Sie ist oft gestellt worden. Eine Antwort darauf werden wir darauf kaum geben können. Oder nur in ganz allgemeiner Form.

Wir wissen zwar nicht, wie viele gerettet werden. Aber das eine wissen wir, dass wir nicht gerettet werden, wenn wir Gott nicht die Treue halten. Zudem ist es gut, mit dem Schlimmsten zu rechnen, dann werden wir ihm am ehesten entgehen. Eines ist sicher: Der Glaube allein genügt nicht, mit ihm allein finden wir nicht das Heil, die jenseitige Vollendung. Das Bekenntnis des Glaubens, das Gebet und der Gottesdienst sind gut, ja notwendig, die religiösen Pflichten nehmen den ersten Platz ein, oder ihnen kommt der erste Platz zu, aber ihre Erfüllung allein genügt nicht, es muss das Werktagschristentum hinzukommen. Es kommt wesentlich auf die Fruchtbarkeit

unseres Glaubens an, wir müssen etwas haben für die Scheunen der Ewigkeit.

Wir dürfen uns das Gesetz des Denkens und des Handelns nicht von den Massenmedien und von der öffentlichen Meinung aufdiktieren lassen. Nur dann ist unser Glaube fruchtbar, wenn Gott und das durch den Glauben geläuterte Gewissen das Gesetz unseres Handelns sind.

Die Umtriebe, die heute in der Kirche und in der Welt gemacht werden, von den Professionellen, aber auch von den weniger Professionellen, sie sind im Blick auf die Ewigkeit, der wir alle entgegengehen, ein Spiel mit dem Feuer. Ich denke hier vor allem an die Hetze gegen den Papst und gegen die Kirche, an die mehr oder weniger latente Kirchenverfolgung, die heute weithin getragen wird von solchen, die formell drinnen sind und vielleicht gar großes Ansehen genießen in der Kirche, die de facto jedoch schon lange weit draußen angesiedelt sind.

Es kann uns zeitliches Unglück treffen, wenn unser Glaube unfruchtbar bleibt, sicher aber trifft es uns in der Ewigkeit. Gewiss, Gott ist unendlich langmütig, das ist richtig. Aber einmal ist seine Geduld zu Ende. Das ist gemeint mit dem Jesus-Wort: „Wirket, solange es noch Tag ist, es kommt die Stunde, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4). Diese Mahnung Jesu haben viele heute vergessen, nicht nur viele Gläubige, auch viele Prediger.

Der Glaube gibt uns Sicherheit in einer von Angst getriebenen Welt, in einer Welt voll Unsicherheit, da sich die Ideologien in ihren verschiedenen Ausprägungen der verängstigten Menschen bemächtigen, die sozialistische Ideologie, die hedonistische und die gnostische. Sie sind miteinander verwandt, diese drei Ideologien, und sie überschneiden sich. Diese drei Ideo-

logien sind die eigentlichen Mächte unserer Zeit, und sie beherrschen die Massenmedien. In immer neuen Variationen unterlaufen sie die öffentliche Ordnung, die auf dem Naturrecht gründet, sie dienen so dem Relativismus unserer Zeit und der Zerstörung unserer Moral und unserer Zivilisation. Je totalitärer sie sind, umso mehr gebärden sie sich freiheitlich. Grenzenlos manipulieren sie den Menschen und ziehen seine ihm von Gott gegebene Würde in den Schmutz.

Die drei heute vorherrschenden Ideologien machen den Menschen zu einem reinen Triebwesen, sie leugnen seine unsterbliche Seele, säen Misstrauen gegenüber der Kirche und propagieren mit großem, ja, missionarischem Eifer ihren verlorenen Glauben, ihren in Anlehnung an den Zeitgeist erworbenen Unglauben. Nicht der Verstand oder die Vernunft hat sie dahin geführt, vielmehr das Bestreben, ja, die Sucht, modern zu sein. Im Glauben müssen wir da widerstehen, nicht zuletzt um der Ewigkeit willen, und wir können es, wenn wir wirklich aus dem Glauben leben.

Glauben heißt Überzeugtsein von dem, was man nicht sehen kann (Hebr 11, 1). So sagt es der Hebräerbrief. Dieses Überzeugtsein ist nicht Willkür, es ruht auf einem festen Fundament. Das zu zeigen ist der Papst, der sich nun nur noch auf seinen Tod vorbereitet, nicht müde geworden. Das Überzeugtsein von dem, was man nicht sehen kann, ist einerseits von vernünftigen Gründen getragen, von Gründen, die allen zugänglich sind, wenn sie nur guten Willens sind, und andererseits von mannigfachen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, die uns der Glaube schenkt, wenn wir in ihm und zu ihm stehen. „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“, ruft einst der Dulder Hiob aus (Hiob 19, 25), geläutert durch die Leiden, die Gott ihm auferlegt hatte.

Den Glauben kann man nur bewahren, wenn man aus ihm lebt, das heißt, wenn man aus dem Gebet und aus dem Gespräch mit Gott heraus sein Leben gestaltet, wenn man der Stille einen gebührenden Platz einräumt in seinem Leben - die Stille ist die Voraussetzung für das Gebet - und wenn man treu die Gebote Gottes hält, fruchtbar ist in allem Guten und sich nicht dem Fürsten dieser Welt unterwirft (Joh 14, 30), der sich uns heute in vielfacher Weise präsentiert, maskiert, den man am besten an der Verlogenheit erkennen kann. Sie charakterisiert ihn mehr als alles andere.

Gott ist uns nicht fern, das lehrt uns der Glaube. Er ist mitten unter uns, in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. So sagt es der heilige Paulus in seiner berühmten Rede auf dem Areopag in Athen (Apg 17, 28). Gott ist unser Vater, der Vater aller Menschen, in besonderer Weise jener, die sich zu seiner Vaterschaft bekennen, und er hat uns in Christus erlöst und uns ewiges Leben und ewiges Heil verheißen.

Der Glaube der Kirche hat ein sicheres Fundament, und wir können seiner sicher sein, wenn wir aus ihm leben. Aber die Sicherheit des Glaubens darf uns nicht zur Selbstsicherheit führen. Solange wir noch unterwegs sind, auf dem Wege zur Ewigkeit, dürfen wir nicht meinen, wir hätten alles getan, vielmehr ist es so: Solange wir noch auf dem Wege sind, haben wir noch alles zu tun.

Das Konzil von Trient bestimmt gegen die Reformatoren, dass der christliche Glaube uns sagt, dass es keine Heilsgewissheit gibt, dass sich niemand seines Heiles sicher sein kann, so lange er lebt. Es gibt keine Heilsgewissheit, weil es nicht der Glaube allein ist, der uns rechtfertigt, weil die Gnade der Erlösung zwar in erster Linie die Frucht des Glaubens ist, aber nicht ausschließlich. Im Römerbrief lesen wir: Der Gerechte lebt aus dem Glauben (Röm 1, 17). Das ist ein bedeutendes Schriftwort, das oft zitiert worden

ist. Der Ton liegt hier jedoch auf dem Prädikat: Der Gerechte *lebt* aus dem Glauben.

Aus dem Glauben leben, das bedeutet: mit Gott und mit Christus und mit den Heiligen verbunden sein im Gebet und Christus nachfolgen oder hinter ihm hergehen und ihn nachahmen. Im Jakobusbrief lesen wir: „Werdet Vollbringer des Wortes, nicht bloß Hörer, damit ihr euch nicht selbst betrügt“ (Jak 1, 22).

Viele betrügen sich heute selbst, weil sie stolz sind und überheblich. Der Stolz und die Überheblichkeit verblenden jene, die der Kirche fern stehen, die vielleicht äußerlich noch drinnen sind, ja, von der Kirche bezahlt werden, aber in Wirklichkeit schon lange draußen sind. Zuweilen verblenden der Stolz und die Überheblichkeit aber auch die Frommen. Da darf sich niemand in Sicherheit wiegen. Fest steht: Wie der Leib ohne die Seele tot ist, so ist es auch der Glaube ohne die Werke (Jak 2, 17).

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags werden wir daran erinnert, dass wir das Gelobte Land nicht erreichen, wenn wir uns nicht um Gott kümmern, wenn wir gegen ihn aufbegehren, wenn wir uns den Ideologien dieser Welt verschreiben und uns nicht bewusst gegen sie stellen, wenn wir uns in die Phalanx der „Feinde des Kreuzes Christi“ (Phil 3, 18) einreihen, wie es der heilige Paulus am vergangenen Sonntag in der (zweiten) Lesung ausgedrückt hat, wenn wir uns dem Zeitgeist verschreiben und die Wahrheit verachten. Wer Böses tut, geht zugrunde, manchmal schon in dieser Welt, wie es das Beispiel der Wüstenwanderung Israels zeigt, aber nicht immer. Immer geht er zugrunde, wenn er in der Gottesferne verharrt und sich bis zum Ende nicht bekehrt. Wenn wir beten und Gott treu sind in der Erfüllung der Gebote und wenn wir aus den Sakramenten der Kirche leben, vor allem aus dem Sakrament der Buße und aus dem eucharistischen Sak-

rament, dann dürfen wir die vernünftige Hoffnung haben, dass Gott uns in das Gelobte Land der Ewigkeit führen wird. Amen.

4. FASTENSONNTAG

„VATER, ICH BIN NICHT MEHR WERT, DEIN SOHN ZU HEISSEN“

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn - wir können es auch als Gleichnis vom barmherzigen Vater bezeichnen - zeigt uns den tieferen Sinn der Fastenzeit, der Vorbereitung auf das Osterfest. Mehr noch: Es zeigt uns, worin unser Christsein eigentlich bestehen muss, wenn wir es authentisch leben wollen. Im Gleichnis geht es um Reue, Umkehr und Buße, Akte oder besser noch Haltungen, die eine lebenslange Aufgabe sind für den Jünger Christi, die jeden Tag neu in Angriff genommen werden, die aber in diesen Wochen intensiv eingeübt werden müssen.

Über das Wesen des Christseins gibt es heute viele Meinungen, sie treffen sich alle darin, dass sie das Christsein horizontalisieren, mehr oder weniger, und dass sie es im Allgemeinen im Vergleich mit den anderen Religionen, zumindest im Vergleich mit den verschiedenen christlichen Konfessionen, relativieren. Für viele besteht das Christentum heute darin, dass man ein anständiger Mensch ist, wie man sagt, vielleicht auch darin, dass man gute Werke tut oder sich einsetzt für die Dritte Welt, das aber geschieht oftmals auch nur mit Worten. Manche andere meinen dann noch, auch das Beten gehöre zum Christentum dazu und das In-die-Kirche-Gehen. Aber deren Zahl schrumpft sichtlich. Gute Werke und Einsatz für die notleidende Menschheit und beten und in die Kirche gehen, das ist nicht falsch, das ist jedoch zu wenig. Das Wesen der christlichen Berufung besteht in der immer neuen Umkehr oder Heimkehr, in der immer neuen Versöhnung, der die Reue vorausgehen muss, und in einem Leben in der Gesinnung der Bu-

ße. Das christliche Leben ist wesentlich ein Weg der Buße. Somit trifft das Gleichnis des heutigen Evangeliums ins Zentrum des Christentums. Wir haben es nur dann recht begriffen, wenn wir uns wiedererkennen in dem verlorenen Sohn, der heimkehrte und die Barmherzigkeit des Vaters erfahren hat, oder in dem daheim gebliebenen Sohn, der ebenfalls ein Verlorener war.

Der verlorene Sohn, das sind nicht die anderen, sie sind es auch, gewiss, aber zunächst sind wir es, wenn auch nicht alle im gleichen Maß oder Umfang. Wenn wir uns nicht in dem jüngeren Sohn des Gleichnisses wiedererkennen, so müssen wir es im älteren. Dieser ist selbstgerecht. Er macht dem Vater, das heißt: Gott, seine Barmherzigkeit zum Vorwurf, weil er nicht weiß oder nicht wissen will, dass auch er auf sie angewiesen ist. Er ist neidisch - er steht damit für eine ganze Kategorie von Menschen -, und er bildet sich etwas ein auf seine vermeintliche Tugend. Er ist nicht fortgegangen, und er hat sein Vermögen nicht verschleudert, aber auch er hat der Güte des Vaters oft nicht entsprochen. Seine Verlorenheit besteht darin, dass er neidisch ist und hochmütig, dass er undankbar ist und unzufrieden.

Der jüngere Sohn, er war genusssüchtig und vergeudete seine Habe und er verlor dabei den Glauben. Das Gleichnis deutet das an, wenn er sich bei einem Heiden verdingt, was für einen frommen Juden unmöglich war, und sich dazu noch mit den Schweinen solidarisiert. Auch er hat noch heute viele, die ihm folgen und es ihm gleich tun.

Beide Söhne sind verlorene. Wir wären jedoch töricht, wenn wir die beiden Söhne über einen Kamm scheren würden. Die Qualität der Sünde ist verschieden bei ihnen. Sünde ist nicht gleich Sünde. Aber immer ist sie Treulosigkeit gegenüber Gott und Undankbarkeit. Immer erheben wir uns über Gott und begeben wir uns in die Gottesferne, wenn wir sündigen. Wenn wir schwer sündigen, brechen wir den Kontakt mit Gott ab, wenn wir lässlich

sündigen, vergrößern wir den Abstand zwischen Gott und uns. In den beiden Söhnen des Gleichnisses kristallisiert sich unser Verhalten, findet sich die Geschichte auch unseres Lebens wieder, die uns immer auf die Umkehr verweist. Weil die Sünde uns begleitet in unserem Leben, darum muss die Umkehr immer wieder erfolgen, darum muss auch sie unser Leben begleiten.

Ohne Umkehr und Reue, womit immer der gute Vorsatz der Besserung des Lebens verbunden sein muss, gibt es keine Versöhnung mit Gott. Das muss jenen ins Stammbuch geschrieben werden, die meinen, sie könnten Gottes Barmherzigkeit ohne Umkehr erlangen, die sich damit weit entfernen vom authentischen Christentum.

Reue und Versöhnung, Buße und Vergebung, dass sind die entscheidenden Themen der Heiligen Schrift. Davon müsste mehr gesprochen werden in der Verkündigung der Kirche. Weil das nicht geschieht, deshalb ist das Leben allzu vieler Christen heute so fad in seiner Christlichkeit, so langweilig und so oberflächlich. In jedem Fall setzt die Versöhnung mit Gott die Bekehrung voraus, die Heimkehr, und zwar als einen fortwährenden Prozess. Gottes Barmherzigkeit ersetzt nicht die Umkehr des Menschen. Dabei hängt die Schwere unserer Schuld immer ab von unserer Erkenntnis und von der Gnade, die uns zuteil wird.

Wir beginnen jede heilige Messe mit einem Reueakt, aber das geschieht oft rein formelhaft. Und nicht selten lassen ihn die Priester auch weg. Es ist charakteristisch für den Zustand der Kirche, dass das Bußsakrament heute weithin ein verlorenes Sakrament geworden ist. Das gilt auch für die Priester, für viele, im Hinblick auf die Spendung des Sakramentes wie auch im Hinblick auf dessen Empfang. Dazu schweigen die Pastoralpläne und die Kirchenreformer und beweisen damit ihre fehlende Kompetenz.

Die Kirche kann ihrer Sendung nur treu bleiben, wenn sie immer neu zum Empfang dieses Sakramentes aufruft - freilich muss das im Zusammenhang mit dem Sakrament der Eucharistie geschehen. Das eine verkommt zum reinen Formalismus ohne das andere. Gibt es auch, wenn wir nicht schwer gesündigt haben, viele Wege der Versöhnung für uns, so ist der sakramentale Weg der Versöhnung immer noch der wirksamste.

Der regelmäßige Empfang des Bußsakramentes ist ein Ausdruck dafür, dass wir das Wesen des Christseins verstanden haben. Die Bußandacht, die man so oft missverstanden hat, ist kein Ersatz für das Sakrament. Sie kann nur den Sinn haben, auf den Empfang des Bußsakramentes vorzubereiten, uns die vielen Möglichkeiten des Versagens bewusst zu machen, die soziale Bedeutung der Sünde hervorzuheben, zu einer tieferen Reue zu führen und uns den richtenden und barmherzigen Gott vor Augen zu stellen, aber an die Stelle des Bußsakramentes kann sie nicht treten.

Gewiss muss das Bußsakrament nur bei Vorliegen einer schweren Sünde empfangen werden, aber der regelmäßige Empfang dieses Sakramentes auch bei nur lässlichen Sünden ist nicht nur gut und sinnvoll, sondern auch zuhöchst angemessen. Der regelmäßige Empfang des Bußsakramentes bewahrt uns vor der schweren Sünde, und er ist der beste Weg zu unserer Vollendung in Gott. Was viele heute nicht mehr wissen, die Heiligen haben um den Wert dieses Sakramentes gewusst. Es muss allerdings aus dem Glauben gesehen und im lebendigen Glauben empfangen werden. Es ist die Frucht der Auferstehung des Herrn. Es wurde der Kirche am Osterabend geschenkt. Immer neu ist es eine Begegnung mit Christus, dem Erlöser, der sein Leben hingegeben hat für uns. Es ist ein Gericht der Barmherzigkeit als Antwort auf unsere Reue. Wenn wir das Sakrament in der rechten Gesinnung empfangen, siegt in ihm gleichsam Gottes Barmherzigkeit über seine Gerechtigkeit.

Die Wertschätzung des Bußsakramentes ist die unumgängliche Voraussetzung für die Gesundung unseres Christenlebens und für die Gesundung der Kirche in der Welt von heute. Sie führt uns zu der Erkenntnis, dass Christsein mehr ist als Gutes tun und beten und in die Kirche gehen, dass es auch und vor allem ständige Umkehr und Buße ist und dass es Schweres ertragen bedeutet, Entsagung und Kampf.

Im Blick auf das Gleichnis unseres Evangeliums können wir uns fragen, ob wir uns in dem jüngeren oder in dem älteren Sohn eher wieder erkennen. Entweder sind wir mehr der eine oder mehr der andere. Der eine geht fort, der andere bleibt daheim, aber beide verfehlen sich. Immer setzt die Versöhnung mit Gott die Umkehr voraus und die Heimkehr. Und beide bedürfen ihrer, was bei dem jüngeren Sohn offenkundiger ist als bei dem älteren.

Niemals ersetzt die Barmherzigkeit Gottes die Umkehr. Gottes Gnade tritt nicht an die Stelle unserer Bemühungen. Dabei hängt die Schwere unserer Schuld ab von unserer Erkenntnis und von der Gnade, die uns zuteil wird. Unsere Sünde verpflichtet uns zur steten Heimkehr, sie ist präsent, auch dann, wenn wir uns ehrlich bemühen um ein Gott wohlgefälliges Leben. Sie verpflichtet uns zu einem Leben in der Gesinnung der Buße und zu dem immer neuen Fest der Versöhnung im Sakrament der Buße.

Daraus gehen die für das christliche Leben so wesentlichen Tugenden der Demut und der Dankbarkeit hervor. Es gibt manche Formen der Heimkehr, wenn die Sünde nicht als schwere Sünde zu qualifizieren ist, aber immer gilt: Die wirksamere Form ist das Bußsakrament, das Ostergeschenk des Erlösers. Amen.

5. FASTENSONNTAG

„GEH HIN, UND SÜNDIGE NICHT MEHR“

Der Sinn des heutigen Evangeliums liegt nicht ohne weiteres zutage. Man wird leicht etwas hineindeuten in das Evangelium, was es nicht enthält. Dabei sind es zwei Aussagen, zwei Sätze, um die sich das Geschehen entfaltet. In ihnen wendet sich Jesus an die Pharisäer und an die Frau.

Man schleppt eine Ehebrecherin vor Jesus hin und fragt ihn, ob man an ihr die von Mose gebotene grausame Strafe der Steinigung vollziehen solle. Auf Ehebruch stand die Todesstrafe im Alten Testament. Die Pharisäer kannten seine Milde und wollten ihm eine Falle stellen, sie wollten ihn veranlassen, sich gegen das Gesetz des Mose zu stellen. Jesus empfindet das als unangenehm; deswegen reagiert er zunächst gar nicht. Er schreibt in den Sand und schweigt. Dann aber überrascht er seine Widersacher, indem er sich weder gegen das Gesetz noch gegen die Übertreterin des Gesetzes stellt, indem er sich nicht gegen Mose ausspricht und dennoch Milde walten lässt.

Den Pharisäern hält er entgegen: Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein. Zur Ehebrecherin sagt er: Geh hin und sündige nicht mehr.

Man würde das Wort Jesu an die Pharisäer missverstehen, würde man daraus schließen, dass er gegen das gesetzmäßige Richten sei. Er ist nicht der Meinung, dass die ordentliche Rechtsprechung vollkommene Richter voraussetzt. Er will vielmehr die Selbstgerechtigkeit der Pharisäer treffen. Dabei behält das Gesetz des Mose prinzipiell seine Gültigkeit für ihn, das Gesetz, das zur Verteidigung des Gotteswillens und zur Festigung der Ordnung von Gott selber gegeben war.

Was Jesus ein Gräuel ist, das ist die Unehrlichkeit, mit der wir unsere eigenen Fehler nicht beachten und dabei die Fehler der anderen anprangern. Was ihm ein Gräuel ist, das ist die gespielte Empörung, wie wir sie noch heute und gerade heute immer wieder im alltäglichen Leben, im privaten Leben und in der Öffentlichkeit in Kirche und Welt beobachten können.

Die Pharisäer sind gewissermaßen Typen, wenn sie in ihrem Stolz die Verfehlungen der anderen ans Licht zerren und dabei ihre eigenen Verfehlungen in deren Schatten verbergen, wenn sie die Fehler der anderen anklagen, um sich selber als die Tugendhaften hinzustellen. Das ist Heuchelei. Die Heuchelei zerstört das Vertrauen. Und mehr noch: Sie ist ein informeller Pakt mit dem Widersacher Gottes, dem Vater der Lüge.

Jesus legt die verlogene Selbstgerechtigkeit der Pharisäer offen. Er macht ihnen klar, dass sie so tun, als suchten sie Gott, während sie in Wirklichkeit sich selber suchen. Die Warnung vor der Selbstgerechtigkeit und vor der sich darin offenbarenden Falschheit ist das Hauptthema in der Verkündigung Jesu. Er erwartet von uns, dass wir ehrlich sind gegenüber uns selbst und gegenüber Gott, dass wir ihn in seiner Ehrlichkeit nachahmen, indem wir uns um Demut und Güte bemühen, ungeachtet dessen, dass wir das Böse beim Namen nennen und es bekämpfen müssen. Jesus erwartet von uns Härte gegen uns selbst und Milde gegen die anderen. So hat er es vorgemacht.

Das ist sein Wort an die Pharisäer. Sie sollen sich zuerst einmal um die Ehrlichkeit bemühen. Dann wendet er sich der Ehebrecherin zu.

Er sagt ihr nicht: Du hast keine Sünde. Er sagt nicht: Der Ehebruch ist nicht so schlimm! oder: Du konntest nicht anders handeln. In den Worten: Geh hin, und sündige nicht mehr, liegt eine deutliche Verurteilung ihrer Untat. Zugleich aber schenkt er der Sünderin Vertrauen. Sie soll Gott danken, dass

sie an der Strafe vorbeigekommen ist, die ihr eigentlich zuteil hätte werden müssen - das stellt auch Jesus nicht in Abrede -, aber sie soll sich nun von ihrer Tat innerlich lossagen und ein neues Leben beginnen. Wenn der Mensch umkehrt und alles tut, was Gott vorgeschrieben hat, damit er von der Sünde loskommt, dann gibt Gott ihm die Vergebung und die Möglichkeit eines neuen Anfangs. Gott ist vergebungsbereit, nicht weil die Sünde in seinen Augen kein Gewicht hat, sondern weil er gütig ist, weil er die Liebe ist.

Das ist die gleiche Wahrheit, die Jesus im Gleichnis vom verlorenen Sohn verkündet und veranschaulicht, erläutert und nahe gebracht hat. Das war das Evangelium am vergangenen Sonntag. Der Vater nimmt den Sohn wieder auf, aber nicht ohne seine Umkehr, ohne dass er einen neuen Anfang macht und das bereut, was geschehen ist, ohne dass er das, was er getan hat, verabscheut.

Die Begegnung Jesu mit den heuchlerischen Pharisäern und der Ehebrecherin ist, so schildern es die Evangelisten, in der Leidenswoche Jesu erfolgt, also wenige Tage vor seinem Tod. Damals lehrte er tagsüber im Tempel und verbrachte die Nächte am Ölberg, wo er auch die letzte Nacht vor seinem Tod verbracht hat. Der Leidensweg Jesu veranschaulicht uns die Liebe Gottes. Der Gottmensch nahm die Strafe der Sünder auf sich, um alle zu retten. Nicht automatisch erhalten sie die Vergebung, die Voraussetzung für die Vergebung ist, dass sie die Liebe Gottes beantworten, dass sie bemüht sind, ihm auf seine Liebe die Antwort der Liebe zu geben. Das aber setzt die stete Umkehr voraus, die immer neue Absage an den Eigenwillen, den fortwährenden Kampf gegen die ungeordnete Eigenliebe, den Egoismus. „Militia est vita nostra“ - „ein Kriegsdienst ist unser Leben“, heißt es schon im Alten Testament (Hiob 7, 1). Das vergessen wir allzu leicht, wenn es uns gut geht.

Im Angesicht des Kreuzes gibt es nur zwei Möglichkeiten für uns: Entweder leiden wir mit Christus, oder wir erneuern sein Leiden, entweder tragen wir mit ihm das Kreuz oder wir kreuzigen ihn aufs Neue.

Wenn wir mit Christus leiden, lernen wir die Liebe Gottes verstehen und machen sie uns zu Eigen. Diese Liebe verpflichtet uns zur Güte gegenüber dem Nächsten und zur Erkenntnis der eigenen Umkehrbedürftigkeit und mahnt uns zu ehrlicher Selbsteinschätzung und zur Abwendung von jedweder Form der Heuchelei.

Wenn sich Güte und Demut mit der steten Bereitschaft zur Umkehr bei uns verbinden, dann haben wir das Geheimnis der beiden Aussagen Jesu im Evangelium des heutigen Sonntags verstanden: Seine Warnung vor der selbstgerechten Heuchelei, aus der die Hartherzigkeit hervorgeht, und seine Mahnung an die Ehebrecherin zur Abwendung von der Sünde, zur Hinwendung zu Gott. Wir haben das Evangelium verstanden, wenn wir uns selber wiederfinden in den Pharisäern, wir sind die Pharisäer des Evangeliums - mindestens potentiell - in unserer Versuchung zur Unehrlichkeit und zur Unwahrhaftigkeit, und wenn wir selber uns angesprochen fühlen in der Ehebrecherin. Amen.

6. FASTENSONNTAG (PALMSONNTAG)

„HOSIANNA DEM SOHN DAVIDS“

Jesus zieht in einem Triumphzug in Jerusalem ein, und die Menschenmenge huldigt ihm mit dem Zuruf „Hosianna“. Mit diesem Zuruf empfing man in alter Zeit einen König oder einen Herrscher, wenn er feierlich einzog in seine Stadt. Hosianna bedeutet soviel wie „hilf uns doch“, „komm uns doch zur Hilfe“. Das Hosianna ist zunächst ein freudiger Zuruf, ein Bekenntnis

zur Größe des Herrschers, des menschlichen oder auch des göttlichen Herrschers. Gleichzeitig ist das Hosianna ein Ausdruck der Hoffnung und des Vertrauens. Heute begegnet es uns in jeder heiligen Messe. „Hochgelobt sei der, der da kommt ... Hosanna in der Höhe“, so beten wir im Sanctus am Beginn des eucharistischen Hochgebetes.

Die gleichen Menschen, die Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem zujubeln und ihn so als den Messiaskönig bekennen, fordern wenige Tage später seinen Tod. Dem Hosianna folgt schon bald der Ruf „ans Kreuz mit ihm“. So ist es mit der Gunst der Menschen. In einem Augenblick kann sie umschlagen. Was Jesus hier erlebt, haben viele erlebt in der langen Geschichte der Menschheit. Vielleicht ist es uns selber auch schon so ergangen, wenn auch in abgeschwächter Form.

Es gibt viele Menschen, auf die man sich nicht verlassen kann. Viele sind wankelmütig und lassen sich von ihren Gefühlen leiten. Ihre Begeisterung leuchtet auf wie ein Strohfeuer, fällt dann aber bald zusammen und verglüht. Nicht wenige lassen sich durch zungenfertige Propagandisten verführen und fallen in einem Augenblick um.

Der Unzuverlässigkeit der vielen setzen wir, die wir entschiedene Christen sind, unsere Treue entgegen. Die Treue ist ein wesentlicher Punkt unserer christlichen Berufung. Auf unser Wort muss Verlass sein. Wir müssen stehen zu dem, was wir einmal und immer wieder versprochen haben. Wir müssen dabei bleiben, auch wenn die anfängliche Begeisterung verebbt ist oder wenn sie sich gar niemals eingestellt hat oder wenn eloquente Redner uns vereinnahmen wollen und wenn falsche Propheten uns durch ihre Reden und Versprechungen gewinnen wollen.

Die Treue ist heute ebenso selten geworden wie die Dankbarkeit. Auch wenn man um diesen Tatbestand weiß, ist es immer wieder schmerzlich,

wenn man ihn existentiell erfahren muss. Die Untreue der Menschen ist ein besonders leidvolles Moment in der Passion Jesu.

Körperliche Schmerzen tun weh, aber schlimmer noch sind die Schmerzen der Seele: Traurigkeit, Enttäuschung, Verlassenheit, Einsamkeit, Heimweh, Angst, Versagthaben oder Ungerecht-behandelt-worden-Sein. Und nicht selten wachsen die Schmerzen der Seele gar noch zu körperlichen Schmerzen aus. So war es auch bei Jesus: In seiner Passion waren die seelischen Qualen schlimmer für ihn als die körperlichen. Er hat nicht nur die Wankelmütigkeit der Massen erfahren in seinem Leiden, sondern auch die Wankelmütigkeit und Untreue seiner Jünger. Einer von ihnen hat ihn verraten und ausgeliefert, und die anderen sind geflohen, alle miteinander bis auf einen. Der blieb bei ihm, und er stand unter dem Kreuz. Er war der Jüngste in der Schar der Jünger.

Untreue ist im Grunde immer Verrat. Daher sind sie alle Verräter, Judas, die Massen, und die Jünger, wenn man von Johannes absieht, von dem, den die Evangelien als den Lieblingsjünger bezeichnen. Es ist verständlich, dass *er* der Lieblingsjünger war.

Der eine wird zum Verräter, weil sie es alle werden, der andere wird es, weil er geldgierig ist, ein Dritter wird es, weil er Angst hat oder weil er feige ist oder weil er auf die Schalmeien der „Rattenfänger“ hereinfällt, die nicht aussterben, die immer wieder hervortreten, zu allen Zeiten.

Die Verräter, stets denken sie nur an sich selbst, nicht an die Sache, stets lieben sie sich und ihr Leben mehr als die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Sie fragen nicht: Was muss ich tun?, sondern: Wie komme ich am besten durch? Begegnen sie uns nicht oftmals auch in unserem Umfeld? Oder sind wir selbst nicht zuweilen in der Versuchung, uns den Verrätern zuzugesellen? Allein, der Verrat macht ehrlos, das gilt schon im menschlichen Be-

reich. Immer ist die Untreue Mangel an Wahrhaftigkeit. Wer untreu ist, betrügt sich selbst und die Menschen. Er steht nicht zu sich selbst und zu seinem Wort.

Schon im Alten Testament gilt die Treue als die entscheidende Tugend für das Volk Israel und für jeden, der diesem Volk angehört. Wenn die Propheten das Volk immer wieder anklagen, so tun sie das in erster Linie ob seiner Untreue. Dabei verkünden sie stets vor allem den treuen und wahrhaftigen Gott, dessen Treue und Wahrhaftigkeit der Maßstab ist für alle, für jeden Einzelnen. Und von jeher galt Mose in Israel als das Urbild der Treue. Gerade um seiner Treue willen sah man in ihm seit eh und je in Israel den bedeutendsten Diener des ewigen Gottes, betrachtete man ihn im Gottesvolk des Alten Bundes als Vorbild schlechthin.

Auch Jesus wird nicht müde, zur Treue zu mahnen, und mit der Mahnung zur Treue verbindet er die Mahnung zur Wahrhaftigkeit. Er selbst wird in der Geheimen Offenbarung, dem letzten Buch des Neuen Testamentes, der treue Zeuge Gottes genannt. Die Treue und die Wahrhaftigkeit, die eng zusammengehören, sie sind für ihn bedeutsamer als die Liebe. Ohne diese Tugenden gibt es für ihn keine Liebe. Sie sind das Fundament der echten Liebe für ihn.

An der Untreue zerbricht jede Gemeinschaft. Wir erleben das heute im Zuge der Abwendung vieler von Gott in immer neuen Variationen. Das ist verhängnisvoll. Daran zerbricht auch die Gemeinschaft der Kirche heute - in weiten Teilen.

Die Treue und die Wahrhaftigkeit, sie sind jene Tugenden, um die wir uns in der Nachfolge Christi in erster Linie zu bemühen haben. Allein in ihnen bewahren wir unsere christliche Identität: in der Treue zu Gott und zu seinem Wort, in der Treue zu den Menschen und in der Treue zu uns selbst.

Wer treu ist, lässt sich nicht von Stimmungen und Launen bestimmen. Er steht zu seinem Wort, auch wenn die erste Begeisterung verflogen ist. In dem, was er tut, schaut er nicht auf die anderen. Er horcht vielmehr in sich hinein. Sein Blick ist nach innen gerichtet. Er lebt verantwortlich und führt ein eigenständiges Leben. Er lässt sich nicht von der Propaganda derer betören, die Misstrauen säen und Freude haben an der Zerstörung, die Großes versprechen und es nicht halten. In diesen Tagen, da wir in Dankbarkeit die Passion Christi feiern, sollten wir das Versprechen unserer Treue erneuern. Wir sollten dabei auf jenen Jünger schauen, der einst unter dem Kreuz Christi, des treuen und wahrhaftigen Zeugen Gottes, seinen Platz gefunden hat.

Wenn wir uns mühen um die Tugend der Treue, gehen wir unbeirrbar unseren Weg und meistern wir beharrlich den steilen Pfad, der uns zum Leben führt (Mt 7, 13 f). Dann erhellen wir die dunkle Welt der Untreue und des Verrates, machen wir viele Menschen froh und empfangen schon in diesem Leben durch die Huld Gottes einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Amen.

HOCHHEILIGES OSTERFEST

„WENN CHRISTUS NICHT AUFERSTANDEN IST, DANN IST UNSER GLAUBE NICHTIG“

Im 1. Korintherbrief schreibt der Apostel Paulus: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unser Glaube nichtig (das heißt: vergeblich, umsonst), dann sind wir Apostel falsche Zeugen gewesen ... Wenn wir aber nur in diesem Leben auf Christus hoffen dürfen, dann sind wir die Beklagenswertesten unter den Menschen“ (1 Kor 15, 14 f. 19). Das schreibt Paulus am Anfang der fünfziger Jahre des 1. Jahrhunderts, fast 20 Jahre vor der Entstehung der Evangelien, noch nicht 20 Jahre nach dem wirklichen Er-

eignis, das er hier anspricht. Die Auferstehung Jesu ist das geistige Fundament, auf dem die Kirche aufruht. Das wussten alle Apostel, das wusste die Märtyrerkirche des Anfangs. In allen Jahrhunderten wusste die Kirche, dass die Auferstehung Jesu das Grunddatum ist, in allen Jahrhunderten wusste sie, dass sie aus der Botschaft von der Auferstehung Jesu hervorgegangen ist, dass es sie nicht gäbe, wenn ihr Stifter im Grab geblieben wäre. Dass er im Grab geblieben ist, das aber behaupten nicht wenige, nicht erst heute.

Schon immer verstand sich die Kirche Christi oder die Kirche Gottes, so müssen wir sagen, sie ist nicht unsere Kirche, wie es fälschlicherweise oft heißt, schon immer verstand sich die Kirche als österliche Kirche. Mit der Auferstehung des am Kreuz Hingerichteten war dieser von Gott gerechtfertigt worden. Gott hatte ihn bestätigt. Alles, was er in seinem Leben gesagt und getan hatte, hatte sich somit als wahr erwiesen in den Augen seiner Jünger.

Das, was die Kirche hervorgebracht hat, ihr eigentlicher Existenzgrund, die Grundwahrheit des Christentums, die Auferstehung Christi, muss auch das Fundament unseres persönlichen Glaubens sein. Mit all den anderen Glaubenswahrheiten wird jedoch auch diese Glaubenswahrheit, auf der alle übrigen Glaubenswahrheiten gleichsam aufruhen, heute massiv in Frage gestellt, in der kirchlichen wie auch in der weltlichen Öffentlichkeit, ja, zuweilen gar in unserem persönlichen Leben, wenn wir uns verunsichern lassen durch das, „was sie alle sagen“.

Am Fest der Auferstehung des Herrn fragen wir, so liegt es nahe: Was ist der eigentliche Inhalt der Osterbotschaft? und: Was bedeutet sie für uns? Besser noch: Was bedeutet sie für mich, in meinem Leben, heute und morgen?

Zunächst: Was ist der Inhalt der Osterbotschaft? Das, was wir heute feiern, das Ereignis der Auferstehung Jesu, übersteigt unsere Vorstellungskraft, und zwar total. Es meint nicht die Unsterblichkeit der Seele, sondern das „Wiederlebendigwerden“ des irdischen Leibes Jesu, die Wiedervereinigung seines irdischen Leibes mit seiner menschlichen Seele. Aber das nun wiederum nicht in der Weise, dass ein Toter in das irdische Leben zurückgekehrt wäre - dafür haben wir Parallelen im Neuen Testament, drei allein in den Evangelien, aber auch sonst gibt es dafür Parallelen im Leben der Heiligen -, Christus aber kehrt nicht zurück in sein irdisches Leben, sondern in seiner Auferstehung geht er ein in die Herrlichkeit Gottes. Dieser Tote ist also nicht so in das irdische Leben zurückgekehrt wie Lazarus, wie der Jüngling von Naim und wie die Tochter des Jairus, er ist mit seinem menschlichen Leib und mit seiner menschlichen Seele zu seiner endgültigen Existenz aufgestiegen. Gerade das macht die Auferstehung Jesu so geheimnisvoll, so unbegreiflich, unbegreiflich nicht in sich, aber für uns.

Darum wird der Auferstandene auch nicht einfach nur gesehen von seinen Jüngern, von einigen auserwählten Jüngern, wenn er erscheint, vielmehr muss er sich zeigen, muss er sich sehen lassen. Darum geht er durch verschlossene Türen, darum erscheint er nur, wenn wir einmal von Paulus absehen, jenen, die zu seinen Lebzeiten seine Jünger gewesen sind. Der Auferstandene ist unsichtbar, er ist menschlichen Augen unzugänglich. Wenn wir ihn sehen, muss Gott uns übernatürliche Sehkraft verleihen. Nicht anders war das bei den Osterzeugen, denen wir den Osterglauben verdanken. Gott musste ihnen gleichsam übernatürliche Sehkraft verleihen.

Dabei ist das Wissen darum, was die Botschaft bedeutet, noch weit entfernt von ihrer Annahme. Wissen, was sie meint, ihren Inhalt kennen und sich zu ihm bekennen, ihn für wahr halten, aus ihr heraus das Leben gestalten, das sind verschiedene Dinge. So war es bei dem Dichter Goethe, wenn er diesen Tatbestand, der ganz seiner persönlichen Situation entsprach, in

den wohlgesetzten Worten wiedergibt: „Die Botschaft hör ich wohl, allein, mir fehlt der Glaube“ (Faust, Erster Teil, Nacht). Heute hat man freilich oft den Eindruck, dass auch die Botschaft nicht mehr recht verkündet wird, geschweige denn, dass man ihr zustimmt.

Die Auferstehung Jesu ist nicht ein Bild für das Weitergehen der Sache Jesu oder, wie man es heute gern sagt, dafür, dass Gott uns nicht verlässt, wenn wir auf ihn hoffen, sondern eine unbeschreibliche Wirklichkeit.

Wir durchleben gegenwärtig eine Glaubenskrise wie nie zuvor. Diese Erkenntnis veranlasste Papst Benedikt, im Juni des vergangenen Jahres ein Glaubensjahr auszurufen. Die Wirklichkeit aller Glaubenswahrheiten verflüchtigt sich bei vielen, oft bei solchen, die den Glauben ex professo verkünden oder verkünden sollen. Die Glaubenswahrheiten werden zu Bildern und Symbolen, und sie werden psychologisiert, und die Bücher des Alten und des Neuen Testamentes werden zu Märchenbüchern. Damit, mit solcher Aushöhlung des Glaubens, verbindet sich die Saat des Misstrauens gegenüber der sichtbaren Kirche und ihren Vertretern. Das Zentrum solcher Irreführung sind vielfach die Massenmedien, mit denen sich nicht selten die liberale Kirchenpresse verbündet. Es gilt, dass wir solche Verdrehung und Verführung durchschauen, damit wir ihnen nicht zum Opfer fallen. Das aber setzt eine lebendige Beziehung zu Gott und zu Christus voraus.

Damit sind wir indessen schon bei der zweiten Frage, die wir uns gestellt haben: Was bedeutet die Auferstehung Jesu für uns, was bedeutet sie für mich, heute und morgen? Der Glaube, der nicht gepflegt wird, versandet wie eine Freundschaft, die nicht den Austausch der Gedanken sucht, wie eine Ehe, in der das Gespräch verstummt. Wie die Freundschaft durch das Gespräch und durch Zeichen des Wohlwollens gepflegt und vertieft wird, so wird sie zerstört durch Gleichgültigkeit und durch Ärgernis.

Die Missionare des Unglaubens - manche betätigen sich auch als Abbruchkommandos innerhalb der Kirche, davon spricht die begnadete Schriftstellerin Ida Friederike Görres († 1971) schon vor einem halben Jahrhundert - , die Missionare des Unglaubens, oft sind sie auch Missionare des Halbglaubens und des Aberglaubens, sie sind deshalb so erfolgreich, weil unsere Verbundenheit mit Gott und vor allem unsere Verbundenheit mit dem Auferstandenen so sehr zu wünschen übrig lässt und weil wir so wenig wachsam sind.

Der Glaube muss gepflegt werden durch Gebet und Buße und durch die schlichte Erfüllung des Willens Gottes. Dem Verlust des Glaubens und dem Erfolg des Halbglaubens und des Aberglaubens geht die Erstarrung des wahren Glaubens voraus.

Die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen darf uns nicht verlassen. Wir müssen sie immer wieder suchen und sie den uns nahe Stehenden nahe bringen. Nicht penetrant und auch nicht in blumigen Worten, das eine wie das andere wirkt letzten Endes immer abstoßend, sondern in Nüchternheit und Treue, ja, in dankbarer und demütiger Überlegenheit.

Drei Begriffe begegnen uns immer wieder in der österlichen Liturgie. Sie enthalten das Geheimnis der Auferstehung Christi in seiner Inhaltlichkeit und in seiner Bedeutung für uns und sagen dabei mehr, als viele Worte sagen können. Die drei Begriffe lauten: Licht, Leben und Freude. Das Licht tritt an die Stelle der Dunkelheit, das Leben an die Stelle des Todes und die Freude an die Stelle der Trauer. Der Auferstandene lebt, auch wenn viele das bestreiten oder achtlos an dieser Wirklichkeit vorübergehen. Der Auferstandene schenkt uns, wenn wir uns dankbar zu seiner Auferstehung bekennen, das Licht der Wahrheit, er schenkt uns das immerwährende Leben und jene Freude, die alle Trauer überwindet, nicht nur ad hoc, sondern grundsätzlich. Wer weiß um die Auferstehung Jesu, kann nie mehr wirklich

traurig sein. Der Auferstandene schenkt uns das Licht der Wahrheit und das immerwährende Leben und eine Freude, die alle Trauer überwindet, wenn wir ihn suchen, wenn wir bei ihm verweilen, wenn wir mit ihm in den Alltag unseres Lebens gehen. Amen.

OSTERMONTAG

„IHR UNVERSTÄNDIGEN, WIE LANGE BRAUCHT EUER HERZ, UM ZU GLAUBEN“

Das Evangelium dieser heiligen Messe beschreibt den Weg zweier Jünger, die aus großer Enttäuschung über Zweifel und bange Hoffnungen zum Glauben an das Geheimnis der Auferstehung des gekreuzigten Jesus von Nazareth kommen und sich somit erneut zu jenen Worten und Taten bekennen, die einst ihr Erstaunen und ihre Bewunderung erregt haben. Der Weg, den sie gehen, ist eigentlich nur sehr kurz, und sie gehen ihn auch nur einmal. Dann ist ihr Glaube so stark und so tief, dass sie ihn nie wieder verlieren. Das wird zwar nicht ausdrücklich gesagt in unserem Evangelium, aber davon dürfen wir ausgehen. Immerhin ist es den zwei Jüngern vergönnt gewesen, den Auferstandenen mit leiblichen Augen zu sehen, für einen Augenblick, als Ergebnis ihrer gläubigen Hinwendung zu ihm. Das ist bei uns, die wir beinahe 2000 Jahre nach der Kreuzigung Jesu und nach der Auferstehung des Gekreuzigten leben, anders. Wir gehören zu denen, die der Auferstandene selig preist, weil sie nicht sehen und doch glauben (Joh 20, 29).

Der Weg zum Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus von Nazareth, den Erlöser der Welt, ist der Weg der Vernunft. Ohne Vernunft gibt es keinen Glauben an ihn. Das wird deutlich durch die Art und Weise, in der der Fremdling in unserem Evangelium argumentiert, wenn er die enttäuschten Jünger fragt: Warum seid ihr so schwer von Begriff? Und wenn

er ihnen erklärt: Es musste alles so kommen, die Schrift des Alten Bundes hat es so vorausgesagt. Der Fremdling tadelt die Jünger, weil sie zu wenig nachdenken, weil sie so blind sind und so unkritisch. Er macht ihnen klar, dass es ihre Vorurteile sind, die ihnen den Weg zum Glauben verbauen, ihre Vorurteile, mit denen sie sich im Grunde noch besonders klug vorkommen, und er entlarvt ihre Klugheit, ihre vermeintliche Klugheit, als Torheit. Dann spricht er mit ihnen über die Wahrheit und über die Treue Gottes und kann sie so langsam zur Gewissheit des Osterglaubens führen. In diesem Stadium erkennen sie schließlich in dem Fremdling den Auferstandenen selber, der dann aber allzu bald ihren Blicken entschwindet. Es ist nicht schwer, sich das Glück dieser zwei Jünger vorzustellen, die mit dem Appell an die Vernunft zum Osterglauben geführt werden und dann den Auferstandenen einen Augenblick lang sehen dürfen.

In ihnen, in den Emmaus-Jüngern, dürfen wir uns selber wiedererkennen. Genauer: In dem Fremdling begegnen uns jene selten gewordenen Menschen, die uns zum Nachdenken bringen, und in der vermeintlichen Klugheit der Jünger begegnet uns unsere Torheit, die sich allzu oft als Klugheit ausgibt und fast immer mit Stolz und Hochmut gepaart ist.

Vielfältig sind die Vorurteile, die uns den Weg zum Glauben an den auferstandenen Christus und seine Botschaft und an die Botschaft der Kirche versperren, oder die uns immer neu in den Unglauben zurückwerfen. Wir können diese Vorurteile vielleicht nicht einmal artikulieren oder auf den Begriff bringen, aber sie sind einfach wirksam in unserem Leben. Wir atmen sie ein wie wir die Bakterien einatmen, die uns vergiften, wenn wir nicht genügend widerstandsfähig sind. Sie lauten etwa: Was alle tun, darf ich auch tun. Wie alle denken und reden, so darf ich auch denken und reden, ja, so muss auch ich denken und reden. Man muss mit den Wölfen heulen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Der Mensch hat ein Recht auf Glück. Alle Autorität ist schlecht. Erlaubt ist, was gefällt. So könnte man

fortfahren mit den Vorurteilen. Sie alle sind jedoch falsch. Mit der Vernunft haben sie nichts gemein. Sie sind rein irrational. Ihr gemeinsamer Wurzelgrund ist die Enttäuschung durch die Wirklichkeit und die Resignation gegenüber unserer Erkenntnis, und faktisch führen sie immer tiefer in die Enttäuschung und in die Resignation hinein. Auf jeden Fall versperren sie uns den Weg zum Glauben und führen sie uns immer neu in den Unglauben hinein, wie wir es allzu häufig erleben bei Menschen, die eine Weile geglaubt haben, dann aber den Glauben verloren und sich dem praktischen oder theoretischen Unglauben überantwortet haben, die so ein Leben ohne Religion für das einzig Richtige halten.

Die vielfältigen Vorurteile, die von uns Besitz ergreifen und denen wir uns unterwerfen, auf zwei kann man sie zurückführen, auf jene zwei, die schon den Emmaus-Jüngern die Augen verbunden und sie blind gemacht haben. Sie lauten: Es gibt keine Wahrheit, und: Es gibt keine Treue.

Viele sagen heute: Es gibt nur Meinungen, niemand kennt die Wahrheit wirklich, wir können sie immer nur suchen, die Wahrheit, finden können wir sie nie. Wer meint, er hätte die Wahrheit gefunden, ganz gleich in welcher Gestalt, ist dumm und ungebildet, er denkt einfach nicht genügend nach.

Der Glaube geht jedoch davon aus, dass wir die Wahrheit mit unserem Verstand erkennen und finden können, wenn auch nur unvollkommen, und er geht davon aus, dass wir tiefer eindringen können in sie durch den Glauben, dass wir im Glauben die Wahrheit Gottes erkennen können, der uns in der Offenbarung als Lehrer der Wahrheit begegnet. Wer glaubt, der hält für wahr, was Gott gesagt hat. Die Wahrheit aber wird nicht unwahr dadurch, dass Tausende und Abertausende sie leugnen. In einer Welt der Vorurteile gegen die Wahrheit, in einer Welt, in der man die Vernunft verachtet, kann

es indessen keinen Glauben geben, es sei denn als Selbsttäuschung oder als Narkotikum.

Dabei müssen wir sehen, dass die Jünger-Gemeinde derer, die dem Menschen die Wahrheitserkenntnis absprechen, heute sehr groß geworden ist. Gewiss, zu allen Zeiten haben die Menschen die Pilatus-Frage gestellt „Was ist Wahrheit?“, ängstlich fragend oder skeptisch oder gar spöttisch und zynisch. Heute wird sie jedoch mehr denn je geradezu mit urtümlicher Gewalt gestellt und oft auch in existentieller Not.

Eng verwandt mit dem Vorurteil gegen die Wahrheit ist das Vorurteil gegen die Treue. Treue ist Beständigkeit in der Wahrheit. Wenn es keine Wahrheit gibt, gibt es auch keine Treue. Und wenn Treue nicht möglich ist, dann gilt keine Bindung mehr, nirgendwo, dann kann man unbekümmert aus der Kirche ausziehen und sich von dem überkommenen Glauben lossagen, dann kann man aber auch aus der Ehe ausziehen, wenn es einem darin nicht mehr gefällt, dann ist Vertrauen Dummheit, in jedem Fall, dann ist der, der Vertrauen schenkt, bestenfalls naiv.

Die Treulosigkeit wird heute sehr groß geschrieben, das ist sicher, nicht selten wird sie zu einem Synonym für Selbstverwirklichung und Selbstherrlichkeit, für Egoismus, Gesetzlosigkeit und Beliebigkeit. Wo aber die Treulosigkeit das Szepter führt, da ist schließlich alles erlaubt, was gefällt, da kann schließlich jeder tun, was er will. Gottes Wahrheit und Treue verpflichten indessen auch uns, uns Menschen, dazu, dass wir die Wahrheit suchen und dass wir die Treue üben. Immer gilt: Aus unserem Sein folgt die Norm unseres Handelns.

Wenn wir in den Vorurteilen unserer Zeit befangen bleiben, kommen wir nicht zum Glauben, oder wir verlieren ihn, teilweise oder vollständig, in manchen Fällen immer wieder aufs Neue, so dass wir schwanken zwischen

dem Glauben und dem Unglauben. Überwinden können wir die Vorurteile nur durch das Denken, durch tieferes Nachdenken, durch das Denken - so können wir es auch sagen - außerhalb der eingefahrenen Geleise, außerhalb der Mode.

Zum Glauben können wir nicht gelangen, und wir verlieren ihn wieder, wenn wir ihn gefunden haben, wenn wir uns durch die Vorurteile unserer geistigen oder besser ungeistigen Umwelt bestimmen lassen in unserem Denken. Es gibt die Wahrheit, und wir können sie erkennen, und die Treue ist möglich, ja, sie ist geboten.

Der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Christus und an seine Botschaft, wie sie in der Kirche verkündet wird, bedeutet für uns Licht, Leben und Freude. Stets führt uns der Glaube aus der Nacht zum Licht, vom Tod zum Leben, vom Leid zur Freude.

Die Emmaus-Jünger haben ihn gefunden, diesen Glauben, und er hat ihr Leben endgültig verwandelt. Ihr Weg war allerdings leichter, verglichen mit dem unseren. Aber auch wir können ihn gehen, diesen Weg, wenn wir unserer Vernunft vertrauen und allen Vorurteilen misstrauen, die von uns Besitz ergreifen möchten. Begegnet uns dann der Auferstandene nicht leibhaftig oder sinnenhaft, wie er den Emmaus-Jüngern begegnet ist, so wissen wir doch, dass die Augen des Glaubens tiefer sehen als unsere sinnenhaften Augen, dass sie tiefer sehen als die Sinnesorgane, die ihrer Natur nach auf die äußere Welt gerichtet sind und natürlicherweise die innere Welt nicht erreichen können. Amen.

WEISSER SONNTAG

„WIE MICH DER VATER GESANDT HAT, SO SENDE ICH EUCH“

Das Evangelium des heutigen Sonntags hat zwei Höhepunkte, sofern es uns zwei bedeutungsschwere Worte des auferstandenen Christus an seine Jünger übermittelt. Das erste Wort lautet: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch … empfanget den Heiligen Geist“, das zweite: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“. Nur über das erste Wort wollen wir uns heute Morgen einige Gedanken machen.

Von der Aussendung der Jünger durch Jesus ist wiederholt die Rede in den Evangelien, vor Ostern, aber auch nach Ostern. Das heißt: Jesus lässt bestimmte Männer an seiner Sendung teilhaben. Bestimmten Männern seines Jüngerkreises überträgt er die Vollmacht seiner eigenen Sendung - er ist der Gesandte des Vaters. Darin erkennen wir heute die Geburtsstunde des Bischofsamtes und des Priesteramtes der Kirche. Diese Sendung überträgt er im Heiligen Geist. Das will sagen: Mit dem Auftrag gibt er auch die Vollmacht. Die Jünger, die er erwählt hat, sie sollen sein Werk fortsetzen in der Kirche für die Menschen, damit sie gerettet werden. Sie sollen ihnen das Evangelium verkünden und sie heiligen und sie so für die Ewigkeit bereiten. Sie sollen aber auch seine Sendung weitergeben, damit das Werk der Erlösung fortgesetzt wird in der Welt bis er einst wiederkommt, um sein Werk zu vollenden. Ein Sonderfall dieses Wirkens ist die Vergebung der Sünden. Nicht von ungefähr ist davon am Osterabend die Rede. Das unterstreicht die Bedeutung dieses Sakramentes.

Diesem Tatbestand entspricht nicht mehr die Praxis vieler Katholiken. Wenn man es nüchtern ausdrückt, sind wir, erstmals in der Geschichte, heute in der Gefahr, ein Sakrament zu verlieren, so dass sich die Siebenzahl der Sakramente auf sechs reduziert. So ist dieses Sakrament den Protestan-

ten in der Zeit der Aufklärung verloren gegangen, nicht in der Zeit Luthers, wenngleich die Grundlagen für den Verlust dieses Sakramentes bereits durch den Reformator gelegt wurden, er selber hat noch bis zu seinem Lebensende regelmäßig gebeichtet. Verloren gegangen ist das Sakrament erst Jahrhunderte später. Die Altkatholiken haben es schon bald nach ihrer Trennung von Rom verloren, auch sie gegen ihren erklärten Willen.

Heute sind nun auch wir auf dem besten Weg, das Sakrament zu verlieren, de facto. Was uns davor bewahrt, das ist letzten Endes allein das Petrusamt, dem heute selbst Oberhirten zuweilen trotzen, wenn sie die Kirche mit einem Selbstbedienungsladen verwechseln und im Schlepptau fragwürdiger und unglaubwürdiger Theologen eine Dezentralisierung der Kirchenleitung fordern.

Zuweilen unterliegen wir hier freilich einem folgenreichen Missverständnis, wenn man etwa meint oder sagt, die Bußandacht sei eine andere Form des Sakramentes. Wenn wir sie recht verstehen, die Bußandacht, ist sie nichts anderes als eine intensive Hinführung zum Empfang des Sakramentes. So ist sie jedenfalls gedacht. Dabei ist sie ein Weg zur Vergebung lässlicher Sünden, wie jedes Gebet, wie jeder Akt der Gottesverehrung, wie jedes gute Werk und jede Tat der Liebe. Niemals aber kann sie als das Sakrament verstanden werden, weil dieses das persönliche Bekenntnis voraussetzt.

Die Vergebung der Sünden im Bußsakrament ist ein richterlicher Akt. Ein solcher aber setzt die Kenntnis der Verfehlungen voraus, ein individuelles Bekenntnis. Dass es hier um eine begründete Entscheidung gehen muss, das geht aus den Worten des Auferstandenen hervor, wenn er den berufenen Jüngern erklärt, dass sie die Sünden nachlassen oder nicht nachlassen sollen.

Es besteht heute bei uns ein Missverhältnis zwischen der großen Zahl der Kommunikanten und der geringen Zahl der Beichtenden. Natürlich kann man dagegen halten: Nur schwere Sünden müssen gebeichtet werden. Aber wir können doch nicht davon ausgehen, dass diese im Leben des normalen Gläubigen nicht vorkommen. Das würde schon dem Tenor der Verkündigung Jesu widersprechen, geschweige denn der Verkündigung der Kirche in den Jahrhunderten. Hier ist entweder unser Gottesbild korrekturbedürftig, oder wir müssen uns fragen, ob wir noch das rechte Verständnis von der Sünde haben.

Massenmörder wie Hitler und Stalin. Und die meisten Menschen kämen ins Fegefeuer, wenn sie nicht sogleich in den Himmel kämen. Darum sei die Beichte völlig überflüssig. Er hatte eine Publikation von mir gelesen über den Ernst des Daseins und stellte im Anschluss daran fest, den Ernst des Daseins gebe es gar nicht, er sei eine reine Konstruktion.

Demgegenüber lesen wir im 1. Petrusbrief: „Wenn kaum der Gerechte gerettet wird, wie wird es dann mit dem Gottlosen und dem Sünder aussehen“ (1 Petr 4, 18). Und Jesus spricht von „der engen Pforte“ und von „dem steilen Weg“, der zum ewigen Leben führt (Mt 7, 14). Schriftstellen dieser Art begegnen uns nicht wenige in den Urkunden des Glaubens.

Schwer sündigen können wir natürlich nur, wenn die entsprechende Einsicht und die nötige innere Freiheit gegeben sind. Aber wenn man das Missverhältnis zwischen dem Empfang des Bußsakramentes und dem Empfang der heiligen Kommunion bedenkt, ist objektiv mit der Gefahr von unwürdigen Kommunionen zu rechnen. Diese aber bringen keinen Segen, weder dem Einzelnen noch der Kirche.

Wer regelmäßig kommuniziert, muss auch des Öfteren das Bußsakrament empfangen, in übersehbaren Abständen. Wenn einem einmal das Sakrament verloren gegangen ist, ist es sehr schwer, wieder Zugang zu ihm zu finden. Das gilt für den Einzelnen, das gilt aber auch für die Kirche als Ganze.

Schon vor mehr als drei Jahrzehnten rief Papst Johannes Paul II. den Priestern in Fulda zu: „Tut alles, damit das Bußsakrament im Leben der Christen wieder jenen Platz einnimmt, der ihm gebührt“ (1980).

Vom Pfarrer von Ars († 1859) wird uns berichtet, dass seine Pönitenten von Amerika angereist kamen, um das Sakrament des Buße zu empfangen, und dass er den größten Teil des Tages im Beichtstuhl verbrachte. Im Leben der Heiligen hat das Bußsakrament stets einen bevorzugten Platz.

Im Jahre 1983 beschäftigte sich eine Bischofssynode in Rom mit der Wiederbelebung des Bußsakramentes. Spürbare Auswirkungen hat das nicht gehabt.

Der Heilige Vater Franziskus erklärte den Priestern am vergangenen Gründonnerstag: „Öffnet die Kirchen! Hört Beichte! Und die Leute werden kommen.“

Schon hier erkennen wir, dass der neue Papst nicht von der Art ist, wie ihn die Massenmedien verkaufen, denen es vor allem darum geht, dem neuen Papst die Kontinuität zu seinem Vorgänger abzusprechen und dessen Wirken zu desavouieren.

Der Auferstandene sendet seine Jünger aus. Im Heiligen Geist sollen sie sein Werk fortsetzen, die Verkündigung des Evangeliums und die Heili-

gung der Menschen. Ein wichtiger Punkt ist dabei die Vergebung der Sünden. Die entscheidenden Tätigkeiten des Priesters sind die Feier der heiligen Messe und die Spendung des Bußsakramentes. Das müssen nicht wenige Priester neu lernen. Die Sünde ist der geheimnisvolle Hintergrund der Erlösung. Das eine kann ich nicht verstehen ohne das andere. Zusammen mit dem Bußsakrament geht das Verständnis für die Sünde und für die Erlösung verloren. Es ist töricht und undankbar zugleich, das Ostergeschenk des Auferstandenen an seine Kirche zu missachten. Den Weg zum Heil können wir uns nicht selber ebnen. Das Christsein beginnt bei der demütigen Übernahme der ganzen Offenbarung. Wir sollten wieder mehr in uns hineinhorchen und wieder mehr fragen: „Herr, was willst du, das ich tun soll“? Amen.

3. OSTERSONNTAG

„SIMON, SOHN DES JOHANNES, LIEBST DU MICH MEHR ALS DIESE“

Auf einer Spruchkarte war folgender Text zu lesen: Wir gehen Gott mit 1000 Fragen an und vergessen darüber, dass Gott auch fragen kann. Die Fragen Gottes an uns überhören wir allzu leicht und allzu gern. Denn Gottes Fragen an uns sind in der Regel unangenehm für uns. Zudem ist die Stimme Gottes sehr leise. Das musste einst der Prophet Elia erfahren, als er auf der Flucht vor Gott war. Im Evangelium des heutigen Sonntags befragt der Auferstandene den Apostel Petrus nach seiner Liebe. Er befragt ihn öffentlich, dreimal befragt er ihn, um die Bedeutung dieser Frage zu unterstreichen. Die Eindringlichkeit der Fragen Jesu bringt Petrus in große Verlegenheit.

In den Evangelien werden uns viele Fragen Jesu überliefert, die wir stets auch als an uns gerichtet verstehen dürfen, ja, sollten. Aber auch in der Apostelgeschichte gibt es solche Fragen. Sie sind so zahlreich in den heiligen Schriften, dass wir ganze Fragebögen damit zusammenstellen könnten. So fragt Jesus: „Für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16, 15) „Was sind das für Reden, die ihr miteinander führt?“ (Lk 24, 17) „Warum seid ihr traurig?“ (Lk 24, 17) „Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ (Mt 8, 26) „Wollt auch ihr gehen?“ (Joh 6, 67) „Wen suchst du?“ (Joh 20, 15) „Wozu bist du gekommen?“ (Mt 26, 50) „Warum verfolgst du mich?“ (Apg 9, 4). Das sind Fragen, die wir auch als an uns gerichtet verstehen können. Dabei sind die Fragen Jesu Gottes Fragen an uns. Und wir sollten uns und ihm darauf eine Antwort geben aus der Perspektive unseres Lebens.

Heute fragt der Auferstandene Petrus und uns, einen jeden von uns: „Liebst du mich mehr als diese?“. So fragt er uns, nicht weil er unserer Liebe bedarf, sondern weil wir nur dann in seiner Liebe bleiben können, wenn wir ihr die Antwort unserer Liebe geben.

Feierlich fragt der Auferstandene den Apostel Petrus dreimal nach seiner Liebe. Dann setzt er ihn endgültig in sein Amt ein. Das Eingeständnis seiner Liebe ist für den Apostel die Voraussetzung für seine endgültige Einsetzung in sein Amt. Der Fischer vom See Genezareth wird der erste Papst. Im Gottesreich zählt nicht die Tüchtigkeit, nicht die größere Intelligenz, sondern die größere Liebe, die uns mit Christus verbindet. Sie gleicht alle körperlichen und geistigen Unvollkommenheiten aus. Mit ihr erfüllen wir die entscheidende Bedingung für unser Christsein, sei es, dass wir durch Taufe und Firmung am allgemeinen Priestertum partizipieren, sei es, dass wir durch die Priesterweihe dem besonderen Priestertum verpflichtet sind, wie das bei Petrus der Fall gewesen ist.

In dem Maß, in dem wir mit Christus eins werden in der Liebe, können wir seine Zeugen sein vor der Welt, glaubwürdige Zeugen für seine Worte und für sein Leben. Der Völkerapostel Paulus spricht im Galaterbrief von der verwandelnden Kraft der Liebe, wenn er da feststellt: „Nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20).

Wir werden fragen: Wie macht man das, Christus lieben? Die Antwort darauf muss lauten: Indem wir uns immer wieder vor Augen halten, wer dieser Christus ist und was er für uns getan hat. Lieben heißt ja wertschätzen. Dazu ist es notwendig, dass wir den Wert einer Person oder unter Umständen auch den Wert einer Sache erkennen. Kennen und lieben lernen wir Christus in besonderer Weise in der heiligen Kommunion, denn in ihr begegnet er uns real. Deshalb sollte das Wachsen dieser Liebe in erster Linie durch die heilige Kommunion erfolgen. Leider ist diese Christusbegegnung heute oft nur noch rein äußerlich und ohne Glauben oder mit nur geringem Glauben. Die Sprache ist hier verräterisch: Da spricht man von „Hostien verteilen“ und beweist damit, dass der Glaube an die Realpräsenz verloren gegangen ist.

In unserem Land empfangen an die 6 Millionen Gläubige allsonntäglich die heilige Kommunion. Was müsste das für ein geistiges Kapital einbringen? Welche Zeugniskraft müsste daraus hervorgehen für die Kirche? Allein, was davon bleibt, ist weithin liturgische Geschäftigkeit und oberflächliche Wichtigtuerei.

An der Bereitschaft des Auferstandenen, uns in der eucharistischen Begegnung mit ihm in der Liebe zu ihm zu festigen, fehlt es nicht. Allein, wir sind allzu oft innerlich nicht recht vorbereitet auf dieses große Geschehen. Wir gehen ohne Liebe, ohne Ehrfurcht, ohne Glauben zur Kommunion und hoffentlich nicht auch manchmal mit schwerer Schuld beladen, sakrile-

gisch. Allzu oft gehen wir gleichgültig, gewohnheitsmäßig und undankbar und bedenken nicht, was wir tun.

Die Eucharistie ist keine Magie, sie ist kein Medikament, das ohne uns wirkt. Wer häufig kommuniziert, muss viel beten. Die häufige Kommunion verpflichtet zu einem intensiveren religiösen Leben. Vor allem gehört zum fruchtbaren Empfang dieses Sakramentes das Bußsakrament, die regelmäßige Beichte. Diese alte Erfahrung der Kirche wird uns heute auf Schritt und Tritt bestätigt, im Guten wie im Bösen. Eine Erneuerung der Kirche und des religiösen Lebens in der Kirche, darauf kommt es an, nicht auf die äußeren Reformen, um die fortwährend herumgeredet wird, eine Erneuerung gibt es nicht ohne eine neue Wertschätzung des Bußsakramentes.

Das Sakrament der Liebe, die Eucharistie, kommt nur dann zur Wirkung, wenn ihm die Liebe vorausgeht. Und nur dann kann sie ihr folgen als die größere Liebe. Die Liebe zu Christus ist es, die uns fähig macht, wirksam Zeugnis abzulegen für ihn, feinfühlig und hellhörig zu sein für das, was uns und der Welt zum Heile dient. Zugleich aber ist sie die Vollendung des Apostolates.

Wo immer Christus in den Evangelien Fragen an seine Jünger richtet, da fragt Gott uns. Die Fragen Jesu in den Evangelien sind Fragen Gottes an uns. Das Zeugnis für Christus und seine Kirche, die der fortlebende Christus ist, setzt die Liebe zu ihm voraus. In der Liebe, die wirklich diesen Namen verdient, werden wir dem Geliebten ähnlich. Die wahre Liebe hat verwandelnde Kraft für uns. Die Einübung der Christusliebe sollte vor allem im häufigen Empfang der heiligen Kommunion erfolgen. Das kann nicht automatisch geschehen. Die Liebe setzt die Erkenntnis voraus, denn lieben bedeutet wertschätzen. Wie immer, so ist Gottes Gnade auch hier in hohem Maße von unserem Mittun abhängig. Die Liebe ist die Voraussetzung für das überzeugende Apostolat, bei jenen, die dem allgemeinen

Priestertum angehören wie auch bei jenen, die das besondere Priestertum verpflichtet. - Leben wir aus der liebenden Gemeinschaft mit Christus. Dann sind wir nie mehr allein. Amen.

4. OSTERSONNTAG (SONNTAG VOM GUTEN HIRTEN)

„ICH BIN DER GUTE HIRT ... DER GUTE HIRT GIBT SEIN LEBEN HIN FÜR SEINE SCHAFE“

Im Alten Testament wird Gott als der Hirt seines Volkes bezeichnet. Wenn Jesus dieses Bild auf sich anwendet und dazu noch das Adjektiv „gut“ hinzufügt, so kündet sich darin sein außergewöhnliches Selbstbewusstsein an, ein Selbstbewusstsein, das uns auch sonst immer wieder in den Evangelien begegnet. Verwegen ist dieses Selbstbewusstsein in den Augen jener, die es nicht wahrhaben wollen, dass dieser Jesus Gott selber ist. Wenn er im Evangelium des heutigen Sonntags feststellt, dass er als der gute Hirt seine Schafe kennt, so meint er damit mehr als ein verstandesmäßiges Erkennen, meint er damit zugleich ein Erkennen mit dem Herzen. Mit dem Herzen erkennen, das bedeutet aber in Liebe verbunden sein. Unsere rechte Antwort auf die liebende Führung des guten Hirten ist, dass wir auf ihn hören und ihm folgen. Es ist vor allem die Liebe des guten Hirten, die uns zur Antwort des Gehorsams ruft. Wie soll der gute Hirt uns führen, wenn wir nicht hören und folgen? Nur dann kann er uns auf gute Weide führen, kann er unseren Hunger stillen und uns vor Gefahren bewahren, wenn wir uns führen lassen. Denn Gott zwingt uns nicht zu unserem Glück, zum Glück zwingen, das ist die Art der Menschen, die immer gern diktatorisch sind, weil sie herrschen wollen und beherrschen, dabei aber behaupten, dass sie uns deshalb zum Glück zwingen wollen, weil sie die bessere Einsicht haben. Das gibt es bei Gott nicht. Er respektiert die Würde des Menschen,

den er als die Krone der Schöpfung geschaffen hat. Dabei nimmt er allerdings in Kauf, dass wir, indem wir uns von ihm entfernen, umkommen und verloren gehen, gegebenenfalls für immer. Er gibt uns nicht auf, er sucht uns, aber wenn wir uns nicht finden lassen von ihm, dann finden wir nicht heim. Es geht um alles in unserem irdischen Leben. Die Liebe des guten Hirten ist so groß, dass er sein Leben eingesetzt hat für seine Herde. Wo immer ein Hirt zu sterben bereit ist für die, die ihm anvertraut sind, ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dass es ihm wirklich auf die Herde ankommt, dass er nicht sich selber weidet. Hirten, die diese Bereitschaft nicht haben, werden im Gleichnis vom guten Hirten Mietlinge genannt. Sie weiden nicht die Schafe, sondern sich selber, sie lieben nicht die Herde, sondern ihr eigenes Wohlergehen.

Wir alle haben Anteil am Hirtenamt Jesu. Auch unter diesem Aspekt ist er unser aller Vorbild. Wir alle sollen selbstlose Hirten sein für unsere Brüder. Christus will seinen Hirtendienst durch uns alle fortsetzen, in besonderer Weise will er das jedoch durch die Priester und Bischöfe. Wir unterscheiden das allgemeine und das besondere Priestertum. Das Priestertum der Priester und Bischöfe ist qualitativ ein anderes als das Priestertum der Getauften und Gefirmten. Aber die einen sind für anderen da und die anderen für die einen. Wir nennen die Priester Hirten, „pastores“, und die Bischöfe Oberhirten. Die Träger des Amtspriestertums stehen in besonderer Weise in der Nachfolge Christi. Sie tragen die letzte Verantwortung für das Werk Christi. Sie sind Stellvertreter Christi in einem spezifischen Sinn. Ihnen gilt der heutige Weltgebetstag für die geistlichen Berufe. Wir fassen darunter auch die Ordensberufungen, weil die Ordensleute den Amtsträgern besonders nahe stehen, näher noch als die anderen Gläubigen, die am allgemeinen Priestertum partizipieren, und weil die Ordensberufung in vielen Fällen mit der priesterlichen Berufung zusammenfällt.

Der Weltgebetstag für die geistlichen Berufe will uns daran erinnern, dass wir alle Verantwortung tragen für gute Priester und gute Ordensberufe. Diese besteht in unserem Gebet und in unserer Bereitschaft, auf unsere Weise unsere Hirtenaufgabe zu erfüllen. Das will sagen, dass wir uns einsetzen, dass wir nicht Mietlinge sind, dass wir uns nicht selber weiden. Dass wir unsere aus der Taufe und der Firmung resultierende Berufung gewissenhaft erfüllen. Wenn wir schon nicht unser Leben einsetzen, müssen wir wenigstens unsere Zeit, gegebenenfalls unser Ansehen und unsere Ehre bei den Menschen und unsere materiellen Mittel zur Verfügung stellen und Verfolgung und Verkennung auf uns nehmen, um die Herde zu retten. Der selbstlose Einsatz wird heute klein, sehr klein geschrieben, ganz allgemein. Bequemlichkeit und Trägheit, Egoismus und mangelnde Verantwortung und Gleichgültigkeit sind weit verbreitete Untugenden. Allzu viele leben nach der gänzlich unchristlichen Devise: Rette sich, wer kann. Oder: Nach mir die Sintflut. Unser Maßstab muss Christus sein, der sich vor seine Herde gestellt hat, der für sie in den Tod gegangen ist.

In einer lebendigen Kirche gibt es immer auch genug Priester und Ordensberufe. Der Priestermangel ist nicht schicksalhaft, er ist nicht ein unentrinnbares Verhängnis, der heutige Mangel an Priestern und an Ordensberufen ist die Konsequenz sterbender Gemeinden, deren Sterben man jedoch allzu gern vertuscht. Im Vertuschen ist man da groß, wo man es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt. Der Mangel an Priestern und Ordensberufen wird weiter gefördert durch die Anonymität der so genannten Pastoralteams, die völlig ineffizient sind und nur den äußeren Betrieb aufrechterhalten und im Grunde die Glaubensverkündigung und die Seelsorge vortäuschen. Der verstärkte Einsatz von bezahlten Laienkräften löst nicht das Problem, er verschärft es im Grunde. Hinsichtlich der Priester- und Ordensberufungen ist er ausgesprochen kontraproduktiv. Die Lösung liegt zum einen im Ehrenamt und zum anderen in der missionarischen Struktur

der Kirche, deren Charakteristikum die Missionsstation ist, bei der Kommunitäten von Priestern und Kommunitäten von Ordensleuten Brennpunkte des religiösen Lebens bilden.

Vor Jahren predigte ein Pfarrer an diesem Sonntag: Solange der Papst nicht den Zölibat aufhebt, werde ich nicht mehr für Priester- und Ordensberufungen werben. Gestern erklärte der Heilige Vater in einer Predigt: „Laue Christen wollen eine Kirche nach eigenem Maß bauen. Diese aber ist nicht die Kirche Christi“ (Kath.net am 20. April 2013). Das ist es: Laue Christen und laue Hirten wollen eine andere Kirche. Solange diese Tendenz herrscht, beten wir vergeblich um Priester und um Ordensberufungen, denn die Gnade baut auf der Natur auf.

Es ist töricht, weniger zu fordern, um mehr Priester- und Ordensberufungen zu haben, es ist töricht, die Voraussetzungen für den Priester- und Ordensberuf zurückzuschrauben und billige Kompromisse mit dem Zeitgeist zu machen. Lautstark fordert man heute in der Kirche das, was man ohnehin schon tut. Das ist unehrlich. In solcher beinahe schon strukturell gewordenen Unwahrhaftigkeit widersteht man dem Heiligen Geist auf der ganzen Linie, zerstört man die Kirche in ihren Fundamenten.

Was sonst gilt, das gilt auch hier: Niemals darf man die Qualität der Quantität zum Opfer bringen. Das macht sich niemals bezahlt, das ist immer Selbstbetrug. Wie die Geschichte zeigt, hat es einzelne Priester gegeben und einzelne Ordensleute, die das Wirken von 1000 anderen übertrafen. Am Ruf Gottes fehlt es auch heute nicht, wohl aber am Hören auf diesen Ruf, an der Gehorsamsbereitschaft der Angerufenen. Hier bedarf es der Veränderung des Klimas, einer neuen Hinwendung zum Glauben der Kirche.

Der gute Hirt braucht Menschen, die wie er die Menschen lieben und ihnen den Weg zeigen, die nicht nur sagen, dass sie die Menschen lieben, wie das heute oftmals in der Kirche der Fall zu sein scheint, speziell bei den Hirten, die vielmehr das leben, was sie verkünden. Hirten zu sein, welche die Menschen lieben und ihnen den Weg zeigen, dazu sind wir alle berufen. Selbstlose Hirten sollen wir sein für unsere Brüder. Hirten in besonderer Weise aber sind die Priester. Auf ihren Schultern ruht die entscheidende Verantwortung für die Kirche. Sie sind berufen, Christus zu vertreten und gegenwärtig zu machen, sie sind nicht durch Laien ersetzbar. Damit es immer genug solcher Hirten gibt, bedarf es unseres Gebetes und unseres Einsatzes, bedarf es glaubensfroher Gemeinden.

Eine im Glauben lebendige Kirche wird immer genügend Priester haben. Daher muss unser Bemühen dahin gehen, dass die Kirche wieder glaubensstark wird und opferbereit. Ihre innere Reform erst schenkt uns wieder genügend Priester und Ordensleute, ihre Neu-Evangelisierung, nicht ihre weitere Säkularisierung.

Vielleicht muss die Kirche arm werden, damit sie wieder erkennt, worauf es ankommt. Das Böse ist ansteckend, aber auch das Gute. Unsere Opferbereitschaft, unsere Glaubensstärke und unser Einsatz für Gott und seine Kirche werden eine Sogwirkung haben, die all unsere Erwartung übersteigt. Amen.

5. OSTERSONNTAG

„DURCH VIELE DRANGSALE MÜSSEN WIR EINGEHEN IN DAS REICH GOTTES“

Die Kirche ist nur da Kirche, wo sie für andere da ist. Das ist eine der vielen nicht besonders geistreichen Redensarten, mit denen wir in der Verkündigung in der Kirche, die heute geradezu exzessiv ist, jedenfalls quantitativ, überschwemmt werden. Und man fügt dann noch gern mit überlegener Miene hinzu: Die Kirche ist für die Menschen da. Damit wird im Grunde die Wirklichkeit des christlichen Glaubens auf den Kopf gestellt. Denn die Kirche ist zunächst für Gott da, wie auch der Mensch zunächst für den Schöpfer da ist, nicht Gott ist für den Menschen da, sondern der Mensch ist für Gott da. Richtig muss es daher heißen: Wo die Menschen Gott die Ehre geben, da ist die Kirche. Charakteristisch ist in diesem Zusammenhang die Rede von der Kirche ohne den Artikel, von der Kirche, die gemacht wird, oder die Rede von der Kirche mit dem Possessiv-Pronomen. Da wird die Kirche zu einer menschlichen Veranstaltung. Das aber ist sie gerade nicht. Wenn wir die Kirche recht verstehen, müssen wir sagen, dass sie der entscheidende Ort der Sichtbarkeit Gottes in dieser Welt ist. Dabei dient sie der Ehre Gottes und schenkt dem Menschen die Begegnung und die Gemeinschaft mit Gott. Die Ehre Gottes aber ist das Heil des Menschen. Die anthropologische Wende in der Kirche setzt den Menschen an die Stelle Gottes.

Die entscheidende Aufgabe der Kirche besteht darin, dass sie die Menschen zu Gott führt. Wenn das geschieht, geschieht das denkbar Beste für den Menschen und für die Welt überhaupt. Wenn die Menschen zu Gott finden, dann finden sie auch zueinander, wenn der Mensch aber an die Stelle Gottes tritt, dann geschieht das Gegenteil, in der Regel: Die Menschen werden einander entfremdet. Ein Humanismus ohne Gott trennt die Menschen voneinander, wie wir es heute Tag für Tag erleben, und er führt sie in tiefe Abgründe hinein. De facto eskaliert in der Gegenwart der Egoismus bei den Menschen wie auch bei den Völkern, die Fixierung auf die eigenen Interes-

sen und auf die Interessen der Gruppe, so sehr man immer wieder die Solidarität beschwört.

Papst Benedikt XVI. erklärt bei einer Bischofsweihe am vergangenen Epiphanie-Fest: „Wenn es dem Menschen um Gott geht, dann geht es ihm auch wirklich um den Menschen. Nur dann können wir Menschen für die anderen sein, wenn wir ganz von Gott ergriffen sind“ (vgl. Kath.net vom 6. Januar 2013).

Die (erste) Lesung des heutigen Sonntags berichtet uns von der ersten Missionsreise des Paulus. Zusammen mit Barnabas führt sie ihn von Antiochien aus durch verschiedene Städte Kleinasiens. Dort verkündigen sie die Osterbotschaft sowie die Gegenwart und die Zukunft des Menschen mit Gott im Zeichen der Osterbotschaft und begründen sie überall die Kirche Christi. Und sie bestärken die neu gewonnenen Christen im Glauben. Solche Bestärkung ist immer notwendig, weil der Glaube es mit unsichtbaren Wirklichkeiten zu tun hat und weil er immer wieder bedroht ist durch den Unglauben, vor allem durch den Unglauben der Ungläubigen. Damals war die Zahl der Gläubigen nur sehr klein. Die große Zahl der Ungläubigen bedeutete eine große Last für die Gläubigen. Das ist heute ähnlich. Auch heute wird die Zahl der Gläubigen immer kleiner und die der Ungläubigen immer größer. Das macht es den Wenigen schwer, in der Treue im Glauben auszuharren. In einer ungläubigen und nur noch halbgläubigen Umwelt ist es schwer, an den Schätzen des Glaubens festzuhalten. Dazu aber bedarf es der Bestärkung durch die Hirten und der gegenseitigen Bestärkung, der Bestärkung und des Trostes sowie des besonderen Wirkens der Gnade. Um die Gnade aber müssen wir Gott bitten. Sie ist in erster Linie ein Geschenk.

Die zwei Missionare, Paulus und Barnabas, trösten die Gläubigen mit den Worten: „Durch viele Drangsale müssen wir eingehen in das Reich Got-

tes“. Das ist ein wichtiger Gedanke. Die Leiden der Zeit gehen dem Glück der Ewigkeit voraus, sie sind dessen Vorboten, wenn sie in der Gemeinschaft mit Christus getragen werden. Der Fremdling, der die zwei Jünger auf dem Wege von Jerusalem nach Emmaus begleitet, erklärt ihnen: Christus musste leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen (Lk 24, 26). Ohne den Karfreitag gibt es nicht die Osterherrlichkeit. Das verschweigt man heute oft in der Verkündigung. Das ist freilich nicht das Einzige, das verschwiegen wird.

Der fromme Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal († 1662) erklärt im 17. Jahrhundert: „Jesus wird im Todeskampf liegen bis an das Ende der Welt“ (Pensées, 553 - Le mystère de Jésus). Der Todeskampf Christi, das ist das Leiden seiner Jünger. Gott bewahrt seine Getreuen nicht vor dem Leid, aber er bewahrt sie im Leid. Unsere Vollendung ist nicht möglich ohne die Gleichgestaltung mit dem leidenden Christus. Das ist etwas anderes als die Gleichgestaltung mit der Welt. Die Distanzierung von einer Welt, die sich immer mehr von Gott entfernt, die gleichzeitig ihren Ungeist mehr und mehr in die Kirche hineinträgt, ist ein Gebot der Stunde.

Papst Benedikt XVI. mahnte vor mehr als zwei Jahren, dass wir der Verweltlichung der Kirche ihre Entweltlichung entgegensetzen müssten. Das ist nicht geschehen. Man hat nicht auf den Papst gehört, vor allem nicht dort, wo er die Entweltlichung angemahnt hat. Die Verweltlichung der Kirche, sie nimmt immer größere Ausmaße an. In wachsendem Maß wird heute von den Kanzeln und Bildschirmen die Anpassung der Kirche an die Welt als letzte Weisheit verkündet, speziell gilt das für die Ehe- und die Sexualmoral. So werden die Gläubigen immer mehr verwirrt und werden die Hirten in immer größerer Zahl desorientiert und entmutigt.

Der Völkerapostel Paulus erklärt: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, eine Torheit, uns aber, die gerettet werden, Gottes Kraft und Weisheit“ (1 Kor 1, 18). Das Kreuz ist die Wahrheit. Papst Leo der Große († 461) stellt mit Nachdruck fest: „Ihr müsst in die Fußstapfen des gekreuzigten Christus treten, ihr müsst das Irdische verachten, um des Himmlischen teilhaftig zu werden. Wer das Kreuz auf sich nimmt, muss seine Begierden ertöten, seinen Lastern absterben, alle Eitelkeit meiden und jede falsche Lehre von sich weisen“ (Predigt 72, 5). Der heilige Hieronymus († 420) schreibt in seinem Kommentar zum Buch der Psalmen: „Wir werden für die Welt gekreuzigt, und Christus wird in uns gekreuzigt. Glückselig, in dessen Herz Christus täglich aufersteht“ (Über den Psalm 95). In einer alten Homilie aus der Zeit der Kirchenväter heißt es: „Lasst uns danach trachten, das Mal und das Siegel des Herrn in uns zu tragen“ (Pseudo-Makarius, Geistliche Homilien 12, 13). Paulus rühmt sich im Kreuz Jesu Christi, durch den er der Welt gekreuzigt und die Welt für ihn gekreuzigt ist (Gal 6, 14).

Nicht Gott ist für den Menschen da, sondern der Mensch ist für Gott da. Darum ist auch die Kirche zunächst nicht für den Menschen da, sondern für Gott. Sie ist nicht eine menschliche Veranstaltung, sondern das Werk Gottes. Die Ehre Gottes ist das Heil des Menschen. Wenn wir uns von Gott abwenden, programmieren wir unseren Untergang. Denn in der Gottlosigkeit stellen wir uns auf die Seite des Widersachers Gottes, „des Geistes, der stets verneint“. „Wer Gott nicht anbetet, der betet den Teufel an“, erklärt der französische Schriftsteller Léon Bloy († 1917). Mit diesem Zitat hat Papst Franziskus kürzlich den Unmut vieler erregt, wohl deshalb, weil er damit ins Schwarze getroffen hat. Der Unglaube wird uns versklaven.

Die Verweltlichung der Welt und der Kirche ist das Verhängnis unserer Zeit. Die Anpassung an die Welt und an den Ungeist unserer Zeit gereicht

der Kirche und der Welt zum Unheil. Der rechte Weg ist das Kreuz, die Nachfolge des Gekreuzigten. „Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen“. Unsere Vollendung ist nicht möglich ohne die Gleichgestaltung mit dem leidenden Christus. Ohne den Karfreitag gibt es nicht die Osterherrlichkeit. Das Kreuz ist die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist es, die uns wirklich frei macht (Joh 8, 32). Amen.

6. OSTERSONNTAG

„DER GEIST DER WAHRHEIT“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist den Abschiedsreden Jesu entnommen, die uns im Johannes-Evangelium sehr breit überliefert werden. In ihrer inhaltlichen Tiefe sind sie unausschöpflich, die Abschiedsreden, und in ihrer dichterischen Schönheit unergründlich. In unserem Ausschnitt geht es um die Sendung des Heiligen Geistes und die Wiederkunft Christi.

Der Heilige Geist ist der Tröster und Beistand für die Getreuen Christi in dieser Welt. Christus hat ihn uns nach seiner Himmelfahrt gesandt, auf dass wir uns mit seiner Hilfe in rechter Weise auf seine Wiederkunft vorbereiten, das heißt, dass wir aus dem österlichen Geheimnis heraus leben, aus dem Geheimnis des Kreuzes und der Auferstehung Christi. Der Heilige Geist wird hier charakterisiert als der Geist der Wahrheit. Aber was ist Wahrheit? - Diese Frage ist oft gestellt worden in der Geschichte, seitdem einst Pilatus sie gestellt hat.

Die Wahrheit hat zwei Gegensätze, die Lüge und den Irrtum. Viele Irrtümer breiten sich heute aus, oft sind sie das Ergebnis der Lüge, die ihre Macht da entfaltet, wo wir in falscher Weise Vertrauen schenken.

Auch die Lüge breitet sich aus in der Gegenwart. Zuweilen hat man den Eindruck, dass das heute mehr denn je geschieht: Man denkt anders als man tut und spricht, und man steht nicht zu seinem Wort. Man heuchelt Interesse an der guten Sache, verfolgt aber nur seine eigenen Interessen.

Der Geist der Lüge ist mächtig schon in der persönlichen Begegnung der Menschen miteinander. Hier ist auf die Unzahl der Ehetragödien zu verweisen. Mehr als jede dritte Ehe wird heute geschieden. Und auch die flüchtigen Beziehungen: Sie offenbaren im Grunde eine erschreckende Verlogenheit. Da wird das Vertrauen missbraucht, Interesse vorgetäuscht und die Selbstverliebtheit als Liebe dargestellt. Und die frühe Sexualisierung der Kinder und die, fast kann man sagen, globale Verführung der Jugendlichen dank des mangelhaften Jugendschutzes, worüber die Diözesanversammlung nicht gesprochen hat. Der Egoismus ist als solcher schon eine große Lüge. Er leugnet das Wesen des Menschen und führt ihn immer wieder in die Einsamkeit. Gott hat den Menschen aus Liebe erschaffen, und - für die Liebe hat er ihn erschaffen.

Wo wir Gott vergessen, da greift die Lüge Platz und da wird der Mitmensch gleichgültig. Die Nächstenliebe hat die Gottesliebe zur Voraussetzung, sie führt dann freilich auch wiederum tiefer in die Gottesliebe hinein. Der Geist der Lüge ist der Geist der Welt. Und ihm ist der Hass zu Eigen. Wie sich mit der Wahrheit die Liebe verbindet, so verbindet sich mit der Lüge der Hass. Aus der Lüge gehen Anmaßung, Unbeherrschtheit, Rücksichtslosigkeit, Brutalität und Gottlosigkeit hervor.

Gerade gestern Morgen erklärte der Heilige Vater in einer Ansprache, dass es mit dem Fürsten dieser Welt, der aus der Lüge lebt, keinen Dialog gibt, dass es in der Konfrontation mit ihm nur das Wort Gottes geben kann und Demut und Sanftmut (vgl. Kath.net).

Der Fürst dieser Welt aber hat sich heute in vielfacher Weise in der Kirche und in der Christenheit etabliert. Das wissen wir oft nicht. Aber wir müssten es wissen.

Die Lüge breitet sich nicht nur, wo immer wir Gott vergessen, im Kleinen aus, auch im Großen treibt sie ihr Unwesen, wo immer man der Säkularisierung huldigt, und stets ist sie mit dem Hass verschwistert.

Da ist zunächst an die Massenmedien zu erinnern, die immer mehr zu öffentlichen Erziehungsanstalten mit negativem Vorzeichen werden, zu Stätten der Manipulation der Menschen. Da werden wir so sehr mit der Lüge oder mit der Halbwahrheit eingedeckt, dass wir es oft gar nicht mehr merken. Besonders deutlich und extrem geschieht das im Sexualismus unserer Zeit, der sich als neue Ersatzreligion etabliert, teilweise gar auch in der Kirche und im Christentum, sowie in der Ideologie der Anbetung der Welt, in der Ideologie des Habenwollens, des mühelosen Lebens und der Ehrfurchtslosigkeit. Die Lüge begegnet uns aber auch in der Werbung und in der Politik, in der Politik, in den Diktaturen per se, sie leben von der Lüge, aber auch dort, wo man das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit vertritt. Je mehr wir uns von Gott entfernen, umso mehr werden wir blind für die Wahrheit, umso mehr werden wir Opfer der Lüge und der Unwahrhaftigkeit.

Jesus nennt den Teufel den Vater der Lüge (Joh 8, 44), den Fürsten dieser Welt (Joh 14, 30). Seine unverschämteste und raffinierteste Lüge ist die, dass er seine Existenz leugnen lässt, manchmal gar von Dienern der Kirche, die es eigentlich nicht mehr sind, die es nur noch dem Namen nach sind: Pseudopropheten heißen sie in der Sprache des Alten Testamentes.

Die Lüge besteht zum einen in der bewussten Verdrehung der Wirklichkeit und zum anderen in der Untreue. Einerseits geht sie aller Sünde voraus, andererseits ist sie ihre reifste Frucht. Sie ist der Kern des Abfalls von Christus und seiner Kirche. Eigentlich ist sie überall mit dabei, die Lüge. Schon die kleinste Lüge ist daher ein großes Unrecht, weil sie ein Bekenntnis zum Geist der Welt und zum Widersacher Gottes, ein Votum für den Fürsten dieser Welt ist. Das vergessen wir oft.

Wenn wir die Wahrheit nicht lieben, konsequent, dann kann der Heilige Geist nicht wirksam werden in uns. Das ernsthafte Bemühen um die Wahrhaftigkeit ist die Voraussetzung für das Wirken des Gottesgeistes in uns. Und nur in ihm können wir das Geheimnis des Kreuzes und der Auferstehung Christi leben und in der Liebe bleiben. Nicht zuletzt ist die Wahrhaftigkeit die Voraussetzung dafür, dass wir in Treue zu den Geboten Christi stehen.

Der Heilige Geist führt uns zur Wiederkunft Christi, zur Parusie unseres von den Toten auferstandenen Erlösers. Das ist der zweite Gedanke unseres Evangeliums, der unsere Aufmerksamkeit erregt oder erregen soll.

Das Ziel unseres Lebens ist groß und leuchtend. Mag auch der Weg beschwerlich sein, was macht das schon? Bald wird alles vergessen sein. Christus ist bereits am Ziel, der Erstling der Entschlafenen. Dort bereitet er seine große Ankunft vor. Während er das tut, ist es an uns, dass wir uns auf unsere Begegnung mit ihm vorbereiten - eine lebenslängliche Aufgabe. Das muss geschehen im Heiligen Geist. Täglich sollten wir um ihn beten und uns für sein Wirken in uns offen halten. Nur dann können wir vor dem wiederkommenden Christus bestehen, wenn wir im Heiligen Geist in seinen Spuren wandeln, wenn wir mit ihm leben und sterben in der treuen Erfüllung seiner Gebote.

Der Geist Gottes ist mächtig, auch in unserer Welt, der Geist der Wahrheit. Er kann in uns nur wirksam werden, wenn wir die Wahrheit lieben. Sein Gegenspieler ist der „Vater der Lüge“. Ihn charakterisiert nicht nur die Lüge, sondern mit ihr der Hass, wie andererseits der Geist der Wahrheit zugleich der Geist der Liebe ist. Wenn wir aus dem Heiligen Geist heraus leben und uns von ihm führen lassen, haben wir ein großes Ziel, die Wiederkunft Christi. Dann wird die Welt uns zur Fremde, gerade dadurch aber empfangen wir sie dann neu wieder. Dann erst kann sie uns wirklich glücklich machen, weil wir dann in größerer Distanz zu ihr stehen, weil wir sie dann mit den Augen Gottes betrachten, in der Perspektive der Ewigkeit. Dass wir leben in der lebendigen Erwartung der Parusie - „er wird euch nach Galiläa vorangehen“, heißt es im Markus-Evangelium (Mk 16, 7) - und das im Heiligen Geist, dem Geist der Wahrheit, der zugleich die Liebe ist, das lehrt uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Das Ziel der Geschichte dieser Welt und auch unseres persönlichen Lebens ist die Wiederkunft Christi. Wenn wir das glauben und uns darauf in Demut und Zuversicht vorbereiten, dann kann uns niemand und nichts mehr etwas anhaben. Amen.

CHRISTI HIMMELFAHRT

„EINE WOLKE ENTZOG IHN IHREN BLICKEN“

Seit den Urtagen der Kirche bekennen wir im Credo, dass Christus in den Himmel aufgefahren ist, dass er zur Rechten des Vaters thront und dass er wiederkommen wird in Herrlichkeit, um die Lebenden und die Toten zu richten. Die Himmelfahrt Christi, unseres Erlösers, ist zusammen mit seiner Auferstehung die Krönung seines irdischen Lebens und mehr noch, seine Rechtfertigung und seine Ehrenrettung sowie das entscheidende Kennzei-

chen seiner Gottessohnschaft. In ihr erfährt das Drama der Erlösung seinen krönenden Abschluss, um seine Vollendung in der Wiederkunft des in den Himmel Aufgefahrenen zu finden: „Dieser Jesus, wie ihr ihn habt auffahren sehen, so wird er einst wiederkommen“, heißt es in dem Bericht der Apostelgeschichte über die Himmelfahrt Christi. Eine Wolke entzieht ihn den Blicken seiner Jünger. Die Wolke ist in der Schrift das Zeichen der Anwesenheit Gottes. Endgültig ist er in seine himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt, in jene Herrlichkeit, die er eigentlich schon seit dem Ostermorgen besitzt.

Der Himmel, in den er erhoben wird, ist nicht der Sternenhimmel, der unermessliche Raum der Himmelskörper. Der Himmel, in den er heimkehrt, ist gänzlich unserem Erfahrungsbereich und unserem Zugriff entzogen. Wenn Christus in den Himmel auffährt, reist er nicht sozusagen zu den Sternen, sondern tritt er ein in das Geheimnis Gottes. Damit wird eine andere Dimension des Seins angesprochen. Christus tritt in seiner Himmelfahrt in die Macht- und Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Gott ein, um in neuer vollkommenerer Weise bei uns zu sein (Papst Benedikt XVI.). Dieser Abschied schenkt den Jüngern eine größere Nähe des Meisters. In seiner neuen Daseinsweise kann er ihnen näher sein als in seinen Erdentagen. Von daher erklärt sich ihre Freude bei diesem Abschied. Zudem wird ihnen der Heilige Geist geschenkt, und sie werden seine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde. Auf die neue Daseinsweise bezieht sich das Jesus-Wort des Johannes-Evangeliums: „Ich gehe und komme zu euch“ (Joh 14, 28).

Der Himmel, in den Christus heimkehrt, in den er seine menschliche Natur mit hineinnimmt, ist unserer Erfahrung gänzlich entzogen. Wir können ihn erschließen mit unserer Vernunft und wir wissen um seine Existenz im Glauben, sofern wir der Offenbarung Vertrauen schenken. Der Himmel, in

den Christus aufgefahren ist, ist nicht der physikalische Weltraum in seiner schier unermesslichen Größe, der astronomische Himmel. Wäre das der Fall, dann müsste Christus eine weite Reise gemacht haben, bis heute wäre er dann noch nicht an das Ende dieser beinahe unendlichen Räume gelangt. Der Himmel, um den es hier geht, ist eine total andere Welt. Man kann ihn nicht berühren. Auch die Seele kann man nicht berühren, und doch ist sie da. Es gibt nicht nur diese unsere sichtbare Welt. Schon im natürlichen Bereich gibt es vieles, von dessen Existenz wir wissen, wovon wir uns jedoch keine Vorstellung machen können. Der Mathematiker rechnet mit einem vierdimensionalen Raum oder mit mehrdimensionalen Hyperräumen, dabei kann er sich jedoch nichts mehr vorstellen.

Der Himmel, das ist die Teilnahme an der Seligkeit Gottes, an dem innergöttlichen Gespräch der Liebe zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Zugleich ist er die Gemeinschaft der Vollendeten in einem lebendigen Miteinander. Wie das möglich ist und wie das geschieht, das freilich weiß Gott allein. Ein krankes Kind, das dem Tod entgegensiechte, wurde gefragt: Was ist der Himmel? Die Antwort lautete: Für mich ist der Himmel Jesus (vgl. Heinrich Suso Braun, Neunuhrfünfundvierzig, Radiopredigten IX, Innsbruck 1962, 204). Nicht anders sagt es im Grunde der größte und bedeutendste Lehrer der Kirche, der heilige Thomas von Aquin († 1274). In einer Kirche in Neapel ist ein mystisches Erleben des Heiligen im Bild festgehalten, von dem uns sein Biograph berichtet: Thomas steht vor dem Kreuz und vernimmt aus dem Munde des Gekreuzigten die Worte: Thomas, du hast gut von mir geschrieben, welchen Lohn verlangst du dafür? Darauf antwortet dieser: Keinen anderen Lohn, Herr, als dich. Der Pfarrer von Ars († 1859) predigt an einem Sonntag über den Himmel und er erklärt: Wir werden Gott schauen von Angesicht zu Angesicht, wir werden Gott schauen so wie er uns sieht, wir werden Gott schauen in alle Ewigkeit. Nach einer Weile wiederholt er das Gleiche mit Tränen in den

Augen, mit Tränen der Seligkeit in den Augen (Heinrich Suso Braun, Neunuhrfünfundvierzig, Radiopredigten IX, Innsbruck 1962, 205).

Wie der Glaube uns lehrt, soll die Heimat des Erlösers unsere ewige Heimat werden. Unsere Zeitlichkeit soll in die Ewigkeit Gottes ausmünden. Schon die Vernunft lehrt uns, dass der Tod nicht das definitive Ende des Menschen ist. Wir gehen einer neuen Seinsweise entgegen, die endgültig ist, die sich jedoch nicht für alle in gleicher Weise darstellt. Wie sie sich für uns darstellt, das ist uns in die Hände gelegt.

„Wir haben hier keine bleibende Stätte“, heißt es im Hebräerbrief (Hebr 13, 14), denn „wir sind Pilger und Fremdlinge auf Erden“ (Hebr 11, 13). Unsere gegenwärtige Existenzweise dauert nur wenige Jahre, jene andere aber ist ohne Grenze. Sie wird kein Ende haben.

Gott wartet auf uns, wir gelangen allerdings nicht zu ihm, wenn wir uns nicht auf den Weg zu ihm machen. Die Gnade der Erwählung wird nur dann wirksam, wenn der Mensch mitwirkt mit ihr. Die billige Gnade ist ein Gebilde der Phantasie der Menschen.

Schon jetzt können wir unsere endgültige Existenz leben, wenn wir mit Christus verbunden sind. Auf ein Leben in der Gemeinschaft mit Christus, darauf kommt es an. Sie äußert sich, biblisch gesprochen, in der Wachsamkeit. Wach sind wir, wenn wir für das Gute eintreten, für das Gute oder für die Wahrheit. Stets ist das Gute die Wahrheit, das Böse hingegen die Lüge. Auf der Seite des Guten stehen wir, wenn wir das Rechte tun inmitten einer Welt, die sich oft ganz dem Bösen verschrieben hat, wenn wir „nicht nach den eigenen Wünschen“ leben, „sondern nach der Wegweisung des Glaubens“ (Joseph Ratzinger, Benedikt XVI., Jesus von Nazareth, Zweiter Teil, Freiburg 2010, 313).

Der heilige Paulus erklärt im 1. Korintherbrief, wir kennen diese Stelle: „Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). Das ist die Voraussetzung für die ewige Gemeinschaft mit Gott, dass wir ihn in der kurzen Zeitspanne unseres irdischen Lebens lieben und stets wachsen in dieser Liebe. Die Liebe aber folgt aus der Erkenntnis. Angelus Silesius, Johannes Scheffler († 1677), bringt die Ewigkeitsbedeutung unseres begrenzten irdischen Lebens in geistvollen Versen zum Ausdruck, wenn er in seinem Cherubinischen Wandersmann feststellt: „Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein, wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein“.

Die Himmelfahrt Christi ist ein Fest der Hoffnung für uns, der Hoffnung auf unsere Verklärung. Die ewige Heimat des Erlösers soll auch unsere ewige Heimat werden, so hat Gott es vorgesehen. Das kann freilich nur dann geschehen, wenn wir schon in diesem Leben in der Gemeinschaft mit dem Erlöser leben und für das Gute und für die Wahrheit uns einsetzen. Und wenn wir nach Maßgabe unserer Kräfte und unserer Möglichkeiten seine Zeugen sind in dieser Welt. Wir verfehlen den Himmel, wenn wir uns der Welt anpassen und „mit den Wölfen heulen“, wenn wir das Wort Gottes und den Willen Gottes zur Disposition stellen, um den Beifall der Massen zu finden, wenn wir zynischen Gottesfeinden ins Netz gehen. Im Jakobusbrief heißt es: „Die Freundschaft der Welt bedeutet Feindschaft gegen Gott“ (Jak 4, 4). Christus selber erklärt: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen“ (Mt 6, 24). Im 1. Johannesbrief lesen wir: „Liebt nicht die Welt und was in ihr ist. Wenn jemand die Welt liebt, dann ist die Liebe des Vaters nicht in ihm“ (Joh 2, 15). Mit der Welt ist hier nicht die Welt als Schöpfung Gottes gemeint, sondern die durch die Sünde von Gott abgefallene Welt, die unter der Macht des Teufels stehende Welt, die dem Untergang entgegeneilt. Der Christ hat im Glauben die Welt überwunden. Die

gegenwärtige Verweltlichung der Kirche überhört die prophetische Mahnung des Papstes Benedikt, sie ist ein Spiel mit dem Feuer. Amen.

7. OSTERSONNTAG

„SIE STÜRZTEN SICH GEMEINSAM AUF IHN“

Stephanus stirbt für Christus. Davon berichtet die (erste) Lesung des heutigen Sonntags. Stephanus, ein Judenchrist aus der griechischen Diaspora, gehörte der Urgemeinde von Jerusalem an. Er war ganz und gar erfüllt vom Tod und von der Auferstehung Jesu und zeigte einen beispielhaften Missionseifer. Das aber wurde ihm schon bald zum Verhängnis. Die Gewitter der Verfolgung zogen sich über ihm zusammen. Er starb als Erster den Märtyrertod für Christus, schon in den dreißiger Jahren des ersten Jahrhunderts. Dabei ist sein Sterben beispielhaft für uns alle. Sterbend sieht er den Himmel offen. Er stirbt gänzlich in der Gleichgestaltung mit Christus.

Auch heute gibt es viele Märtyrer, Blutzeugen Christi. Möglicherweise ist ihre Zahl großer als je zuvor. Es hat allerdings viele Gestalten, das Martyrium. In seiner Grundgestalt besteht es in der Hingabe des irdischen Lebens für die Wahrheit und für die Gerechtigkeit, für Gott, für Christus und für seine Kirche. Es gibt aber auch verschiedene Formen eines geistigen Martyriums. Da geht es nicht um die physische, sondern um die geistige Existenz, sofern man Nachteile, Zurücksetzung und Ungerechtigkeit erfährt, aber auch körperliche Torturen erleidet um seines Einsatzes für die Wahrheit und für das Gute willen oder um seiner Zugehörigkeit zu Christus und seiner Kirche willen. Man wird verfolgt, weil man sich nicht dem Zeitgeist unterwirft, der im Grunde stets totalitär ist, umso totalitärer, je mehr er die Freiheit betont, gerade so wie wir das heute tagtäglich erleben. Zuweilen

sind es da gar die eigenen Glaubensbrüder, die von der Wahrheit und von dem, was gut ist, abgeirrt sind oder die sich unter dem Einfluss falscher Freunde oder eines Lebens ohne Gott ihre eigenen Vorstellungen vom Christentum und von der Kirche gebildet haben.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen die Erinnerungen des ungarischen Nationalhelden, des Kardinals Mindszenty († 1975), der Unsagbares an körperlichen und seelischen Qualen erlitten hat um seiner Treue zu Christus und seiner Kirche willen, im Druck. Sie sind ein Musterbeispiel für eine moderne Märtyrergeschichte. Sie beschämt die frivolen Kirchenreformer unserer Tage. Das gilt aber nicht weniger für die vielen anderen Märtyrergeschichten unserer Zeit.

Nie werden die Raubtierinstinkte des Menschen so sichtbar wie wenn es gegen Gott geht und gegen seine Kirche. Gerade da wird die Abgründigkeit des menschlichen Herzens sichtbar wie nie zuvor. Davon zeugen die zahlreichen Märtyrergeschichten der roten und der braunen Diktatur des vergangenen Jahrhunderts, an die nicht oft genug erinnert werden kann. Nie werden die Raubtierinstinkte des Menschen so sichtbar wie wenn es gegen Gott geht und gegen seine Kirche. Gott ist jedoch immer der Mächtigere, auch wenn er oftmals schweigt oder zuschaut und wenn er nach unserem Empfinden allzu lange zuwartet.

Die Kirche Christi ist auf dem Blut der Märtyrer errichtet worden. Dreihundert Jahre wurde die Kirche verfolgt. In dieser Zeit haben die Christen ihre Märtyrer höher eingeschätzt, als wir es heute tun. Sie haben sie als die Heiligen schlechthin betrachtet und sie sich in besonderer Weise zum Vorbild genommen und ihre Hilfe erbeten, wo immer es um die Standhaftigkeit im Glauben ging. Darum wuchs und erstarkte die Kirche des Anfangs und man erfuhr es förmlich, dass, wie es der altchristliche Kirchenschriftsteller

Tertullian († nach 220) zum Ausdruck bringt, das Blut der Märtyrer der Same neuer Christen ist (Apologeticus, 50).

Unter den Zeugen und Blutzeugen der Kirche in alter und neuer Zeit sind nicht wenige junge Menschen, wie auch Stephanus ein junger Mensch war. In ihrem Bekennermut und in ihrer Treue zur Kirche wollen sie unserer Jugend Leitbilder sein. Man müsste sie ihnen freilich mit größerem Eifer vorstellen und sie entschieden vor der Verführung bewahren und ihnen adäquate Lebensformen vermitteln.

Die Würdigung der Märtyrer der Kirche ist deshalb so wichtig, weil die Märtyrer uns den Blick schärfen für all das, was wir leichtfertig verspielen.

In unserem Umfeld gibt es keine blutigen Christenverfolgungen, in unserer Gegenwart schon, obwohl das vielfach nicht so in die Öffentlichkeit kommt, weil viele daran interessiert sind, dass das nicht geschieht. In unserem Umfeld gibt es keine blutigen Christenverfolgungen, wohl aber unblutige, und sie sind nicht gerade selten. Wer sich für Christus einsetzt und für die Kirche und wer für Anstand und Wahrhaftigkeit eintritt, der wird schon bald den Spott, die Verachtung und gar den Hass seiner Zeitgenossen zu spüren bekommen. Unter diesem Aspekt sagt Jesus: „Nehmt euch in Acht vor den Menschen“ (Mt 10, 17). „Nehmt euch in Acht vor den Menschen“: Diese Mahnung ist zeitlos.

Die Sache Christi hat viele Gegner, die nicht selten als Propheten auftreten, als Pseudopropheten, als Scheinpropheten. Die Methoden der Verfolgung sind dabei allerdings oft so subtil, so fein und so versteckt, dass viele es gar nicht merken, dafür sind sie aber umso wirksamer.

Das zerstörerische Gift der Gottlosigkeit, des Materialismus und der unbeherrschten Genusssucht wird vor allem von den Massenmedien verbreitet, nicht selten gar auch inner-kirchlich, wenn man nicht gar daran mitverdient.

Da werden Christus und seine Kirche verfolgt, mehr noch, da werden die Grundlagen unseres Zusammenlebens zerstört. Denn auch das Naturrecht wird heute in vielfältiger Weise unterlaufen, das Naturrecht, das gleichzeitig auch das Fundament des Rechtsstaates ist.

Es ist aufschlussreich, dass bei den Journalisten, bei den Leuten von Zeitung, Rundfunk und Fernsehen die Zahl derer, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, unverhältnismäßig hoch ist. Und wo es mit der Religion hapert, da wird die Moral nicht allzu groß geschrieben.

Wie gemein und verantwortungslos ist so manche Fernsehsendung, wie rücksichtslos vor allem auch gegenüber Kindern und Jugendlichen. Das Gleiche gilt für die Rundfunksendungen.

Ein erprobtes Mittel zur Zerstörung der Kirche und des Christentums ist die Zerstörung der Moral. Auf dem Wege über die Zerstörung von Anstand und Moral, über die Propagierung von Bindungslosigkeit und Haltlosigkeit blockiert man die Menschen für die Botschaft der Kirche. Da zerstört man schon das notwendige Fundament des Glaubens. Nicht zu Unrecht hat man hier von geistigem Terror gesprochen. Andere sprechen von der Diktatur der Unzucht. Solche Stimmen isoliert oder marginalisiert man freilich gern. Auf jeden Fall schlägt da die Willkürfreiheit um in Totalitarismus. Und wenn dann die Jugend den Drogen, den Jugendsekten, dem Nihilismus und dem Radikalismus verfällt, schweigt der forcierte Dialog darüber, wie er über vieles andere schweigt, das lebenswichtig ist für die Kirche und gar

auch für die Menschheit. Wer häufiger vor dem Fernsehgerät sitzt, wird es immer wieder erfahren, dass da vielmals von Sitte und Anstand keine Rede mehr sein kann. Da bedürfen wir als Christen des Mutes und der Wachsamkeit.

Wo der Glaube zerstört ist, da stellt sich das Chaos ein, der Kampf aller gegen alle, ihm aber folgt die Tyrannei als einzige Möglichkeit, das Chaos zu bändigen. Das eine wie das andere ist heute schon zumindest in Anfängen erkennbar und wirksam.

Das Schicksal des Stephanus wiederholt sich immer wieder in unserer Welt bis zum Jüngsten Tag. Wer sich für Christus und seine Kirche konsequent einsetzt, der wird verfolgt, zumindest zeitweilig. Es scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, dass die Welt den Propheten nachstellt. Daran erinnern uns nicht zuletzt die Tränen, die Jesus beim Anblick der Stadt Jerusalem einst geweint hat (Mt 23, 37). Von daher ist im Grunde die Verfolgung im Blick auf unseren Einsatz für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Gott und seine Rechte und für Christus und seine Kirche eine Bestätigung für uns, dass wir auf dem rechten Weg sind. Da, wo die Kirche der Welt konform geworden ist, da tut ihr niemand etwas zuleide. Da, wo wir das sagen, was sie alle sagen, da tut man uns kein Leid an. Gott aber führt uns durch Leid zum Heil. Als Stephanus gesteinigt wurde, bewachte Saul die Kleider der Zeugen. Der Tod des Zeugen Christi aber leitete eine innere Wandlung ein in ihm. Aus dem wilden Christenhasser und Christenverfolger wurde der große Völkerapostel, der größte Missionar der Kirche Christi. Treue und Konsequenz bringen uns immer Segen, wenn auch manchmal auf schmerzlichen Umwegen. Amen.

HOCHHEILIGES PFINGSTFEST

„SENDE AUS DEINEN GEIST, UND ALLES WIRD NEU GESCHAFFEN, UND DU WIRST DAS ANGESICHT DER ERDE ERNEUERN“

Wir begehen den fünfzigsten Tag nach Ostern, ein erneutes Osterfest, die „pentekostè heméra“, wie es im Griechischen heißt. Mit dem heutigen Tag endet die österliche Zeit. Sieben Wochen hat sie gedauert, die Osterzeit. Sie bildet den Höhepunkt des Kirchenjahres. Wir feiern heute die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel und auf jene, die sich ihnen auf Grund ihrer Osterverkündigung angeschlossen hatten, die Geburtsstunde der Kirche. In der Herabkunft des Heiligen Geistes fand das Mysterium unserer Erlösung seine Vollendung. Durch unser gläubiges Gedenken erhalten wir innerlich Anteil an ihr. Die großen Ereignisse der Geschichte des Heiles bleiben wirksam bis zum „Tag des Herrn“.

Im Pfingstgeschehen erfüllt sich die Prophetie des Alten Testamentes „In den letzten Tagen werde ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch“ (Joel 3, 1). Daran erinnert Petrus in seiner Pfingstpredigt (Apg 2, 17). In den Abschiedsreden hatte Jesus die Sendung des Heiligen Geistes verheißen (Joh 14, 16. 26). Er hatte ihn den Parakleten genannt. Der Paraklet ist zum einen der Beistand oder auch der Helfer, im Lateinischen heißt der Paraklet der „advocatus“, zum anderen ist er der Tröster. Diese zweifache Bedeutung hat der Heilige Geist für die Kirche und für einen jeden von uns. Es ist die Frage, wie weit wir das realisieren im Alltag unseres Lebens, wie weit unser religiöses Leben vom Heiligen Geist geprägt ist.

Durch ihn wurden die Apostel am heutigen Tag erleuchtet, er erinnerte sie an das, was Jesus ihnen gesagt hatte und er gab ihnen die rechten Worte ein, dass sie das Evangelium den Juden und den Heiden verkünden könnten. Er stärkte sie, dass sie keine Menschenfurcht hatten, er tröstete sie in

der Verfolgung, er verlieh ihnen Geduld in den Leiden, die über sie kommen sollten, und gab ihnen die Kraft, das Leben hinzugeben für den Glauben.

Der Heilige Geist ist die dritte Person im Geheimnis des dreifaltigen Gottes, die Person gewordene Liebe zwischen Vater und Sohn. Wie der Vater und der Sohn ist er wahrer Gott von Ewigkeit her. Im Glaubensbekenntnis wird er als Lebensspender bezeichnet, der mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht wird, der durch die Propheten gesprochen hat, verbindlich. Er ist der Urgrund jeder Tugend, er entzündet in uns das Feuer der Liebe. Er gießt die Liebe Gottes in unsere Herzen ein, er befähigt die Hirten und Lehrer der Kirche, dass sie ihr Amt recht verwalten, nur dann freilich, wenn sie sich stützen lassen. Er stärkt die Märtyrer und Bekenner, dass sie ihren Glauben standhaft bekennen, und er erfüllt alle mit seinem Beistand, die sich in der Seelsorge, im Religionsunterricht und in der Krankenpflege abmühen, sofern sie sich nicht seinem Wirken gegenüber verschließen. Zuweilen verleiht er auch außergewöhnliche Gaben, so etwa die Gabe der Herzenserkenntnis und die Gabe, Wunder zu wirken. Vor allem schenkt er der Kirche, den Hirten und den Gläubigen, die Gabe der Unterscheidung der Geister, wenn sie ihn darum bitten und wenn sie auf ihn hören.

Er verleiht uns jene sieben Gaben, die schon im Alten Testament als Gaben des Gottesgeistes angesprochen worden sind, die Gaben des Verstandes, der Weisheit, des Rates, der Stärke, der Wissenschaft oder der Erkenntnis, der Frömmigkeit und der Gottesfurcht (Jes 11, 2 f). Diese Gaben sind allesamt bedeutsam für unser Leben, ganz besonders gilt das - heute mehr denn je - für die Gabe der Frömmigkeit und für die Gabe der Gottesfurcht. Im Galaterbrief werden dann noch „die Liebe, die Freude, der Friede, die Geduld, die Freundlichkeit, die Güte, die Treue, die Sanftmut und die

Keuschheit“ (5, 22 f) Früchte des Gottesgeistes genannt, Haltungen, die sich einstellen, wenn der Heilige Geist unser Leben prägt.

Alles Gute, das in der Welt geschieht, im Großen wie im Kleinen, das bewirkt der Heilige Geist. Die Kirchenväter nennen ihn deshalb einfach das „donum“, das Geschenk, die Gabe. Darum kommt er nicht nur an Pfingsten in die Welt. Bereits am Morgen der Schöpfung, als „die Finsternis über der Urflut lag“, so sagt es die Heilige Schrift des Alten Testamentes, als alles noch „wüst und leer“, als alles noch ein „Tohuwabohu“ war, da schwebte er, der Geist Gottes, „über den Wassern“ (Gen 1, 2).

Zu uns, zu einem jeden von uns, ist der Heilige Geist zum ersten Mal in der heiligen Taufe gekommen, das war unser erstes Pfingstfest, und in der heiligen Firmung wurde unsere Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist besiegelt, das war unser zweites Pfingstfest.

Wenn wir uns heute auf das Geheimnis jenes Pfingsttages besinnen, der die Erlösung vollendete, erneuern wir daher gewissermaßen unsere Taufe und unsere Firmung. Ein Christ wird man durch die Mitteilung des Heiligen Geistes, und die Kirche ist ein Geschöpf des Heiligen Geistes, wir nannten die Herabkunft des Heiligen Geistes die Geburtsstunde der Kirche. Darum kann die Kirche auch nur da erneuert werden, wo sie sich öffnet für das Wirken des Heiligen Geistes, wo sie sich ihm nicht widersetzt, wo sie nicht menschliche Weisheit an die Stelle der Weisheit Gottes setzt, wo sie nicht die Botschaft der Kirche an die Erwartung der Menschen anpasst und sie verwässert, um sie attraktiver zu machen.

Der Widerstand gegen das Wirken des Heiligen Geistes, er bestimmt heute weite Kreise in der Kirche, nicht nur in der Praxis, sondern auch und vor allem in der Theorie. In der Auseinandersetzung des Erzmärtyrers Stepha-

nus mit denen, die ihm nach dem Leben trachteten, erklärt dieser: „Immerfort widersteht ihr dem Heiligen Geist“ (Apg 7, 51). Sie widerstehen dem Heiligen Geist, die Kirchenreformer, die die Augen verschließen vor den eigentlichen Problemen des Christentums und der Kirche in unseren Tagen, die meinen, mit der Gleichschaltung der Kirche mit der Welt sei es getan oder mit der Anpassung an die reformatorischen Gemeinschaften, an viele von ihnen. Auch jene widerstehen indessen dem Heiligen Geist, die „päpstlicher sein wollen als der Papst“, die dem Papst den Gehorsam verweigern, die es besser wissen wollen, was der Glaube der Kirche ist.

In erster Linie ist der Heilige Geist dem Lehramt der Kirche verheißen, das aber kulminiert im Allgemeinen Konzil einerseits und im Papsttum andererseits, wobei es das Lehramt des Konzils nicht ohne den Papst gibt. Der Heilige Geist ist da, wo man sich im Gehorsam dem Lehramt und der Glaubensverkündigung der Kirche unterwirft. Nicht ist er da, wo man den Glauben nach eigenem Geschmack produziert oder poliert oder willkürlich reduziert.

Christus spricht von der Sünde wider den Heiligen Geist, die weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden kann (Mt 12, 32). Sie begehen wir dann, wenn wir der erkannten Wahrheit widerstehen.

Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit, als solchen kündigt ihn Jesus an in seinen Abschiedsreden. Er wird die Jünger Jesu in alle Wahrheit einführen. Er will die Menschen zur Wahrheit führen durch seine Kirche, die nicht unsere ist, wie man immer wieder hören kann, sondern die Seine, und er will sie in der Wahrheit erhalten.

Der Heilige Geist ist der Beistand und Tröster für die Kirche als Ganze und für einen jeden Einzelnen. Er wirkt heute nicht weniger als in früheren Zei-

ten. Allein, wir müssen uns von ihm führen lassen. Es gilt, dass wir aus der Taufgnade und aus der Firmgnade heraus leben. In der Taufe und in der Firmung wurde uns der Heilige Geist geschenkt, wie er den in Jerusalem Versammelten am 1. Pfingsttag geschenkt wurde. Damals hat er Wohnung in uns genommen. Im Römerbrief ermahnt uns der heilige Paulus, dass wir uns vom Geist Gottes leiten lassen (Röm 8, 14). Vor wenigen Tagen rief der Heilige Vater uns dazu auf, jeden Tag um den Heiligen Geist zu beten, damit er uns das Herz öffne für die Wahrheit. Dabei erklärte er, das setze voraus, dass wir die Heilige Schrift betrachten, den Katechismus studieren und die heiligen Sakramente regelmäßig empfangen und dass wir das Gebet zur Grundmelodie unseres Lebens machen (Generalaudienz vom 15. Mai 2013).

Täglich sollten wir auch zum Heiligen Geist beten und uns ihm weihen. Vor dem Evangelium haben wir soeben die Pfingstsequenz gebetet. Am Beginn dieser heiligen Messe haben wir einige Strophen des Hymnus „Komm, Schöpfer Geist“ gesungen, er stammt aus dem 9. Jahrhundert. Am Ende dieser heiligen Messe werden wir diesen Hymnus in einer anderen, in einer bekannteren Version singen. Diese zwei Gesänge sollten zum täglichen Gebetsschatz des lebendigen Katholiken gehören. Als Stoßgebet empfiehlt sich dabei der Vers aus dem Psalm 103: „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern“ (Ps 103, 30). Amen.

PFINGSTMONTAG

„WIR ERMAHNEN EUCH, DASS IHR DIE GNADE GOTTES NICHT VERGEBLICH EMPFANGT“

Der zweite Pfingsttag ist uns ein Anlass, noch einmal über das Geheimnis des Heiligen Geistes und seines Wirkens in der Kirche und in unserem Innern nachzudenken. Durch den Heiligen Geist werden wir aus Gott geboren. Das ist eine neue Geburt. Christus spricht von der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist und spricht damit das an, was im Sakrament der Taufe geschieht. Durch dieses Sakrament sind wir Tempel des Heiligen Geistes geworden, wie es der Apostel Paulus zum Ausdruck bringt (1 Kor 6, 19). Wenn aber der Heilige Geist in uns wohnt, dann wohnt auch Gott, der Vater, in uns und der Sohn des ewigen Vaters. Dann sind wir nicht nur Tempel des Heiligen Geistes, sondern auch Tempel des dreifaltigen Gottes. Die Einwohnung des dreifaltigen Gottes in uns ist jedoch nicht das Wesen unserer Begnadigung, wie manche meinen, sondern ihre Folge. Die Freundschaft Gottes wird uns geschenkt durch die heiligmachende Gnade - wir nennen sie auch das göttliche Leben. Sie ist nicht eine neue Relation, die Freundschaft Gottes, sie ist nicht eine neue Beziehung zu Gott, das ist sie auch, aber in erster Linie ist sie eine neue Wirklichkeit, sofern wir durch die heiligmachende Gnade der göttlichen Natur teilhaftig werden, sofern wir durch sie zu Kindern Gottes werden, nicht im Sinne einer Adoption, sondern seinshaft. Durch die gnadenhafte Erhebung werden wir vergöttlicht, werden wir aus Sündern zu Gerechten, wie das Konzil von Trient feststellt. Der 1. Johannesbrief drückt das so aus: „Wir heißen nicht nur Kinder Gottes, sondern wir sind es“ (1 Joh 3, 1).

Die gnadenhafte Erhebung aber, die uns durch die heiligmachende Gnade geschenkt wird, sie ist nicht ein unverlierbarer Besitz, wir verlieren sie, wenn wir uns schwer verfehlen gegen Gott. In der heiligen Taufe wird sie uns zum ersten Mal geschenkt, in der heiligen Firmung wird sie gewissermaßen erweitert, und im Sakrament der Buße wird sie uns zurückgeschenkt, wenn sie uns verloren gegangen ist, oder, wenn wir unsere lässlichen Sünden vor das Bußgericht tragen, wird sie vertieft und gefestigt.

Im Sakrament der Buße wiederholt sich gewissermaßen die neue Geburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist. Darum bezeichnen wir das Bußsakrament schon seit der Zeit der Kirchenväter als eine zweite Taufe, als eine Taufe, die mühsam ist, weil wir in ihr die Umkehr vollziehen müssen. Sie ist so etwas wie eine rettende Planke nach dem Schiffbruch.

Das Sakrament der Buße ist ein wunderbares Geschenk, für das wir Gott nicht genug danken können. Wenn es heute von vielen missachtet wird, so hat das viele Gründe, nicht zuletzt aber hat das seinen Grund in der Gedankenlosigkeit, die bestimmend ist für die Menschen unserer Tage. Der Gedankenlose aber orientiert sich an seiner Umgebung und an der Mode, vor allem aber lässt er sich leicht etwas aufschwätzen.

Christus hat das Bußsakrament seiner Kirche am Osterabend als Sakrament des Heiligen Geistes übergeben, als er seinen Aposteln erklärt hat: „Empfanget den Heiligen Geist, denen ihr die Sünden nachlasst, denen sind sie nachgelassen, und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“ (Joh 20, 23).

Gewiss, die Sakramente sind das Werk des dreifaltigen Gottes, denn immer handeln die drei Personen nach außen gemeinsam, mit Recht werden sie jedoch dem Heiligen Geist zugeeignet, denn er ist die Person gewordene Gabe Gottes, die Liebe Gottes in Person. Diese aber erfahren wir mehr noch im Sakrament der Buße als in den anderen Sakramenten, wenn man einmal von dem Sakrament des Altares absieht. Die Feier der Eucharistie und die Spendung des Bußsakramentes sind die entscheidenden Tätigkeiten des Priesters. In erster Linie werden junge Menschen um dieser beiden Sakramente willen zu Priestern geweiht. Im Credo bekennen wir den Heiligen Geist als den Herrn und Lebensspender, weil er die Quelle des Gnadenlebens in uns ist und weil er dieses Gnadenleben immer wieder in uns erneuert.

Dieses gereicht uns jedoch nur dann zum Heil, wenn wir mitwirken mit der Gnade. Darum schreibt der Apostel Paulus an die Korinther: „Wir ermahnen euch, dass ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangt“ (2 Kor 6, 1). Das ist also möglich, dass die gnadenhafte Erhebung unserer Natur uns vergeblich zuteil wird, dass wir unsere Berufung verspielen. Wir empfangen sie dann nicht vergeblich, wenn wir aus der Liebe leben. Der Heilige Geist ist es, der sie uns schenkt, wenn wir uns um sie bemühen. Von ihr sagt der heilige Paulus, dass sie „nicht eifert“, dass sie „sich nicht aufbläht“, dass sie „nicht eitel ist“, dass sie „nicht selbstsüchtig den eigenen Vorteil sucht“, dass sie „sich nicht verbittern lässt“, dass sie „das Böse nicht nachträgt“, dass sie „sich nicht über das Unrecht freut“, dass sie sich vielmehr „mitfreut an der Wahrheit“, dass sie „alles erträgt, alles glaubt, alles hofft (und) alles erduldet“ (1 Kor 13, 5 f).

Die erste Frucht der Liebe aber ist die Freude. Alle wahre Freude gründet in der Liebe, wie alle Trauer und alle Unzufriedenheit letzten Endes immer aus dem Hass und aus der Gleichgültigkeit und aus dem Streit hervorgehen.

Wenn wir als Kinder Gottes leben, „dann sind wir auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi“, so sagt es der heilige Paulus, er fügt aber dann hinzu: „Vorausgesetzt, dass wir auch mit ihm (mit Christus) leiden, um mit ihm verherrlicht zu werden“ (Röm 8, 17). Das Leiden gehört zum Zeugnis für die Wahrheit und die Liebe. Das gilt schon im natürlichen Bereich. Ohne das Leid gibt es in diesem unserem Äon nicht die Liebe und auch nicht die Wahrheit, im Leiden konsolidiert sich die Liebe und wird uns die Wahrheit erst in ihrer Tiefe enthüllt. Zudem gilt hier das Jesus-Wort: „Der Jünger ist nicht über dem Meister“ (Mt 10, 24) und jenes andere: „…. haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen“ (Joh 15, 20). Das Leiden steht keineswegs gegen die Freude, wenn wir sie recht verstehen.

Dem Leiden wollen die Kirchenfunktionäre, die heute zahlreich geworden sind - zu ihnen gehören auch nicht wenige Hirten -, ausweichen, ihm wollen sie aus dem Wege gehen. Dabei üben sie Verrat an der Wahrheit und auch an der Liebe. Sie suchen bei der Kirche materielle und ideelle Vorteile. Ideelle Vorteile, das heißt: Sie wollen angesehen sein und geehrt werden, materielle Vorteile, das heißt: Sie wollen durch die Kirche reich werden. Ein Vikar erzählte mir kürzlich von einem Ministranten, der beeindruckt war von einem Pastoralassistenten, der sich ein, wie er meinte, sehr schönes Haus gebaut hatte, der ihm, dem Vikar, erklärt habe: Ich werde einmal Pastoralassistent, da kann man gut Geld verdienen. Der Vikar hatte ihn fragen wollen, ob er nicht Priester werden wolle, hat diese Frage dann aber nicht mehr gestellt. Wenn man als Kirchenfunktionär materielle und ideelle Vorteile sucht, vor den Menschen kann man damit bestehen, nicht aber vor Gott.

Dass wir leben aus dem Heiligen Geist und dass wir uns seiner Führung anvertrauen, darauf kommt es an in unserem Leben als Christen. Ohne den Heiligen Geist gibt es kein authentisches christliches Leben. Der Heilige Geist bindet uns an Christus und an seine Kirche, denn der erste Pfingsttag ist der Geburtstag der Kirche, und der Heilige Geist ist die Seele der Kirche. Wir können die Gnade Gottes vergeblich empfangen. Wäre es nicht so, hätte Paulus sich seine ernste Ermahnung im 2. Korintherbrief ersparen können. Wir sollten dem Heiligen Geist heute danken für das Bußsakrament und den Vorsatz fassen, dass wir täglich um ihn und zu ihm beten. Amen.

DREIFALTIGKEITSSONNTAG

„EHRE SEI DEM VATER UND DEM SOHN UND DEM HEILIGEN GEIST“

Die tiefste und entscheidende Wahrheit des Christentums - oder besser: die tiefste und entscheidende Wirklichkeit des Christentums - ist die des dreifaltigen Gottes: Ein Gott existiert in drei Personen. Würden wir fragen, was das Christentum inhaltlich von allen anderen Religionen unterscheidet, so müsste die Antwort lauten: Die Wahrheit von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Wirklichkeit des in drei Personen existierenden einen Gottes. Darin ist der ganze christliche Glaube eingeschlossen: Die Erschaffung der Welt, die Erlösung der Menschen und ihre Heiligung durch die Kirche.

Dieses Geheimnis feiern wir heute, nachdem wir Weihnachten als das Fest des Vaters, Ostern als das Fest des Sohnes und Pfingsten als das Fest des Heiligen Geistes gefeiert haben.

Weil das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit das innerste Wesen Gottes betrifft, deshalb ist es das schwierigste und dunkelste Geheimnis unseres Glaubens.

Das heißt aber nicht, dass hier alle unsere Vorstellungen versagen. Etwas können wir auch hier verstehen. Die Offenbarung von etwas, das wir ganz und gar nicht verstehen, ist sinnlos. Zudem müssen wir denen, die diese Wahrheit belächeln oder als absurd bezeichnen, Rechenschaft geben können. Im 1. Petrusbrief werden wir ermahnt, dass wir stets in der Lage sein müssen, unseren Glauben zu verteidigen und das zu rechtfertigen, was uns als Offenbarung von Gott geschenkt worden ist (1 Petr 3,15).

Es dürfte sicher sein, einen dreifaltigen Gott hätten sich die Menschen nicht ausgedacht. Ein solcher Gott ist nicht fiktiv. So sollte man meinen. Mit un-

serem menschlichen Denken erreichen wir ein höchstes Wesen. Und wir können dann, wenn wir unvoreingenommen weiterdenken, auch noch erkennen, mit unserer Vernunft, dass dieses höchste Wesen Person sein muss, das heißt, dass es sich seiner selbst bewusst sein muss, weil es ja wenigstens die Vollkommenheiten seiner Geschöpfe haben muss. Aber dass Gott ein dreipersönlicher Gott und dennoch nur ein Gott ist, das können wir nur durch die Selbstoffenbarung dieses Gottes erfahren.

So etwas denken sich Menschen nicht aus, das kann nicht das Produkt des menschlichen Geistes sein. Dafür ist es viel zu unanschaulich und vor allem allzu sehr gegen alle Erwartung. Ein dreipersönlicher Gott ist zwar nicht widervernünftig, aber er ist übervernünftig, er übersteigt die Vernunft des Menschen um ein Unendliches. Von ihm können wir nur erfahren, wenn er sich selbst erschließt. Tatsächlich hat er das getan in der Heilsgeschichte, allmählich, gleichsam sukzessiv. Im Alten Testament klingt das Geheimnis des dreifaltigen Gottes erst von fern an. Im Neuen Testament aber tritt es immer deutlicher hervor. Da geschieht es nämlich, dass Jesus sein Gleichsein mit dem Vater lehrt und diesen seinen Vater dennoch als ein Du anspricht und dass er immer wieder vom Heiligen Geist spricht, den er seinen Jüngern senden wird.

Jahrhunderte hat man dann noch darüber nachgedacht, nachgedacht im Vertrauen auf den in der Kirche wirkenden Heiligen Geist, bis man auf dem Konzil von Nizäa im Jahre 325 jene Formel gefunden hatte, in der man das aussagen konnte, was man schon immer geglaubt hatte, seit dem Beginn der Ausbreitung des Christentums: Es ist ein Gott in drei Personen. Damals wurde das so genannte Nizänische Glaubensbekenntnis geschaffen, das wir noch heute beten und das wir im Anschluss an diese Predigt wiederum beten werden.

Es entstanden dann sehr bald auch das „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, wie es war im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit“ und das „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, zwei noch einmal verkürzte Glaubensbekenntnisse, Bekenntnisse zum dreifaltigen Gott. Diese beiden Glaubensbekenntnisse, die man zugleich als Gebete verstand, pflegte man nun häufig zu wiederholen, um so die entscheidende Wirklichkeit des Glaubens stets vor Augen zu haben und um dem ewigen Gott auf diese Weise dafür zu danken, dass er uns so hatte teilhaben lassen an seinem tiefsten Wissen und an der letzten Wirklichkeit seiner Existenz.

Man pries die drei Personen und verband mit diesem Lobpreis das Kreuzzeichen, um auszudrücken, dass der dreifaltige Gott uns in diesem Zeichen nahe gekommen ist, dass er sich uns vor allem im Geheimnis des Kreuzes als der Dreifaltige geoffenbart hat - der Angelpunkt des trinitarischen Mysteriums ist ja die Gottheit Jesu - und dass er uns darin zur ewigen Gemeinschaft mit sich berufen hat. Die Menschwerdung Gottes und die Erlösung, sie sind unser Weg zur ewigen Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott.

Der Mensch gewordene Gottessohn hat uns sein menschliches Leben geschenkt. Wenn wir dem dreifaltigen Gott unser zeitliches Leben schenken, so gibt er uns das ewige zurück. Dazu bekennen wir uns, wenn wir uns zum dreifaltigen Gott bekennen im Zeichen des Kreuzes.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und mit dem Kreuzzeichen beginnen wir all unsere Gebete, und wir beenden sie wiederum mit dem Bekenntnis zum dreifaltigen Gott im Zeichen des Kreuzes. So sollten wir auch unser Tagewerk beginnen und beschließen. Haben wir es bisher noch nicht getan, vielleicht tun wir es von heute an.

Wir haben in Gott einen Vater, der uns erschaffen hat, wir haben in ihm den menschgewordenen Sohn des Vaters, der uns erlöst hat, und wir haben in ihm die Kraft des Geistes, das heilige Pneuma, den Geist, der uns geheiligt hat und uns fortwährend heiligt. So sagt es die Heilige Schrift. Die Erschaffung, die Erlösung und die Heiligung werden durch die drei Personen gemeinsam gewirkt, aber eine Person tritt dabei jeweils besonders hervor.

Wir können das Geheimnis auch anders aussagen: Der Vater ist der Ursprung von allem, der Sohn ist das Bild des Vaters, und der Heilige Geist ist die Liebe zwischen beiden, die Liebe des Vaters zum Sohn und des Sohnes zum Vater, die Liebe, die im Heiligen Geist zur Person geworden ist.

Wenn wir so im Glauben nachdenken über den dreieinigen Gott, so lässt uns das gleichsam aus der Ferne ahnen, wie das grenzenlose Geheimnis Gottes sich darstellt in der Wirklichkeit. Wir verstehen etwas von Gott, aber das Geheimnis bleibt. Das Geheimnis rückt uns so näher, gleichzeitig aber entschwindet es uns immer wieder.

Wenn wir so im Glauben nachdenken über den dreieinigen Gott, so zeigt sich, dass hier nicht eine Wirklichkeit behauptet wird, die es nicht geben kann, weil sie widersprüchlich wäre oder gegen unsere Vernunft stünde.

Es zeigt sich uns, wenn wir so im Glauben nachdenken über den dreieinigen Gott, dass dieser ein lebendiger Gott ist, dass er nicht ein einsamer Gott ist, wie sich das die Philosophen vorgestellt haben, sofern sie die Existenz Gottes nicht geleugnet haben - immerhin hat die Mehrzahl der Philosophen in der Vergangenheit an der natürlichen Gotteserkenntnis festgehalten.

Es gibt keine Religion, die ein so lebendiges Gottesbild hat wie das Christentum: Gott ist in Gemeinschaft und dennoch ist er der Eine. Die drei göttlichen Personen sind geeint in der einen göttlichen Natur. Nach außen ist er der Eine, nach innen ist er der Dreifaltige.

Falsch wäre es, hier von drei Göttern zu reden, ebenso falsch wäre es aber, von drei Erscheinungsweisen Gottes zu reden. Beide Tendenzen begegnen uns heute, Tendenzen rationalistischer Art, die darauf drängen, das Übervernünftige vernünftig zu machen und den Glauben der Vernunft unterzuordnen.

Wenn heute das Geheimnis des dreifaltigen Gottes verflüchtigt wird, wenn so von den drei Personen nur noch drei Namen übrig bleiben - zum Teil geschieht das unmerklich, zum Teil aber auch thematisch mit einem hohen theologischen Anspruch -, dann wird Gott bald ganz verschwinden, und grauer Atheismus und langweilige Gottlosigkeit werden übrigbleiben, es sei denn, der lebendige Glaube stellt sich dagegen.

Wenn wir zu Gott beten, ohne die einzelnen Personen beim Namen zu nennen, so meinen wir alle Drei. Oder wir meinen nur den Vater. Wir können die Personen aber auch einzeln anreden, denn das ist ja das, was eine Person ausmacht, dass man „du“ sagen kann zu ihr, dass man sie anreden kann, dass verbale oder auch non-verbale Kommunikation möglich ist mit ihr.

Man kann lange reden über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes, über das innerste Wesen des unsichtbaren Gottes, und noch länger darüber nachdenken. Je mehr man das tut, um so mehr treten die Abgründe dieser Wirklichkeit in unser geistiges Blickfeld. Wir erkennen nicht einmal das Wesen des Menschen, ja, nicht einmal das Wesen eines einzigen Atoms, des kleinsten

Teils der Materie - oder ist es das noch nicht einmal? -, wir erkennen nicht einmal das Wesen eines einzigen Atoms, wie wollen wir das Wesen dessen erkennen, der alles erschaffen hat? Allein, die Wahrheit von dem dreieinigen Gott, wir dürfen sie nicht missachten. Sonst könnte die Demut das Gewand unseres Hochmuts sein, was viel öfter vorkommt, als wir es ahnen oder vermuten.

Unser immer neues Bekenntnis zum dreieinigen Gott hat einen tiefen Sinn: Es ist Ausdruck unseres demütigen Glaubens und der Anerkenntnis unserer Kleinheit angesichts der Größe Gottes - und es ist Ausdruck unserer Anbetung des dreifaltigen Gottes und unserer Hingabe an ihn. Füllen wir unser Bekenntnis zum dreifaltigen Gott mit Leben, wo immer wir es in Worte fassen und im Zeichen des Kreuzes veranschaulichen. Schon in diesem Leben sollten wir beginnen, in der Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott zu leben. Amen.

FRONLEICHNAMSFEST

„O HEILIGES GASTMAHL, IN DEM CHRISTUS GENOSSEN“

Vom 5. bis zum 9. Juni findet in Köln ein Eucharistischer Kongress statt. Er will dazu hinführen, dass wir dankbar die Eucharistie, „diesen großen Schatz unseres Glaubens“ neu entdecken und neu verankern in unserem Leben. Er will nachdrücklich unsere Aufmerksamkeit auf „das größte Geschenk Gottes an seine Kirche“ richten. Am Gründonnerstag hat es uns Christus am Abend vor seinem Leiden geschenkt. Heute, am Fronleichnamsfest, feiern wir es in Dankbarkeit. Der heilige Augustinus († 430) nennt die Eucharistie das „Sakrament der Gottesgüte“ (Predigten zum Johannes-Evangelium 26, 13). Der Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien

(† 117) spricht von der „Arznei der Unsterblichkeit“, von der „Medizin, die den Tod verhindert“, die es uns ermöglicht, „fort und fort in Christus zu leben“ (Brief an die Epheser 20, 2).

Das Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche lehrt uns: „Jesus Christus ist in der Eucharistie auf einzigartige und unvergleichliche Weise gegenwärtig: wirklich, tatsächlich und substantiell, mit seinem Leib und seinem Blut, mit seiner Seele und seiner Gottheit. In der Eucharistie ist also der ganze Christus, Gott und Mensch, auf sakramentale Weise gegenwärtig, das heißt unter den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein“ (Nr. 282). Es gibt viele Weisen der Gegenwart Gottes in dieser Welt, hier, in den eucharistischen Gestalten ist sie unvergleichlich und einzigartig. Hier hat Gott uns nicht nur eine gute Gabe geschenkt, hier hat er sich uns selbst geschenkt. Größeres konnte nicht geschehen. Im Sakrament der Eucharistie ist Gott in unserer Mitte, leibhaftig, der auferstandene Christus. Wenn wir uns dazu gläubig bekennen, dann wissen wir: Hier beginnt unsere Vollendung. Die heilige Eucharistie ist Opfer und Opfermahl, sie ist die Feier des Todes unseres Erlösers. Dabei ist sie nicht nur Erinnerung und Gedächtnis an Vergangenes, sie bewirkt vielmehr lebendige und bleibende Gegenwart Christi unter den Gestalten von Brot und Wein, in denen er uns zur Nahrung werden wollte, zur Arznei der Unsterblichkeit.

Von Anfang an wusste man in der Kirche um die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie, um die Realpräsenz, wie auch um den Opfercharakter der heiligen Messe, wenngleich man diesen Glauben zunächst begrifflich noch nicht klar artikulieren konnte. In der Zeit der Scholastik, im Hochmittelalter, drang man tiefer ein in das Geheimnis, das man hier feierte, wenn man nun den Begriff der Transsubstantiation prägte und von einer Wesensverwandlung sprach. Eine solche lehnten die Reformatoren einige Jahrhunderte später ab, sie dachten an eine mystische Gegenwart Christi im

Brot, wobei das Brot Brot bleibt. So glaubten es die Lutheraner. Sie sagten, Christus sei im Brot gegenwärtig. Die Reformierten, die sich von dem Reformator Johannes Calvin († 1564) herleiteten, gingen noch einen Schritt weiter und glaubten nur noch an die Gegenwart der Kraft Christi, dynamisch. Sie sprachen von einer virtuellen Gegenwart Christi. Noch weiter gingen die Zwinglianer, die in den Gestalten von Brot und Wein nur noch ein Symbol sahen und das Abendmahl nur noch als Erinnerung feiern wollten. Diese Auffassung gilt heute nicht selten auch in der katholischen Kirche. Das ist vor allem da der Fall, wo man von dem heiligen Brot spricht und die heilige Messe auf ein brüderliches Mahl reduziert, aber auch da, wo man die heilige Messe in vielfältiger Weise subjektiv verfremdet und sie beliebig gestaltet. Ein Indiz für den Verlust der katholischen Eucharistielehre ist nicht zuletzt auch die lautstarke Forderung der Interkommunion und ihre eigenwillige Praxis sowie die Forderung des Empfangs der heiligen Kommunion für solche, die bei Fortbestehen einer sakramentalen Ehe nach einer zivilen Ehescheidung eine neue zivile Ehe eingegangen sind.

Unmissverständlich verteidigen demgegenüber die Päpste in neuerer Zeit die katholische Eucharistielehre mit großer Konsequenz, zuletzt Papst Johannes Paul II. in seiner letzten Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ im Jahre 2003. Sie beginnt mit den Worten: „Die Kirche lebt von der Eucharistie. Diese Wahrheit ... enthält zusammenfassend den Kern des Mysteriums der Kirche“ (Nr. 1), und betont mit großem Nachdruck den überkommenen eucharistischen Glauben, mit dem der Glaube der Kirche steht und fällt.

Der universale Lehrer der Kirche, der heilige Thomas von Aquin († 1274) schreibt: „Das Sakrament des Herrenmahles“, so nennt er in der Regel dieses Sakrament, „ist schlechthin das größte unter allen Sakramenten .... alle

Sakramente sind ... auf dieses Sakrament als auf ihr Ziel hingeordnet“ (Summa Theologiae III, 65, 3).

Mit dem Glauben an den im Sakrament real gegenwärtigen Christus unterscheiden wir uns von den inzwischen beinahe unzählbar vielen christlichen Gemeinschaften, die aus der Reformation hervorgegangen sind. Viele Konvertiten sind um des eucharistischen Sakramentes willen in die katholische Kirche eingetreten.

Priester wird man in erster Linie um der Eucharistie willen. So hat die Kirche das Priestertum in allen Jahrhunderten verstanden. Und die Eucharistie steht in engster Beziehung zum Sakrament der Buße. Das eine wie das andere hat man heute vielfach vergessen. Dieses Vergessen ist sicherlich auch Mitschuld an dem oft beschworenen Priestermangel unserer Tage.

Täglich feiert der Priester die heilige Messe. Verpflichtend oder besser selbstverständlich ist ihre Mitfeier für alle Gläubigen am Sonntag, dem Tag des Herrn. Ihre tägliche Mitfeier ist indessen das Ideal. Somit haben alle Gläubigen das Privileg des täglichen Empfangs der heiligen Kommunion.

Die heilige Kommunion bedeutet eine einzigartige und wunderbare Vereinigung mit dem auferstandenen Christus. Die göttliche Nahrung verwandelt uns gleichsam in ihn. Das verwandelte Brot verwandelt jene, die es gläubig empfangen.

Der heilige Augustinus legt Christus folgende Worte in den Mund: „Nicht du wirst mich in dich verwandeln, sondern du wirst in mich gewandelt werden“ (Bekenntnisse 7, 10). Ähnlich sagt es Papst Leo der Große († 461): „Durch die Teilnahme am Leib und Blut Christi werden wir in das verwandelt, was wir empfangen“ (Sermo 63). Der heilige Pfarrer von Ars

(† 1859), der die Liebe aller Heiligen zur Eucharistie in außergewöhnlicher Weise geteilt hat, betont: „Wer würdig zum Tisch des Herrn geht, der verliert sich in Gott wie der Wassertropfen sich im Meer verliert“.

Das Sakrament der Eucharistie schenkt uns eine persönliche Beziehung zu Christus. Stets haben die Heiligen in der eucharistischen Begegnung mit dem Herrn große Kraft, unendlichen Trost und tiefe Freude gefunden (Papst Benedikt, vgl. Internet: Kath.net 2011). Wenn wir das Sakrament immer wieder im rechten Geist empfangen, gilt für uns das Paulus-Wort: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20). Durch die häufige Kommunion lernen wir, die Welt und unser Leben im Licht Gottes zu erkennen und zu werten. Im Licht Gottes erkennen wir die Eitelkeit des Irdischen und die Torheit jener Grundsätze, die uns die Welt, die gottferne Welt, verkündet. So werden wir gefestigt in der Nachfolge Christi und werden wir uns konsequent bemühen, dem göttlichen Gast, den wir aufnehmen in der heiligen Kommunion und der uns aufnimmt in ihr, mehr und mehr gleich gestaltet zu werden.
Die Eucharistie mindert, wenn sie oft empfangen wird, in uns den Hang zur lässlichen Sünde und sie macht es uns leichter, dass wir uns vor der schweren Sünde bewahren. Das betont mit Nachdruck der heilige Bernhard von Clairvaux († 1153 - Sermo in coena Domini, 3).

Wir empfangen die Eucharistie auch als Wegzehrung. Wie vielen hat es Trost in der schwersten Stunde ihre Lebens, in der Stunde ihres Abschieds von dieser Welt, gegeben!

Wirksam kann das Sakrament nur sein, wenn die rechte Disposition gegeben ist, der Gnadenstand und der Glaube. „Es prüfe sich der Mensch selbst“, schreibt der heilige Paulus im 1. Korintherbrief, „dann erst esse er von diesem Brot“ (11, 28). Wir nennen die Eucharistie ein Sakrament der

Lebenden. Das heißt: Das Sakrament setzt den Gnadenstand voraus. Wenn wir so disponiert sind und einen lebendigen Glauben an das Mysterium haben, nur dann kann es uns zum Heil gereichen. Nachdrücklich besteht der heilige Johannes Chrysostomus († 407) in seinen Homilien zum 1. Korintherbrief auf dem „reinen Gewissen“ als Bedingung für den Empfang dieses Sakramentes. An anderer Stelle bemerkt er: „Auch Judas hat damals am gemeinsamen Mahl teilgenommen, aber unwürdig, und dann ist er hinausgegangen und hat den Herrn verraten“ (Homilien über den Verrat des Judas, 6). Zum regelmäßigen Empfang des eucharistischen Sakramentes gehört der regelmäßige Empfang des Bußsakramentes.

Der Eucharistische Kongress in Köln, der in diesen Tagen beginnt, will uns helfen, dankbar die Eucharistie, den „großen Schatz unseres Glaubens“, neu zu entdecken und neu zu verankern in unserem Leben. Genau das ist auch das Anliegen des heutigen Fronleichnamstages. Die heilige Kommunion ist eine Quelle unsagbarer Freude, ein Stück Himmel auf Erden. Sie schenkt uns tiefe Glückseligkeit, eine Glückseligkeit, die, wenn wir sie einmal gefunden haben, nicht mehr vergeht (Weihbischof Dominikus Schwaderlapp). Viele Katholiken haben das heute vergessen. De facto ist der eucharistische Glaube heute in vielfältiger Weise bedroht in der Kirche, wenn er nicht gar schon verloren gegangen ist. Das müssen wir erkennen, und wir müssen ihn neu gewinnen. Das bedeutet, dass wir uns um ihn bemühen und ihn mit großem Eifer pflegen. Genährt wird er vor allem durch die Anbetung vor dem Tabernakel oder vor dem ausgesetzten Allerheiligsten und durch die Ehrfurcht, die wir den eucharistischen Gestalten entgegenbringen, und nicht zuletzt durch unser tapferes Bekenntnis zum eucharistischen Herrn und durch das Gebet um einen lebendigen Glauben an seine eucharistische Gegenwart. Christus ermahnt seine Jünger, dass sie ihn vor den Menschen bekennen. Mit unserem Bekenntnis zum eucharistischen Christus legen wir ein lebendiges Zeugnis ab für das, was wirklich zählt in

unserer Welt, und machen wir die Liebe Gottes sichtbar, die allein unsere Welt noch zu heilen vermag. Amen.

9. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„KEIN ANDERES EVANGELIUM“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags ist dem Galaterbrief des heiligen Paulus entnommen. Den Galaterbrief hat der Apostel Paulus an eine Reihe von Gemeinden im heutigen Kleinasien gesandt. Das ist ein Gebiet, in dem die Mission damals sehr fruchtbar war, in dem heute das Christentum jedoch weithin erloschen ist. Der Galaterbrief ist eine außergewöhnliche autobiographische Quelle für den Glaubensweg seines Verfassers, der den Brief wahrscheinlich in den Jahren 54 bis 57 von Ephesus aus geschrieben hat, möglicherweise aber auch schon früher, etwa Ende der vierziger Jahre des ersten Jahrhunderts. Als Paulus den Galaterbrief schrieb, war er in großer Sorge, weil bei den Galatern nicht wenige Irrlehrer am Werk gewesen waren. Sie hatten ein anderes Evangelium, ein falsches, verkündet und hatten somit Unkraut unter den Weizen gesät. Es handelte sich dabei um Judaisten. An die Stelle des Gesetzes Christi hatten sie das alttestamentliche Gesetz gestellt, und sie wollten es nicht wahrhaben, dass dieses in gewisser Weise überholt sei und nur noch unter dem Aspekt der Verinnerlichung Geltung habe. Sie hatten somit ein anderes Evangelium verkündet als Paulus und ihn Lügen gestraft. Gleichzeitig hatten sie Paulus schlecht gemacht, um seine Autorität herabzusetzen. In dieser Situation verteidigt Paulus sein Evangelium und sich selbst mit scharfen und unmissverständlichen Worten.

Ein anderes Evangelium - das ist nicht nur eine geschichtliche Wirklichkeit, das ist nicht passé, das beschreibt auch unsere Gegenwart. Und wie viele beteiligen sich daran! Die einen guten Glaubens, die anderen wider besseres Wissen. Darum ist es nützlich, über das nachzudenken, was Paulus dazu sagt.

Bei den evangelischen Christen hat sich vor Jahrzehnten in den verschiedenen Landeskirchen eine Sammlungsbewegung unter dem Namen „Kein anderes Evangelium“ konstituiert. Daraus ist die „Konferenz Bekennender Gemeinschaften in den Evangelischen Kirchen“ hervorgegangen. Die Sammlungsbewegung „Kein anderes Evangelium“ und die bekennenden Gemeinschaften gingen damals davon aus, dass sich die allgemeine Verkündigung in den Landeskirchen mehr und mehr von der Schrift entfernt habe, dass viele Pfarrer mit ihren Gemeinden Opfer eines verflachten Wohlstandschristentums geworden seien, dass sie sich politischen Parolen ausgeliefert hätten und dass bei ihnen die Glaubensgeheimnisse oder wenigstens viele von ihnen zu reinen Begriffen erstarrt seien, dass an die Stelle gewissenhafter Verkündigung und verantwortungsbewusster Seelsorge weithin oberflächlicher Gemeindebetrieb getreten sei. Sie machten den Etablierten damals den Vorwurf, sie würden an die Stelle des Gebetes markige Reden setzen und an die Stelle geistgewirkter Verkündigung fragwürdige Aktionen, an die Stelle der Heiligen Schrift sei bei ihnen der Zeitgeist getreten und mit ihrer neuen Moral redeten sie den Menschen nach dem Mund und seien in erster Linie bemüht, sich nicht gegen die politische Korrektheit zu verfehlen und das gute Einvernehmen mit einer säkularisierten Öffentlichkeit und mit der Politik nicht zu gefährden. Inzwischen sind viele Jahrzehnte vergangen, einerseits ist der Widerstand schwächer geworden, wie es immer geschieht im Laufe der Zeit, die Profile nutzen sich ab, andererseits sind die Probleme deutlicher hervorgetreten, haben sie sich verschärft und haben sie sich vor allem ausgeweitet.

In ähnlicher Weise wie bei den Gemeinschaften der Reformation ist das andere Evangelium heute, mit einer gewissen Zeitverzögerung, auch in die katholische Kirche eingedrungen. Nur stellt sich das Problem hier ein wenig anders dar. Auch die katholische Kirche sieht, nicht anders als die Gemeinschaften der Reformation, die Heilige Schrift als das Fundament ihrer Verkündigung an. Aber sie weiß um die Vieldeutigkeit der Schrift, die erst durch die Überlieferung der Kirche zur Eindeutigkeit des Bekenntnisses geführt wird. In ihr artikuliert sie sich im Lehramt der Bischöfe und des Papstes. Die katholische Kirche glaubt, und sie weiß, dass der Heilige Geist die Kirche durch das Lehramt in der Wahrheit hält. Der Heilige Geist verbürgt die rechte Interpretation der Heiligen Schrift in der Kirche und die rechte Verkündigung in den Jahrhunderten. Somit stellen sich all jene, die in der Kirche ein anderes Evangelium verkünden, diese sind zweifellos nicht wenige heute, gegen die Kirche.

Das andere Evangelium wird heute vielfach als Neuinterpretation ausgegeben, stellt sich jedoch in Wirklichkeit als Auflösung des ursprünglichen Glaubens dar. Eine Entfaltung des Glaubens gibt es nur in innerer Kontinuität. Und seine Anpassung an den Zeitgeist und an die Erwartung der Menschen missachtet die Prinzipien des Glaubens der Kirche. Was die Kirche glaubt, kann niemandem verborgen bleiben, der die Augen aufmacht und der sich öffnet für die Verkündigung, vor allem für die Verkündigung des römischen Lehramtes, denn in ihm haben wir die letzte Norm des Glaubens.

Tatsächlich negieren heute Theologen, aber auch Gläubige, nicht selten gar das Lehramt der Kirche, in der Praxis wie auch in der Theorie, und sympathisieren mit dem protestantischen Prinzip der subjektiven Erleuchtung durch den Heiligen Geist im Umgang mit der Heiligen Schrift, wenn sie nicht gar in der grenzenlosen Pluralität des Bekenntnisses das Ideal auch

der katholischen Kirche sehen. Zuweilen lassen sich gar auch Bischöfe von solchem Denken beeindrucken. Sie stellen sich damit jedoch gegen den Glauben der Kirche, der sich in seiner Substanz nicht verändert, und zwar deshalb nicht, weil er nicht ein Konstrukt der Menschen ist, sondern ein Geschenk Gottes. Was dieser Glaube ist, das kann der Katholik im Grunde in jedem Katechismus nachlesen.

Das rechte Verständnis der Offenbarung Gottes ist das eigentliche Fundament der Kirche, die sich in erster Linie als eine Glaubensgemeinschaft darstellt. Letzten Endes können wir uns immer zuverlässig orientieren über dieses rechte Verständnis, wenn wir auf den Träger des Petrusamtes hören, den Bischof von Rom.

Ein anderes Evangelium wird auch da verkündet, wo man den Menschen an die Stelle Gottes rückt und das Evangelium horizontalisiert, wo man meint, man müsse die Religion dem Menschen anpassen, nicht jedoch den Menschen der Religion. Die Wahrheit des Glaubens der Kirche liegt demgegenüber auf der Hand. Wenn Christus, als er Petrus zum Felsen seiner Kirche bestellte und in ihm seiner Kirche den Bestand verheißen hat bis zu seiner Wiederkunft, dann beinhaltet das in erster Linie das Bleiben in der Wahrheit. Im Felsen Petri findet der Katholik letzte Sicherheit im Glauben und im Handeln aus dem Glauben.

Um das andere Evangelium zu rechtfertigen, hat man in den Gemeinden von Galatien Paulus schlecht gemacht und seine Autorität herabgesetzt. Auch das wiederholt sich heute und eigentlich immer wieder in der Geschichte der Kirche, heute vielleicht mehr noch als sonst, wenn man das Vertrauen zum Papsttum erschüttert und die Kompetenz des Lehramtes minimalisiert oder sie gar grundsätzlich in Frage stellt. Wie einst die Judaisten die Autorität des Apostels Paulus in Frage stellten, so stellt man heute gern

die Autorität derer in Frage, die gestern das Evangelium verkündet haben, um es auf diese Weise zu relativieren. Und wie die Judaisten einst Menschen zu Gefallen sein wollten, ihnen nach dem Munde redeten, so tun es auch die Judaisten von heute, geben sich damit aber gerade denen zu erkennen, die sie irreführen, es sei denn, diese verschließen die Augen.

Paulus verteidigt sich und sein Evangelium, indem er auf seinen Lebenswandel, auf den Lebenswandel des Apostels abhebt. Er erklärt: Wenn ich Menschen zu Gefallen redete, ich wäre nicht ein Diener Christi. Demut, Gottverbundenheit, Opferbereitschaft, Selbstlosigkeit, Freimut, Ehrfurcht, Gewissenhaftigkeit, das alles sind wichtige Kriterien, an denen man die Diener der Wahrheit erkennen kann. Dennoch mag es zuweilen im Augenblick nicht leicht sein, die Wahrheit vom Irrtum zu unterscheiden. Da gilt es dann schließlich, Gott im Gebet zu befragen. Die Gabe der Unterscheidung der Geister ist letztlich ein Geschenk der Gnade, eine Frucht des Gebetes.

Der Katholik hat immer die Möglichkeit, die Verkündigung, mit der er konfrontiert wird, mit jener des Papstes zu vergleichen. Diese Möglichkeit ist freilich gleichzeitig ein Gebot für ihn. Darum versündigt er sich, wenn er einfach mit den Wölfen heult und sich dem Diktat des Zeitgeistes unterwirft. Im Wirrwarr der Meinungen unserer Tage können wir schuldig werden durch unsere Gleichgültigkeit. Kein anderes Evangelium - dieser Appell verpflichtet zuerst die Hirten der Kirche.

Aber nicht nur sie. Wir alle müssen ihn aufgreifen und nach Maßgabe unserer Möglichkeiten kritisch sein. Auch das Wort Gottes liegt heute in der Agonie. Die Wahrheit verpflichtet uns. Sie macht uns frei, der Irrtum und die Lüge, sie knechten uns. Das Bekenntnis zur Wahrheit ist die Bedingung

des Heiles. Allein mit der Wahrheit können wir vor Gott bestehen, mit der Wahrheit, soweit wir sie verstanden haben und verstehen konnten. Amen.

10. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„AN IHREN FRÜCHTEN WERDET IHR SIE ERKENNEN“

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags wirbt der Völkerapostel Paulus um Vertrauen bei den Galatern, nicht anders, als das am vergangenen Sonntag in der (zweiten) Lesung geschehen ist, indem er auf die Geschichte seiner Bekehrung hinweist und feststellt, dass er seit seiner Bekehrung selbstlos nur noch dem Evangelium und seiner Verkündigung gedient hat. Wem schenke ich Vertrauen? Das ist heute eine existentielle Frage für einen jeden von uns in einer Gesellschaft, die weithin der Unwahrhaftigkeit und der Untreue ihren Tribut entrichtet. Das gilt heute auch für die Kirche, die ihre notwendige Offenheit für die Welt und für die Menschen nicht selten als Anpassung an die säkulare Welt versteht, die so der Verweltlichung anheimfällt und ihre ureigene Sendung nicht mehr zur Geltung bringt. Paulus bekräftigt in unserer Lesung das Zeugnis seines Wortes mit dem Hinweis auf seine Bekehrungsgeschichte und auf seinen Einsatz für das Evangelium, der unter großen Opfern erfolgt ist. Nicht zuletzt ist hier auch an den Verzicht des Apostels auf Ehe und Familie und überhaupt auf ein Privatleben zu erinnern. Gut zehn Jahre später bekräftigt er dieses sein Zeugnis mit dem Tod im fernen Rom, wenn er dort vor den Toren der Stadt als gut Sechzigjähriger der Märtyrertod stirbt.

Viele werben heute um das Vertrauen der Menschen und missbrauchen es. Und nicht wenige schenken ihnen allzu leichtfertig Vertrauen. Unüberlegtes Vertrauen ist in der Gegenwart die Ursache vieler Ehetragödien. Immer

wieder führt das blinde Vertrauen die Menschen heute ins Unglück. Allzu oft ist es so, dass wir Vertrauen schenken, wo es nicht angebracht ist, und misstrauisch sind, wo es angebracht wäre, Vertrauen zu schenken. Im vergangenen Jahrhundert haben zwei totalitäre Systeme mit Versprechungen und Verdrehungen, mit Lügen und Täuschungen das Vertrauen vieler Menschen gewonnen und damit unsagbares Leid über die Welt gebracht. Wenn ich Vertrauen habe, bin ich überzeugt, dass ich nicht getäuscht werde. Berechtigtes Vertrauen setzt die Überzeugung von der Redlichkeit dessen voraus, dem ich Vertrauen schenke. Vertrauen haben kann ich zu einem Menschen, wenn ich weiß, dass er mich nicht belügt, dass er Bescheid weiß und kundig ist, dass er sich nicht täuscht oder gar selber belügt. Das aber erkenne ich am ehesten an seinem Verhalten im Alltag seines Lebens. Ich muss ihn also beobachten, ihn kennen lernen und Erfahrungen machen mit ihm. Wir müssen wissen, wann und wo und wem wir Vertrauen schenken. Schenken wir Vertrauen ohne Kriterien der Glaubwürdigkeit, handeln wir fahrlässig und werden am Ende enttäuscht, oft bitter. Deshalb machen wir uns, wenn wir Vertrauen schenken, wo wir misstrauisch sein müssten, schuldig vor Gott und vor den Menschen.

Es gibt heute eine starke Lobby in Kirche und Welt, die sich um das Vertrauen der Menschen bemüht, deren Vertreter wie „Wölfe im Schafspelz“ vor die Menschen hintreten. Sie tun so, als ob sie das Wohl der Menschen suchten, in Wirklichkeit suchen sie sich selbst, suchen sie Macht und Einfluss und letztlich materiellen Gewinn. Da bedarf es der Gabe der Unterscheidung der Geister. Man muss auf die Menschen schauen und Erfahrungen machen mit ihnen oder sich mit vertrauenswürdigen Menschen beraten und auf solche hören, die mehr Einsicht haben, wenngleich auch da das Vertrauen immer ein wesentliches Moment darstellt. Letzten Endes ist die Unterscheidung der Geister eine Gabe Gottes, näherhin eine Gabe des Heiligen Geistes. Um die Gaben Gottes aber muss man beten. Gott drängt uns

seine Gaben nicht auf. Wir müssen uns für sie öffnen. Diese Öffnung aber erfolgt im Gebet. Fest steht: Je weniger wir beten, umso leichter sind wir verführbar durch unredliche und unehrliche Menschen, die sich heute nicht nur in unserer Gesellschaft breit machen, sondern auch in der Kirche.

Darüber hinaus gilt: Wo das Leben mit den Worten übereinstimmt, da kann man in der Regel Vertrauen schenken. Nur darf diese Übereinstimmung nicht geheuchelt sein. Zudem müssen sich die Boten des Evangeliums durch Opfer und Verzicht ausweisen. Die authentische Botschaft der Kirche ist das Evangelium von dem gekreuzigten Erlöser. Daher muss, wo immer der Verzicht klein geschrieben wird bei den Boten des Evangeliums, das Misstrauen ihnen gegenüber groß geschrieben werden. Im Übrigen ist es doch so, dass man da, wo man Gott liebt, auch zu Opfern bereit ist. Und immer erweist sich die Echtheit der Liebe erst im Opfer.

Ein bedeutendes Zeugnis der Glaubwürdigkeit ist auch der rastlose Einsatz für das Evangelium und für die Kirche. Darauf verweist der heilige Paulus mit Nachdruck. Die Zeugen, die ein bequemes Leben führen und es sich gut sein lassen und bei denen das innere Leben stagniert, sie können keine Glaubwürdigkeit beanspruchen. Das gilt für die Hirten, das gilt aber auch für einen jeden Einzelnen von uns. Wir alle sind Boten des Evangeliums, und wir alle müssen uns als solche glaubwürdig erweisen.

Im Matthäus-Evangelium erklärt Christus gleich zweimal: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7, 16.20), die echten Zeugen Gottes. Die guten Früchte sind das entscheidende Kriterium für das Vertrauen, das wir schenken, wobei wir nicht übersehen dürfen, dass schlechte Früchte oftmals als gute ausgegeben werden und dass man sich nicht selten das Vertrauen erschwindelt.

Nicht authentisch ist das Zeugnis für das Evangelium da, wo man sich dem Geist der Welt anpasst. Das ist von besonderer Aktualität in der Gegenwart. Die Verweltlichung führt heute viele Hirten in die Irre und verführt sie dazu, ein anderes Evangelium zu verkünden. Sie verführt sie zur Gier nach den Gütern dieser Welt und den Annehmlichkeiten, die damit verbunden sind, mit der sich oftmals die Aufsässigkeit gegen die von Gott gegebene Autorität in der Kirche verbindet.

Am vergangenen Sonntag demonstrierte der Völkerapostel Paulus die Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung in der Lesung mit dem Hinweis auf die Selbstlosigkeit seines Wirkens für das Evangelium mit den Worten: „Ich suche nicht Menschen zu gefallen, täte ich das, dann wäre ich nicht ein Diener Christi“ (Gal 1, 10). Das ist ein bedeutendes Kriterium auch heute: Der rechte Apostel tritt hinter seine Aufgabe zurück, er buhlt nicht um den Beifall der Menschen, ja, er ist bereit, wenn es sein muss, Ablehnung und Verfolgung in Kauf zu nehmen. Das gilt nicht nur für die Hirten, das ist zugleich auch eine Mahnung für unser aller Wirken für Gott und seine heilige Kirche. Die Wahrheit ist nie bequem, und die Gerechtigkeit ist in keinem Fall populär. Darum hat der rechte Apostel Freunde, aber in der Regel hat er mehr Feinde als Freunde. Auch Christus hatte mehr Feinde als Freunde, damals wie auch heute. Da gilt das Schriftwort: „Der Jünger ist nicht über dem Meister“ (Mt 10, 24).

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass wir nur da Vertrauen schenken dürfen, wo jene, die unser Vertrauen beanspruchen, sich als vertrauenswürdig erweisen. Durch blindes Vertrauen werden wir schuldig vor Gott und vor den Menschen und laufen ins Unglück. Das gilt im profanen Bereich nicht weniger als im religiösen. Vertrauen kann und darf man nur dem, der weiß, worüber er spricht, der gewissenhaft ist und sich nicht selber belügt, bei dem das Reden mit dem Verhalten überein-

stimmt. Ein gehöriges Maß an Misstrauen gebietet uns schon die natürliche Klugheit. In der Welt und auch in der Kirche erheischen viele unser Vertrauen, weil sie einflussreich sein und Macht haben wollen und weil sie den materiellen Gewinn suchen. Den rechten Apostel erkennt man daran, dass er nicht Menschen zu gefallen sucht, dass er sachlich ist und nüchtern und dass er sich nicht selbst vor die Botschaft stellt, die er verkündigt, und sich nicht bereichert mit ihr, dass er nicht Menschen zu gefallen sucht und, wie Paulus, bereit ist, sein Leben hinzugeben für seine Botschaft.

Wir sind immer geneigt, eher den Menschen Vertrauen zu schenken, die unser Vertrauen missbrauchen können, als Gott zu vertrauen, der uns nicht enttäuschen kann. Zum Gottvertrauen gelangen wir indessen nicht ohne vertrauenswürdige Menschen. Wenn wir aber zu Gott gefunden haben, dann sind wir dort geborgen wie in einem sicheren Hafen, weil Gott uns nicht täuschen und folglich nicht enttäuschen kann. Der selige Kardinal Newman schreibt im Jahre 1879, elf Jahre vor seinem Tod, im Rückblick auf sein Leben, auf die letzten 35 Jahre seines Lebens, die Jahre seit seiner Konversion zur Kirche Christi: „Ich habe immer versucht, meine Sache in Gottes Händen zu lassen und geduldig zu sein - und er hat mich nie vergessen“ (Letters and Diaries, Bd. 29, 72). Solches Vertrauen auf Gott ist eine Frucht der Gnade, aber auch der Einübung, eine Frucht auch unseres persönlichen Bemühens im Blick auf die Heiligen, deren irdisches Leben beispielhaft ist für uns und die heute für uns eintreten bei Gott. Amen.

11. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„IHR WURDEN VIELE SÜNDEN VERGEBEN, WEIL SIE EINE GROSSE LIEBE HATTE“

Das Evangelium und die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags werfen eine Frage auf, die vielen Menschen heute ungemein fern liegt, die aber dennoch von existentieller Bedeutung ist für uns. Es ist die Frage: Wie wird der Mensch gerecht vor Gott? Oder: Wie findet der Mensch das ewige Heil? Diese Frage liegt vielen deswegen so fern, weil sie selbstsicher sind vor Gott, hochmütig und vermessen in ihrer Hoffnung. Größer noch ist jedoch die Zahl derer, denen diese Frage fern liegt, weil sie nicht mehr von der Ewigkeit, von einem Fortleben nach dem Tod überzeugt sind. Von ihnen soll hier indessen nicht die Rede sein, sondern von jenen, die zwar an das ewige Leben bei Gott glauben, die aber so selbstgerecht geworden sind, dass sie es nicht für möglich halten, dass sie dieses Leben nicht erreichen, die es für unmöglich halten, dass sie einmal „draußen, vor der Tür“ stehen könnten.

Das ist die Haltung der Pharisäer zur Zeit Jesu, die sich sicher fühlten vor Gott und davon überzeugt waren, dass Gott mit ihnen zufrieden sein müsse, die Gott dienten mit ihren Werken, deren Herz aber nicht davon berührt wurde. Ihr religiöses Tun war veräußerlicht und seelenlos. Sie hatten die Mentalität von Kaufleuten, ihre Religion war wie ein Geschäft. Sie bedienten Gott wie ein Kaufmann seine Kunden bedient. Sie verrichteten Gebete, brachten Opfer dar und erfüllten die Gebote Gottes, wenigstens äußerlich. Dafür musste Gott ihnen, so meinten sie, irdisches Wohlergehen und dereinst die ewige Glückseligkeit schenken. Mit erhobenem Haupt traten sie vor Gott und selbstsicher, und hochmütig glaubten sie, Gott sei ihnen verpflichtet. Ihre Gerechtigkeit vor Gott und das ewige Heil waren für sie daher keine Frage. Diese Haltung ist heute weit verbreitet, zuweilen auch in der Verkündigung der Kirche, vor allem da, wo man das Bußsakrament nicht mehr kennt.

Bei den Pharisäern verband sich die Heilssicherheit immerhin noch mit guten Werken, mit religiöser Betätigung, während heute bei vielen, die sich als Christen verstehen, weder das eine noch das andere mehr eine Rolle spielt. Sie kümmern sich nicht um Gott, sie leben nur ihren irdischen Interessen und ihren persönlichen Wünschen und meinen, Gott müsse mit ihnen zufrieden sein. Oder sie sagen, Gott sei ja barmherzig und er werde schließlich alle Menschen glücklich machen, ohne Unterschied, es sei ihm doch gleichgültig, wie die Menschen leben. Dieses fragwürdige Verständnis der Barmherzigkeit Gottes geistert heute in den Köpfen vieler, vor allem auch vieler Hirten, weil die Oberflächlichkeit im Denken vor allem vieler Theologen in der Gegenwart Trumpf ist und viele Hirten den professionellen Lehrern Vertrauen schenken. Das tun sie im Allgemeinen schon deshalb, weil sie sich mit ihnen nicht anlegen wollen und weil sie auf der Höhe der Zeit sein wollen. Wo die Sache nicht mehr interessiert, da verlegt man sich auf das Renommee.

Wie das Evangelium des heutigen Sonntags es zum Ausdruck bringt, ist das ewige Heil des Menschen für Jesus keineswegs selbstverständlich, ist für ihn die Frage, ob und wie der Mensch gerecht wird vor Gott und ob und wie er das ewige Heil findet, geradezu von entscheidender Bedeutung. Für ihn gilt, dass der Mensch einerseits das ewige Heil nicht durch äußere Taten verdienen kann, dass er andererseits aber nicht zu Gott kommt, wenn er sich nicht persönlich bemüht in seinem Lebenswandel.

In unserem Evangelium fällt die Sünderin Jesus zu Füßen. Sie hat keine guten Werke aufzuweisen, wie der Pharisäer sie aufzuweisen hat. Sie hat sich in ihrem bisherigen Leben nicht bemüht, das Gesetz Gottes zu beobachten, sie hat sich nicht um die Gebote Gottes gekümmert, ja, sie hat ein skandalöses Leben geführt. Aber sie bittet um Vergebung, und sie macht einen neuen Anfang. Dabei setzt sie ihr Vertrauen auf die Gnade

Gottes. Das tut sie nicht, um in ihrer bisherigen Lebensweise fortzufahren - dann wären ihre Reuetränen nicht echt -, sie tut das vielmehr, um ein neues Leben zu beginnen. Zur echten Reue gehört der gute Vorsatz. Der Überlieferung nach lebte sie fortan als Christi Jüngerin. Sie zog zwar nicht mit ihm umher, aber sie hörte seine Predigten, wo immer sie Gelegenheit dazu hatte und diente ihm und seinen Jüngern mit ihrem Vermögen, wo immer und wie immer sich das ergab.

Es ist also nicht so, als ob Jesus ein sündiges Leben verharmlost und als ob er Gleichgültigkeit gegenüber dem Gesetz gepredigt hätte. Manche sagen das im Blick auf dieses Evangelium, aber da ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Sie wollen so ihren mangelnden religiösen und moralischen Eifer rechtfertigen. Jesus war nicht lax, ihm war das religiöse und moralische Leben der Menschen keineswegs gleichgültig. Er war nicht der Meinung, dass man die Sünde nicht so tragisch zu nehmen brauche. Für die Sünden der Menschen hat er den Tod auf sich genommen. Die Sünderin findet die Vergebung bei ihm, weil sie ihr sündiges Leben bereut und weil sie entschlossen ist, ein neues Leben zu beginnen.

Jesus verurteilt die Sünde, nicht aber den Sünder. Die Voraussetzung ist für ihn dabei die, dass der Sünder sich bekehrt und die Besserung seines Lebens verspricht. Schlimmer als alle anderen Sünden sind für Jesus die Sünden der Selbstgerechtigkeit und des Stolzes, und zwar deshalb, weil sie die Reue im Keim ersticken und die Umkehr in der Wurzel verhindern.

Es ist im Grunde der gleiche Stolz, der den Menschen verhärtet und gleichgültig macht gegenüber jedem Gebot Gottes und der ihn zur Gesetzesfrömmigkeit und zur Veräußerlichung des religiösen Tuns führt. Das eine wie das andere aber führt ihn ins Verderben, in das zeitliche und in das ewige Verderben. Dem selbstgerechten und gesetzesfrommen Pharisäer wird im

Evangelium die Sünderin gegenübergestellt, nicht sofern sie eine Sünderin ist, sondern sofern sie das sündhafte Leben hinter sich lässt und sich bekehrt, um einen neuen Anfang zu machen.

Der Glaube an Christus und seine Kirche verpflichtet uns zu einem Leben nach dem Willen Gottes. In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags erklärt der Apostel Paulus: „Mit Christus bin ich gekreuzigt. Darum lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 19 f). Die Liebe, die allein ein Leben in der Gleichgestaltung mit Christus möglich macht, geht hervor aus der Erfahrung der Vergebung, und sie hat darin ihren entscheidenden Nährboden. Das war schon bei Paulus so. Immer wieder müssen wir die Vergebung suchen in der Erweckung von Reue und Leid, in Werken der Buße und im Sakrament der Vergebung und so immer wieder neu beginnen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Wir finden das ewige Heil nicht in selbstgerechter Werkfrömmigkeit, aber auch nicht in religiöser und moralischer Gleichgültigkeit. Gott schenkt es uns, nicht weil wir Anspruch darauf haben, sondern weil er die Liebe ist, aber er tut das nicht ohne unsere Mitwirkung. Amen.

12. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WER MIR NACHFOLGEN WILL, DER VERLEUGNE SICH SELBST, DER NEHME SEIN KREUZ AUF SICH“

Jünger Jesu sein, das bedeutet in der Sprache der Evangelien: Sich zu Jesus und zu seiner Botschaft bekennen, ihm und seiner Botschaft Glauben und Vertrauen schenken. Ein Teil der Jünger - so berichten die Evangelien - folgte Jesus nach und zog mit ihm durch die Städte und Dörfer, in denen er seine Botschaft verkündete, aber nicht alle taten das. Jünger Jesu sein, das bedeutet jedoch nicht nur Jesus Glauben und Vertrauen schenken, das be-

deutet nach Auskunft der Evangelien auch, egal ob man das Wanderleben Jesu teilte oder nicht, die Nachahmung seines Lebens und die Schicksalsgemeinschaft mit ihm. Wer Jesus und seiner Botschaft Glauben schenkt und Vertrauen, wer somit ein Jünger Jesu geworden ist, der muss das Leben dieses Jesus nachahmen und sein Schicksal mit ihm teilen. Schicksalsgemeinschaft, das bedeutet hier Leidensgemeinschaft, jedenfalls in erster Linie. In diesem Sinne ruft Jesus alle in seine Nachfolge, damals direkt, in seiner Person, heute indirekt, durch seine heilige Kirche, sofern sie sich selber treu bleibt. Dieser Ruf ist indessen mehr als eine Einladung, er ist für den Einzelnen eine Frage von Heil und Unheil, für Zeit und Ewigkeit. Demgemäß erklärt der Auferstandene seinen Jüngern nach seiner Auferstehung: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16,16). Die Evangelien verbinden das Jüngersein, den Glauben an Jesus und das Vertrauen zu ihm, die Nachahmung seines Lebens und die Schicksalsgemeinschaft mit ihm, mit dem Begriff der Selbstverleugnung. Das ist das eigentliche Thema auch des heutigen Sonntagsevangeliums: Zum Jüngersein gehört die Selbstverleugnung, immer und in jedem Fall.

Jesus hat nicht nur von der Selbstverleugnung gesprochen, er hat sie auch selber geübt in seinem Leben und in seinem Sterben, in beispielhafter Weise. Niemals hat er sich selbst gesucht, immer ging es ihm um den Willen seines Vaters im Himmel. So nannte er Gott, derweil er sich selber als Gott bekannte, indem er immer wieder göttliche Attribute für sich in Anspruch nahm. Er hat nicht seinen eigenen Willen erfüllt, sondern den Willen dessen, den er seinen Vater nannte, den er in anderer Weise seinen Vater nannte, als seine Jünger ihn ihren Vater nennen sollten. Der Wille des Vaters war ihm gar bedeutsamer als das eigene Leben. Eben das meint der Begriff der Selbstverleugnung.

Der Jesus der Evangelien hat stets gänzlich abgesehen von seiner eigenen Person. Niemals stand er sich selbst im Wege, nie hat er sich selbst gesucht. Gleichgültig waren ihm die Reichtümer dieser Welt, gleichgültig waren ihm die Annehmlichkeiten des Lebens, die Anerkennung und die Ehre bei den Menschen. Im höchsten Maße war er sachlich, das heißt: Ganz und gar war er von der Sache bestimmt, von seiner Sache, von der Sache Gottes und von der Sache der Menschen. Niemals konnten Menschen seinen Blick trüben, das konnte weder die eigene Person noch konnten das die Personen, die ihm begegneten. Der Wille des Vaters bedeutete ihm gar mehr als das eigene Leben. In diesem Geist nahm er auch am Ende seines Erdenlebens das Kreuz und die Passion auf sich. Weil er nicht sich selber suchte, sondern ganz und gar seinem Auftrag hingegeben war, Gott und den Menschen zu dienen und die Menschen zu erlösen, darum war sein Leben ein Leidensweg, nicht erst am Ende, von Anfang an, darum war sein Leben ganz und gar bestimmt von der selbstlosen Hingabe, eben von der Selbstverleugnung. In seiner Selbstverleugnung ist er gleichsam das Modell unseres Christseins. Wenn wir ihm und seiner Botschaft Glauben schenken, wenn wir in ihm den Boten Gottes, ja, Gott selber gläubig anerkennen, dann müssen wir ihn nachahmen und die Gemeinschaft mit ihm und seinem Leben im Geist der Selbstverleugnung suchen, dann müssen wir uns beherrschen und Disziplin üben in unserem Leben, unsere eigenen Wünsche und Neigungen zurückstellen und täglich unser Ja zum Willen Gottes erneuern.

Der Jünger Christi muss die Gemeinschaft mit Christus in seinem Leben suchen und in seinem Sterben und mit ihm den Weg der Selbstverleugnung oder des Kreuzes gehen. Das ist mehr als beten und in die Kirche gehen - darauf verkürzt sich oft das Christenleben, wenn es nicht gar nur noch im Kirchensteuer-Zahlen besteht. Um die Nachahmung Christi, um die Gemeinschaft mit ihm im Leben und im Sterben, darum geht es in unserem christlichen Glauben, und davon hängt unser Heil ab für Zeit und Ewigkeit.

Die Selbstverleugnung gehört mitten in das Evangelium Jesu Christi hinein. Das Christentum verliert seine Kraft, es wird zu einer Allerweltsphilosophie und damit zu einer Religion neben den anderen Religionen, wenn das vergessen oder nicht mehr beachtet wird. Gerade an diesem Punkt liegt die Verkündigung der Kirche heute vielfach im Argen. Oft hat man den Eindruck, und zuweilen wird es gar auch gesagt, die Kirche habe die Aufgabe, uns das Leben angenehmer zu machen, pflichtenloser und lustvoller, sie müsse eine - wie man sagt - „menschliche“ Kirche werden oder eine Kirche „mit menschlichem Antlitz“. In Wirklichkeit wird sie da zum „Opium des Volkes“, zu einem verhängnisvollen Schlafmittel für die Menschen. Wenn von der Selbstverleugnung nicht mehr die Rede ist, verliert die Kirche den Kern ihrer Botschaft und damit ihre eigentliche Kraft.

Das Kreuz zu verschweigen und die Kirche in die moderne Spaßgesellschaft zu integrieren, diese Tendenz ist besonders stark im sogenannten Verbandskatholizismus. Solche Töne klingen auch immer wieder an auf Katholikentagen, besonders in den letzten Jahrzehnten, wie auch kürzlich wieder auf dem Diözesantag unserer Erzdiözese ausgerechnet in der Kirche, in der wir heute Morgen das heilige Opfer feiern. Da hat das Christentum schon lange seine Identität verloren und mit ihm seine spirituelle Kraft. Da verbirgt sich der Glaubensverlust dann hinter markigen Worten und täuscht er durch endloses Gerede über ihn hinweg. Reden können die Architekten einer neuen weltförmigen Kirche. Der Heilige Vater erklärte kürzlich (am 20. April 2013, vgl. Kath.net) in einer Predigt: Laue Christen wollen eine Kirche nach eigenem Maß bauen. Diese aber ist nicht die Kirche Christi. Wenn wir das Kreuz weglassen, verfehlen wir die tiefere Wirklichkeit, ja, die entscheidende Wirklichkeit des Christlichen.

Dass Jüngerschaft Nachahmung Christi und Schicksalsgemeinschaft mit ihm bedeutet, wird da vergessen, wo man die Moralvorschriften der Kirche

als rigide bezeichnet und sie unterläuft und ihnen den Anspruch streitig macht, das Gottesgebot zu interpretieren, wo man sich ein bequemes Christentum zurechtmacht, ein Christentum, das ganz den Vorstellungen einer entchristlichten Welt entspricht, wo man einen angeblich gütigen Christus gegen eine strenge Kirche ausspielt oder wo man Gottes Gebote als Menschensatzungen bezeichnet.

In all diesen Fällen wird vergessen, dass das Christenleben etwas anderes ist als ein leichter und bequemer Abendspaziergang. Es wird vergessen, dass der Wille Gottes fordernd ist, dass die Religion des Kreuzes uns einen steilen Weg auferlegt. Erst auf ihm können wir die wahre Freude unseres Christseins erfahren. Die Schönheit der Bergwelt bleibt dem verborgen, der sich nicht aufschwingt zu den lichten Höhen.

Die Selbstverleugnung, sie ist der Kern des christlichen Weges, niemand kann uns sie abnehmen. Tun wir es selbst, so betrügen wir uns und gefährden unser ewiges Heil, tut es die Kirche, so bedeutet das Verrat an ihrer Sendung.

Wenn wir Christus und seiner Kirche Glauben schenken, führt uns unser Weg nach Jerusalem, bildlich gesprochen, führt er uns in die Gemeinschaft mit Christus, dem Gekreuzigten. Aber Jerusalem ist nicht nur die Stätte des Kreuzes und der Passion, es ist auch die Stätte der Auferstehung. Nur wenn wir bereit sind, unser Leben zu verlieren, werden wir es gewinnen. So heißt es wiederholt in den Evangelien (Mk 8,35; Mt 10,39; Lk 9,24 u. ö.).

Der Glaube ist die Bedingung des Heiles. Glauben aber bedeutet in der Sprache der Evangelien in die Jüngerschaft Jesu eintreten. Diese aber beinhaltet Nachahmung seines Lebens, Schicksalsgemeinschaft und Gleichgestaltung mit ihm. Darum finden wir das Heil nicht im Hochmut, in der An-

maßung, im Übermut, in der Selbstvergötzung, im Besserwissen, sondern in der demütigen Unterordnung unter den Willen Gottes, in der treuen Erfüllung unserer täglichen Aufgaben oder einfach in der Selbstverleugnung, in der wir Christus nachfolgen und täglich mit ihm beten: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Amen.

13. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„IHR SEID ZUR FREIHEIT BERUFEN“

Wo immer der Apostel Paulus auf seinen Missionsreisen hinkam, wurde er schon nach kurzer Zeit verfolgt. Er verkündete das Evangelium, und schon bald zettelten die Juden, solche gab es überall im Römischen Reich, einen Aufstand gegen ihn an oder schwärzten ihn an bei den Behörden, oder es entstanden gar Streitigkeiten innerhalb der jungen, soeben entstandenen Gemeinde. Was seine jüdischen Glaubensgenossen ihm vor allem nicht verzeihen konnten, war, dass er ein gesetzesfreies Evangelium verkündete, dass er so das Christentum vom Judentum trennte und es als einen Weg für alle verkündete. Darauf aber kam er stets sogleich zu sprechen, weil ja nicht wenige Heiden und Gottesfürchtige auf die Botschaft von der Erlösung warteten. Das Alte Testament war durch das Neue überholt. Das war eine zentrale Aussage der Verkündigung des Paulus. Das war das eine. Und das Christentum hatte nicht mehr die Hinwendung zum Judentum zur Voraussetzung. Das war das andere. Paulus verkündete, das alttestamentliche Gesetz habe im Neuen Testament seine Erfüllung gefunden, und im Christentum gehe es wesentlich um die Erlösung aller durch Christus im Zeichen des Kreuzes und um die Nachfolge Christi im Glauben und in der Liebe, dazu aber seien alle berufen.

Mit anderen Worten: Paulus verkündete die Freiheit des Christen als die entscheidende Gabe des Gekreuzigten und Auferstandenen. Er verkündigte, dass der, der sich auf das alttestamentliche Gesetz verlasse, sich von dem Christusheil trenne und die wahre Freiheit verliere.

Worin aber besteht diese Freiheit, zu der Christus uns befreit hat, im Einzelnen? Was ist mit ihr des Näheren gemeint? Bedeutet sie, dass es keine Gebote mehr gibt? Tatsächlich ist sie oft in diesem Sinne missdeutet worden, bis in die Gegenwart hinein. Allein, die Freiheit des Christen stellt sich anders dar für Paulus, nicht als Freizügigkeit und Zuchtlosigkeit, sondern als freie Bindung an Christus, der uns von der Welt der Sünde befreit hat. Jene, die heute die Freiheit des Evangeliums missdeuten und das Pseudo-Evangelium von der Gesetzlosigkeit verkünden, sie sind die eigentlichen Urheber der Krise unserer Tage, durch welche die Kirche, aber auch die profane Gesellschaft geschüttelt, ja, an den Rand des Abgrundes geführt wird. Und sie vernebelt den Verstand vieler in Kirche und Welt. Man hat von der Anomie gesprochen. Sie ist ein wesentliches Moment der neuen Weltordnung (New Age), die das Zeitalter des Wassermanns charakterisiert. Von ihr erwartet man das wahre Glück aller. Die totale Auflösung jeder Ordnung soll alle glücklich machen. Tatsächlich gilt die Maxime „Tu, was du willst“, die allen das wahre Glück bringen soll, für allzu viele in ihrem Denken und in ihrem Handeln. Wir erfahren es täglich, wie die Subjektivität und der Egoismus eskalieren, wenn wir uns nicht daran beteiligen, schmerzlich. Das aber führt uns entweder ins Chaos und damit in den materiellen und geistigen Untergang, oder es beschwört als letzte Rettung eine neue Diktatur herauf.

Allein die Ordnung, der wir uns unterwerfen, sie trägt uns, und allein in ihr kann das gesellschaftliche wie auch das kirchliche Leben Bestand haben. Das sagt uns schon die natürliche Vernunft.

Die christliche Freiheit besteht für Paulus darin, dass der Jünger Christi durch die Erlösung frei geworden ist von der Sünde und dass er durch sie immer neu von ihr befreit oder erlöst wird. Erlösung ist ein anderes Wort für Freiheit. Die Sünde verspricht dem Menschen zwar die Freiheit, aber in Wirklichkeit versklavt sie ihn.

Durch das Sakrament der Taufe ist uns die Erlösung zugewendet worden und durch die übrigen Sakramente wird sie wiederhergestellt oder vertieft. Heilige sind wir geworden durch die Erlösung, das zu betonen, wird der heilige Paulus nicht müde. Ebenso wird er nicht müde zu betonen, dass wir Heilige werden sollen durch unser Leben, dass wir das werden sollen, was wir sind. Darin besteht das Wesen der Freiheit des Christen als Gabe und Aufgabe. Sie meint, dass wir das tun, was wir tun sollen, wozu wir aufgerufen sind durch das Geschenk des neuen Lebens und dass wir es können in der Kraft der Gnade, wenn wir nur recht wollen.

Anders definiert der moderne Mensch die Freiheit, anders definiert sie die moderne Welt. Sie verstehen die Freiheit als „Tun-und-lassen-Können“, was man will, als Willkürfreiheit. Die Willkürfreiheit aber ist zerstörerisch. Die wahre Freiheit besteht nicht darin, dass man tun darf, was man will, sondern darin, dass man tun kann, was man soll. Allein sie wird der Wirklichkeit gerecht und bewährt sich im Leben.

Die Freiheit der Willkür ist Lüge und Täuschung, denn sie verkauft uns in die Sklaverei der Triebe. In ihr missbrauchen wir das Geschenk der Freiheit, das Gott uns gegeben hat.

Die Freiheit der Willkür beherrscht unsere Welt, wo immer sie sich gegenüber dem Christentum und überhaupt gegenüber der Religion emanzipiert

hat. Und wo tut sie das nicht? Das gilt weithin auch für das Innere des Christentums und gar auch der Kirche, sofern die Inhalte des Glaubens nicht mehr zählen. Die Freiheit der Willkür verbirgt sich hinter der Lüge, deren Allgewalt immer deutlicher in unserer Welt hervortritt. Sie frönt der gefallenen Natur des Menschen, und sie zeigt sich im Egoismus, im Zorn, in der Untreue, in der Ungerechtigkeit, in der Feigheit und in der Unbeherrschtheit, vor allem aber in der Unwahrhaftigkeit.

Der Widersacher Gottes offenbart sich in erster Linie als der Unwahrhaftige. Immer tritt er mit einer Tarnkappe auf, mal ist sie fromm, mal ist sie gottlos oder liberal. Er ist ein Meister der Maske. Und mit ihm sind es jene, die sich mit ihm verbrüdern, bewusst oder unbewusst. Sie alle sind Meister der Maske, Virtuosen der Lüge.

Der Willkürfreiheit widerstehen wir, indem wir uns bewusst auf die Seite Gottes stellen und aus der Taufgnade heraus leben. Das ist nicht möglich ohne die Übung der Askese. Askese meint den freiwilligen Verzicht auf Erlaubtes aus Liebe zu Gott und zu Christus und zum Heiligen Geist, aus Liebe zum dreifaltigen Gott. Sie meint das Opfer, die Selbstüberwindung oder, in der Sprache der Evangelien, die Selbstverleugnung. Die Askese ist von großer Aktualität in unserer permissiven Welt, die sich in ihrer Gesetzlosigkeit selber zugrunde richtet.

Im Römerbrief bekennt der Apostel Paulus, dass das Gesetz des alten Menschen in seinen Gliedern brennt und dem Gesetz des Geistes widerstreitet und dass dieses ihn fesselt und versklavt und der neuen Freiheit entgegensteht (Röm 7, 23). Was für ihn gilt, das gilt erst recht für einen jeden von uns. In dem Maße, in dem wir durchdrungen sind von unserem Sein in Christus, werden wir das, was wir sind: Heilige sind wir, und Heilige sollen wir werden. Wie könnte man besser die Freiheit in Christus bestimmen?

Die Freiheit, zu der Christus uns befreit hat - eine zentrale Kategorie der Verkündigung des heiligen Paulus -, ist oft missverstanden worden. Eine bedeutende Rolle spielte sie auch in der Zeit der Reformation, aber auch da in falscher Interpretation. Die Freiheit, zu der Christus uns befreit hat, sie meint die Freiheit von der Herrschaft Satans, des Gottes dieser Welt (2 Kor 4, 4), in dem sich die Welt der Herrschaft Gottes entziehen will. Nicht die Sünde macht uns frei und glücklich, sondern ihre tapfere Überwindung. Die Sünde knechtet den Menschen, und ihre Überwindung macht ihn frei. Im 2. Korintherbrief lesen wir: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist die Freiheit“ (2 Kor 3, 17), die wahre Freiheit. Sie, die wahre Freiheit, finden wir in der Nachfolge des Gekreuzigten, wie sie im Evangelium des heutigen Sonntags thematisiert ist. Amen.

14. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„HERR, AUCH DIE BÖSEN GEISTER HABEN SICH UNS IN DEINEM NAMEN UNTERWORFEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags stellt sich dar als Mahnrede Jesu an seine Jünger, an jene zweiundsiebzig, die er aussendet, die er teilhaben lässt an seiner messianischen Sendung. Er erklärt ihnen, in welcher Haltung und unter welchen Umständen sie das Evangelium verkünden sollen und was der entscheidende Inhalt dieser ihrer Botschaft sein muss.

Im Blick auf unsere Gegenwart sind damit zunächst die Priester und Bischöfe angesprochen, aber in einem abgeschwächten Sinn gelten die Worte Jesu auch uns, einem jeden von uns, denn durch Taufe und Firmung haben wir alle Anteil an der apostolischen Sendung der Kirche, jeder auf seine

Weise. Darum trägt jeder Einzelne Verantwortung für die Verkündigung der Botschaft Christi, für die Fortsetzung seines Werkes in der Welt.

Jesus sendet die Jünger zu zweit aus. In brüderlicher Gemeinschaft sollen sie das Evangelium von der Liebe Gottes verkünden, nicht gegeneinander, sondern miteinander. Das Evangelium, das sie zu verkünden haben, ist nicht eine Theorie oder eine Philosophie, die man distanziert vortragen kann, sondern eine Botschaft, die gelehrt und gelebt werden muss.

In der Apostelgeschichte ist wiederholt die Rede von dem neuen Weg. Prediger, die sich nicht bemühen, das zu leben, was sie verkünden, waren schon immer ein Ärgernis vor Gott und den Menschen. Das gilt heute in gesteigertem Maß, da die Kluft zwischen der christlichen Verkündigung und der Verwirklichung dieser Verkündigung im Leben größer geworden ist, vielleicht größer als je zuvor.

Das Wort der Verkündigung kommt nur dann an, wenn es überhaupt noch ankommt, wenn es veranschaulicht wird durch das eigene Leben. Denn immer geht es in der Verkündigung um ein persönliches Zeugnis, nicht um einen distanzierten Vortrag. Immer gilt hier: Wichtiger als kluge Darlegungen ist das gelebte Leben. Die, die schöne Worte machen können, sich aber selber nicht darnach richten, heißen in der Bibel Pharisäer.

Das Wort der Verkündigung der Kirche ist nicht zuletzt deswegen heute oft so unwirksam, weil es im Prediger selber unfruchtbar bleibt. Und wir alle treffen allzu oft auf taube Ohren mit der Botschaft Christi und seiner Kirche, weil sie in unserem eigenen Leben so wenig wirksam wird.

Die Jünger Jesu werden zu den Menschen gesandt wie Schafe unter die Wölfe. Gewiss gibt es in der Welt nicht nur Wölfe. Aber neben vielen

Gutwilligen und neben noch mehr Gleichgültigen und Abgestumpften gibt es eine nicht geringe Zahl von Wölfen. Das, was den Wolf charakterisiert, das ist seine Wildheit, seine Gier, seine Gewalt, seine Grausamkeit, seine Schläue und nicht zuletzt seine Verschlagenheit. Gern verstellen sich die Wölfe. Jesus spricht einmal von den reißenden Wölfen, die in Schafskleidern kommen (Mt 7,15). Viele von ihnen waren gestern noch unschuldige Schafe. Davon müssen wir ausgehen.

Die Apostelgeschichte erzählt uns, wie Paulus bei einer Abschiedsrede vor den Ältesten der Gemeinde von Ephesus unter Tränen erklärt: „Reißende Wölfe werden unter euch kommen“ (Apg 20, 29). Heute sind sie da, in der Kirche und in der Welt, und treiben ihr Unwesen.

Das Evangelium von der Liebe und vom Frieden muss in einer grausamen Welt verkündet werden, in einer Welt, die diese Botschaft nicht will, jedenfalls in weiten Teilen. Das Bild vom Wolf will uns daran erinnern, dass den Boten des Evangeliums in der Welt Feindseligkeit begegnet, weil sich die Welt durch sie in ihrer Behaglichkeit gestört fühlt. Geschieht das nicht, wehrt sich die Welt nicht mehr gegen das Evangelium, müssen wir uns fragen, ob unsere Verkündigung noch authentisch ist, ob aus unserem Evangelium in Wirklichkeit nicht so etwas wie ein zweiter Aufguss geworden ist, ob es nicht seine innere Kraft verloren hat.

Die Methoden der Wölfe ändern sich mit den Zeiten. Heute zerreißen sie ihre Opfer vor allem in geistiger Weise. Sie verleumden sie, sie reden ihnen alles Böse nach, sie machen sie unmöglich mit Hilfe der Massenmedien. Natürlich tun sie das stets im Schafspelz, im Unschuldskleid des guten Menschen, oft in moralischer Entrüstung oder gar in der anspruchsvollen Pose des Propheten, freilich als Pseudopropheten. Und immer sind sie besser als ihre Opfer.

Was unsere Zeit charakterisiert, das ist die Tatsache, dass es viele Überläufer gibt, dass sich nicht wenige Schafe bei den Wölfen in Schafskleidern einreihen.

Daraus ergibt sich ein dritter Gedanke in diesem Zusammenhang: Die Kehrseite des Evangeliums ist der Gerichtsernst. Das Evangelium wird dem zum Gericht, der es zurückweist oder der es bekämpft. Es wird dem Einzelnen zum Segen oder zum Fluch, es gereicht ihm zum Frieden oder zum Untergang, zum Leben oder zum Tod. Das müssen wir wissen und sagen. Das dürfen wir nicht unterschlagen. Wir dürfen die klare Sprache des Evangeliums nicht vernebeln, etwa in dem Sinne: Es ist alles halb so schlimm.

In diesem Leben fällt für uns die Entscheidung für die ganze Ewigkeit. Jeder bekommt von Gott das, was er will. So ernst nimmt Gott den Menschen.

Und noch ein letzter Gedanke aus der Mahnrede Jesu an seine Jünger: Der Jünger muss in Armut, das heißt: in innerer Distanz von den Gütern dieser Welt seiner Berufung leben.

Ein besonderer Ausdruck der hier geforderten Armut ist die priesterliche Ehelosigkeit. Sie hat viele Aspekte, aber nicht zuletzt ist sie so gemeint, als Anspruchslosigkeit, als Verzicht auf die Güter dieser Welt, nicht, weil man sie verachtet, sondern weil man ganz frei sein will für die unvergänglichen Güter. Die hier geforderte Armut darf nicht überspielt oder nur missmutig angenommen werden, etwa als ein notwendiges Übel, vielmehr muss sie innerlich bejaht und in dankbarer Freude angenommen werden. Dann schafft sie beim Verkünder die Freiheit für Gott und beim Hörer die Überzeugung und den dankbaren Glauben. Die Armut, die Distanzierung des

Jüngers Jesu von den Dingen dieser Welt, erhält ein besonderes Gewicht in einer konsumbesessenen Welt. Der Jünger Jesu wird zu einer Karikatur, wenn er ein bürgerlich behagliches Leben führt in dieser Welt. Das gilt vor allem für jene Jesus-Jünger, an die die Mahnrede unseres Evangeliums in erster Linie gerichtet ist.

Die Jünger kehrten, wie wir im Evangelium des heutigen Sonntags erfahren, in großer Freude von ihrer ersten Missionsreise zurück. Gott belohnt die Hingabe seiner Zeugen generös. Wer sich dem Dienst Gottes ohne Vorbehalt hingibt, der empfängt schon in diesem Leben königlichen Lohn. Es gibt kein tieferes Glück als jenes, das Gott denen schenkt, die sich vorbehaltlos in seinen Dienst stellen. Die Heilige Schrift spricht von dem hundertfältigen Lohn, den sie empfangen, schon jetzt, in dieser Welt, wenn auch unter Verfolgungen (Mk 10, 30). Gott lässt sich an Großmut nicht übertreffen. Das kann jeder erfahren, wenn er sich dem Ruf Gottes stellt, wie immer er an ihn ergeht, und sich ganz einsetzt für ihn. Amen.

15. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„MEISTER, WAS MUSS ICH TUN, UM DAS EWIGE LEBEN ZU ERLANGEN“

Gott und den Nächsten lieben, das ist die kürzeste Zusammenfassung des Christseins, das sind die entscheidenden Gebote für den Jünger Christi. Alle anderen Gebote sind darin enthalten. Sie alle sind Anwendungen des Doppelgebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Auch unter diesem Aspekt gibt es nicht mehr viele Christen, schrumpft ihre Zahl mehr und mehr. Statt Gott zu lieben, kümmern sich immer mehr Menschen nicht mehr um ihn. Und statt den Nächsten zu lieben, kümmert man sich nicht um ihn, wach-

sen der Egoismus und die Einsamkeit unter den Menschen, ja, wachsen Feindseligkeit und Hass unter den Menschen, gehen immer mehr Menschen gleichsam über Leichen. Auch wir müssen in diesen beiden Punkten unser Gewissen erforschen. Wer nur an sich denkt und sich weder um Gott noch um die Menschen kümmert, der geht auf einem verhängnisvollen Weg, auf einem Weg, der ihn, wenn er ihn nicht rechtzeitig verlässt, ins Verderben führt. Wir wollen uns heute Morgen fragen, warum Gott diese beiden Gebote so wichtig nimmt und was sie beinhalten.

Wir müssen Gott und den Nächsten lieben, weil Gott uns zuvor geliebt hat. Wenn wir die Liebe, die Gott uns geschenkt hat und die er uns fortwährend schenkt, nicht mit unserer Liebe beantworten, beleidigen wir ihn. Immer versündigen wir uns, wenn wir die Liebe, die uns erwiesen wird, nicht mit Liebe beantworten. Zur Gottesliebe aber gehört auch die Liebe zu seiner Schöpfung, zu allem, was er geschaffen hat, zu allem, was er liebt. Weil Gott nun den Menschen mehr liebt als alle anderen Geschöpfe, er hat den Menschen als die Krone der Schöpfung geschaffen, deshalb erweist sich unsere Liebe zu Gott in erster Linie als wirklich und echt in der Liebe zu den Menschen. Die Liebe zu den Menschen ist gleichsam die Feuerprobe der Gottesliebe. Dabei darf sich unsere Liebe in erster Linie nicht auf die Menschen als solche erstrecken, muss sie sich vielmehr in erster Linie auf jene Menschen erstrecken, die uns nahe stehen, in erster Linie räumlich, vor allem, wenn sie in Not sind. Das veranschaulicht uns das Gleichnis von dem barmherzigen Samariter, das den größten Teil des heutigen Evangeliums umfasst. In ihm wird uns klargemacht, dass die Liebe, die hier gemeint ist, nicht gefühlsmäßige Zuneigung ist, dass sie nicht in schönen Worten besteht, wie es im 1. Johannesbrief heißt, sondern in der Tat und in der Wahrheit (1 Joh 3, 18).

Im 1. Johannesbrief, der, wie keine andere Schrift des Neuen Testamentes die Gottes- und Nächstenliebe zum Inhalt hat, lesen wir: „Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht“ und „wer nicht liebt, der bleibt im Tod“ (1 Joh 4, 8; 3, 14). Das sind bedeutsame Aussagen. Sie erinnern uns daran, dass das Erkennen und Anerkennen Gottes uns zur Liebe führt, dass aber die Liebe uns zum Leben führt, dass letzten Endes allein die Liebe den Tod, in dem alle Fragwürdigkeit unseres menschlichen Lebens gipfelt, zu überwinden vermag.

Der 1. Johannesbrief ist gewissermaßen ein Kommentar zum Evangelium des heutigen Sonntags, wenn er feststellt: „Wir lieben Gott, weil er uns zuerst geliebt hat“ (4, 19). Und wenn er dann fortfährt: „Wenn jemand sagt: ‚Ich liebe Gott’, aber seinen Bruder hasst, so ist er ein Lügner“ (4, 20) ... „Wer Gott liebt, der liebt auch seinen Bruder“ (4, 21). „Wer Gott liebt, der liebt auch seinen Bruder“ (4, 21), das bestätigt uns die alltägliche Erfahrung, wenn wir nicht die Augen vor ihr verschließen: Wer aus der Lüge lebt, in dem findet die Liebe keinen Raum, denn allein mit der Wahrheit kann sie koexistieren. Und: Wer kein Interesse hat an seinem Nächsten und überhaupt an seinen Mitmenschen, der hat auch kein Interesse an Gott. Diese Einsicht kann man auch umkehren: Wer kein Interesse hat an Gott, der hat auch kein Interesse an seinen Mitmenschen, erst recht nicht, wenn sie zufällig in seiner Nähe sind und in Not geraten sind. Das gilt jedenfalls in der Regel. Es gibt hier Ausnahmen, aber in der Regel gibt es dort keine selbstlose Liebe, wo man nicht mehr um Gott weiß und um die unsterbliche Seele des Menschen. Auch das erfahren wir alle Tage.

Liebe hat es immer mit der Erkenntnis von Werthaftigkeit zu tun. Ohne die Erkenntnis der Liebenswürdigkeit Gottes oder des Menschen, kann es keine Liebe geben. Wenn wir nicht wissen, wer Gott ist und wie er ist, wenn wir nicht wissen, wie groß er ist und wie klein wir sind im Vergleich mit

ihm, wenn uns das niemand sagt, wie sollten wir ihn dann lieben können? In der Regel muss uns das gesagt werden, weil das tiefere Nachdenken nicht besonders beliebt ist bei den Menschen. Gott ist unsichtbar, und allzu gern beschränken wir uns auf das Sichtbare. Und wenn wir nicht wissen um die Größe des Menschen, um seine Würde und um seine Berufung, warum sollten wir ihn lieben? Wenn etwa der Mensch nicht mehr ist als ein hoch entwickeltes Tier, wie man uns heute immer wieder einredet, oder wenn man seine personale Würde unterminiert? Liebe geht aus der Wertschätzung hervor, die Wertschätzung hat aber die Erkenntnis eines Wertes zur Voraussetzung.

Wenn ich aber eine Person liebe - nur Personen können wir lieben -, muss ich auch gut sein zu ihr. Denn stets muss die Erkenntnis zur Tat werden. Dem Denken muss immer das Tun folgen. Die Liebe wird zur Karikatur, wo sie nur in Worten besteht.

Weder die Liebe zu Gott noch die Liebe zum Nächsten darf sich in Worten erschöpfen. Worte sind leicht gemacht, aber sie sind leer, wenn ihnen nicht Taten folgen.

Demnach muss der, der Gott liebt, das glauben, was Gott gesagt hat, er muss beten und er muss tun, was Gott von ihm erwartet und gewissenhaft die Gebote Gottes erfüllen, vor allem aber muss er vor den Menschen eintreten für die Weisungen Gottes. Ich kann Gott nicht lieben, ohne beispielsweise den Sonntag zu heiligen, ohne in der Ehe treu zu sein und ohne die Sakramente zu empfangen, die er uns geschenkt hat.

Nicht anders verhält es sich mit der Nächstenliebe, sie ist nicht echt, wenn sie nicht in Taten besteht. Einen Menschen lieben, das heißt: Besorgt sein um sein irdisches Wohlergehen einerseits und um sein ewiges Heil ande-

rerseits. Diese doppelte Sorge muss sich vor allem auf die richten, die vor unserer Tür stehen oder nebenan wohnen. Die christliche Nächstenliebe ist konkret, und sie richtet sich zunächst auf den räumlich Nahen.

Ein bedeutender Aspekt darf hier nicht übersehen werden: Immer trägt die Liebe, sei es die Gottesliebe, sei es die Nächstenliebe, den Lohn bereits in sich, denn immer entstehen Gemeinschaft und Freundschaft durch sie. Was aber beglückt den Menschen mehr als die Erfahrung der Gemeinschaft und der Freundschaft? Zudem gilt: Die wahre Freude ist immer eine Frucht der Liebe.

Wenn wir die heilige Messe recht verstehen, erkennen wir in ihr den Ort, an dem wir die Gottes- und die Nächstenliebe einüben. Denn der eigentliche Inhalt der heiligen Messe ist die Liebe Gottes. In der heiligen Messe feiern wir die Liebe Gottes zu den Menschen, wie sie im Kreuz Christi ihren tiefsten Ausdruck gefunden hat, in ihr findet der Tod Christi am Kreuz seine sakramentale Vergegenwärtigung. Wenn wir wirklich darum wissen, werden wir so oft, wie es möglich ist, in großer Dankbarkeit an dieser Feier teilnehmen und werden wir uns, wo immer wir teilnehmen dürfen an ihr, nicht durch Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit ablenken lassen. Zwei Höhepunkte hat die heilige Messe unter diesem Aspekt, die heilige Wandlung und die heilige Kommunion. In der heiligen Wandlung wird uns die Liebe Gottes, wie sie im Kreuz Christi ihren tiefsten Ausdruck gefunden hat, in eindrucksvoller Weise bezeugt und immer neu geschenkt. In der heiligen Kommunion wird uns, wenn wir in ihr die Gabe Gottes gläubig und dankbar empfangen, die Gnade geschenkt, dass wir diese Liebe stets, so gut wir können, in rechter Weise beantworten können. Amen.

16. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„EINES NUR IST NOTWENDIG“

Jesus war mit den Geschwistern Maria, Martha und Lazarus gut bekannt, befreundet ist vielleicht zu viel gesagt angesichts der hoheitsvollen Distanz, die ihn stets gekennzeichnet hat, wie uns die Evangelien berichten. Die drei Geschwister lebten ganz in der Nähe von Jerusalem, in Bethanien. Wiederholt war Jesus in ihrem Haus gewesen. Die drei waren indessen sehr verschieden, so verschieden, wie Geschwister nur verschieden sein können. Das gilt vor allem für die beiden Schwestern Maria und Martha. Sie verkörperten - so würden wir heute sagen - zwei Typen: Maria war besinnlich, innerlich und ein wenig verträumt, Martha hingegen war derber, dem Leben zugewandt und mehr nach außen hin gerichtet, eher extrovertiert. Maria steht demnach gewissermaßen für das beschauliche Leben, Martha für das tätige.

Zwei Wege sind es, auf denen wir Gott begegnen können, zum einen der Weg der Verbundenheit mit Gott in der Arbeit und in der Erfüllung seiner Gebote und im Einsatz für sein Reich und zum anderen der Weg des Hörens auf ihn und sein Wort und der Weg des Gesprächs mit ihm, der Weg des Gebetes. Den einen Weg zu Gott könnte man als den unmittelbaren, den anderen als den mittelbaren bezeichnen. Nun gehören diese beiden Wege jedoch irgendwie zusammen. Nur beschaulich oder nur tätig leben darf niemand. Denn das Gebet ist das oberste Gesetz und die höchste Pflicht für einen jeden von uns, die wir uns Christen nennen. Das Gebet ist auf das tätige Leben hingeordnet, und das tätige Leben ist wiederum hingeordnet auf das Gebet. In der Erfüllung des Willens Gottes wird das Gebet vorbereitet, und gleichzeitig verpflichtet das Gebet uns zur Erfüllung des Willens Gottes in letzter Konsequenz.

Gott hat sich uns mitgeteilt in der Offenbarung, zusammen mit dem Glauben ist das Gebet die Antwort darauf. Das Gebet ist die erste Antwort auf die Offenbarung, das private und das öffentliche Gebet, das persönliche Gebet und der Gottesdienst der Kirche. Gott will die Gemeinschaft mit uns Menschen. Diese entfaltet sich in erster Linie im Gespräch mit ihm. Das gilt für den, der beschaulich lebt, aber auch für den, der dem tätigen Leben den Vorrang gibt.

Die beiden Wege gehören demnach zusammen. Zur Erfüllung des Willens Gottes gehört das Gebet, und zum Gebet gehört die Erfüllung des Willens Gottes. Nur beschaulich oder nur tätig leben darf niemand. Dennoch gibt es Schwerpunkte, und es darf sie geben. Die Anlagen und die Fähigkeiten der Menschen sind verschieden. So war es auch bei den Schwestern in Bethanien. Die eine war mehr beschaulich, die andere war mehr dem tätigen Leben zugewandt.

Demgemäß entstanden in der Kirche schon früh Ordensgemeinschaften, die stärker das beschauliche Element betonten, und solche, die stärker das tätige hervorhoben, Orden, die mehr dem Gebet oblagen und solche, die mehr der Glaubensverkündigung und der Seelsorge oder den karitativen Werken zugewandt waren.

Hier ist es nun aufschlussreich, dass die beschaulichen Orden, sofern sie sich selber treu geblieben sind, heute am wenigsten von dem allgemeinen Ordenssterben betroffen sind, das wir nur mit großem Bedauern konstatieren können.

Der älteste Orden des christlichen Abendlandes, der Benediktinerorden - er stammt aus dem sechsten Jahrhundert - wollte von Anfang an beide Momente in harmonischer Ausgeglichenheit miteinander verbinden. Benedikt

von Nursia († 547) brachte das auf die schlichte Formel „bete und arbeite“- „ora et labora“, lateinisch sprach man damals. Der Orden des heiligen Benedikt hat heute da guten Nachwuchs, wo er sich gewissermaßen neu konstituiert hat und sich konsequent an die alte Regel hält, wie das beispielsweise in Frankreich in verschiedenen Klöstern der Fall ist.

Das beschauliche und das tätige Leben gehören zusammen, wenngleich die Berufung des einen mehr auf die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott geht, während die andere Gott mehr durch seine äußeren Taten, durch den Dienst an den Menschen, also mittelbar, verbunden ist. Beides hat seinen Wert, beides ist notwendig. Wenn es aber darum geht, was wertvoller ist, in der objektiven Ordnung, so müssen wir auf den direkten Weg verweisen, auf das Lauschen auf Gottes Wort und auf das Gespräch mit Gott, auf das Wohnen im Hause des Herrn, wie der Psalmist es im 22. Psalm zum Ausdruck bringt (Ps 22, 6), auf jene Haltung, die in unserem Evangelium durch Maria verkörpert wird. Diese Haltung bestimmt auch jene andere Maria, die Gott zur Mutter seines Sohnes erwählt und zum Urbild der Kirche gemacht hat. Das Größere, das Bedeutendere, das Wichtigere ist das Gebet, die Anbetung Gottes, das Horchen auf sein Wort, das Verweilen bei ihm.
Zwar ist der eine mehr zu diesem, der andere mehr zu jenem berufen, aber das variiert auch im Laufe des Lebens. Es gibt Phasen in unserem Leben, in denen wir stärker von der einen Form des religiösen Lebens angesprochen werden, und solche, in denen uns mehr die andere Form anspricht. Wenn wir alt geworden sind, so liegt es nahe, dass wir das beschauliche Element mehr pflegen, das Gebet und die Beschäftigung mit dem Wort Gottes. Das sollten wir dann auch tun. Dann können nämlich wir noch etwas Großes machen aus unserem fragmentarischen Leben. Wenn also die äußeren Kräfte schwinden, bleibt uns die Möglichkeit, wenigstens am Ende uns noch dem Wertvolleren zuzuwenden, dem Größeren, und den Schwerpunkt un-

seres Lebens auf das Gebet, auf das Zusammensein mit Christus und mit den Heiligen und mit dem Vater im Himmel zu verlegen.

Wichtiger als alle guten Werke ist das Gebet. Das gilt immer. Gott muss die Mitte in unserem Leben sein, nicht der Mensch. Wenn der Mensch heute vielfach an die Stelle Gottes tritt, so ist das eine folgenschwere Verfälschung des Christentums und ein großer Schaden für die Kirche und für das Christentum. Nächstenliebe und Dienst am Nächsten: Ja. Aber nicht ohne die Gottesliebe. Die Nächstenliebe verliert ihr Fundament, wenn sie nicht auf der Gottesliebe aufruht. Das wird heute da vergessen in der Verkündigung und in der Seelsorge, wo die Verkündigung und die Seelsorge zum Gemeindebetrieb entarten und wo die Anbetung Gottes, die Ehre Gottes und das Gebet nicht mehr das A und O im Leben der Gemeinde sind. Nicht gerade selten ist das heute der Fall. In Psalm 113 beten wir: „Nicht uns gib die Ehre, o Herr, sondern deinem Namen“ (Vers 9). Dieses Gebet ist von besonderer Aktualität in der Gegenwart. Die Ehre Gottes, sie ist die Voraussetzung für das Heil des Menschen, nicht umgekehrt. Was der Christenheit und uns allen Not tut, das ist mehr Jenseitsorientierung, mehr Hinwendung zu Gott, mehr Stille und mehr Gebet, vielleicht auch - um es konkreter zu sagen - eine größere Wertschätzung der Mitfeier der heiligen Messe an Werktagen. Amen.

17. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„HERR, LEHRE UNS BETEN“

Im Evangelium des heutigen Sonntags gibt der Herr seinen Jüngern eine Lektion über das Beten. Er lehrt sie das Vaterunser und macht einige Ausführungen darüber, in welcher Haltung und mit welcher Erwartung sie be-

ten sollen. Er erklärt ihnen, seinen Jüngern, um was sie beten sollen und mit welcher Einstellung sie es tun sollen. - Seine Jünger, das sind alle, die seinen Worten Glauben schenken. Sofern wir das tun, gehören auch wir zu ihnen.

Um was wir beten sollen, was der Inhalt unseres Betens sein soll, das lehrt uns - gemäß den Worten Jesu - in idealer Weise das Vaterunser. Der Wortlaut des Vaterunsers ist hier, dem Lukas-Evangelium entnommen, anders, als wir es gewohnt sind. Wir haben das Vaterunser hier gleichsam in einer Kurzfassung. Heute beten wir es in jener längeren Fassung, wie sie uns der Evangelist Matthäus überliefert hat. Bei Lukas hat es fünf Bitten, bei Matthäus sieben.

Das Vaterunser ist nicht nur ein Gebet, es ist auch eine Schule des Gebetes. Es vermittelt uns die Grundinhalte unseres Betens, und zugleich zeigt es uns die rechte Ordnung des Gebetes. Unsere Bitten, so lehrt uns das Vaterunser, müssen einerseits Gottes Ehre und andererseits unser Heil zum Inhalt haben. An erster Stelle muss es uns immer um die Ehre Gottes gehen, und um unser Heil an zweiter Stelle. Dabei ist im Grunde Gottes Ehre zugleich auch unser Heil, und wenn wir wirklich Gott die Ehre geben, haben wir eigentlich schon das Heil gefunden. Immerhin: Das Gebet um die Ehre Gottes muss dem Gebet um unser Heil vorausgehen.

Zunächst sollen wir Gott die auf ihn bezogenen Anliegen vortragen, so lehrt es uns das Vaterunser, wir sollen beten, dass der Name Gottes durch die Menschen geheiligt werde und dass sein Reich komme. Das heißt: Gott möge bewirken, dass alle Menschen ihm gehorchen und dass alle ihn anbeten und im Leben und Sterben ihre Hoffnung auf ihn setzen. Wenn wir so beten, dann können wir nicht unseren eigenen Willen suchen, unseren vor-

dergründigen Vorteil, unser oberflächliches Wohlergehen, Erfolg im Geschäft und Ansehen bei den Menschen, jedenfalls nicht zunächst.

Der Wille Gottes, die Heiligung seines Namens und das Kommen seines Reiches, das ist das Entscheidende im Christentum. Um Gott geht es in ihm zunächst, nicht um den Menschen. Der Mensch im Mittelpunkt - das ist ein folgenschwerer Irrtum. Aber heute beinahe schon die Regel. Da wird der überlieferte Glaube gleichsam auf den Kopf gestellt.

Nur wenn Gott im Mittelpunkt steht und nicht der Mensch, nur dann wird die Welt wirklich menschlicher.

Die Lehre der ersten Hälfte des Vaterunsers ist die, dass Gott immer im Zentrum unseres Betens und unseres Strebens und all unserer Bemühungen stehen muss, nicht wir selber oder sonst irgendetwas. In der zweiten Hälfte des Vaterunsers geht es um unsere persönlichen Anliegen. In der Bitte um das tägliche Brot ist unsere leibliche Not angesprochen. Da beten wir um die natürlichen Gaben. Und in der Bitte um die Vergebung der Sünden und um die Bewahrung vor der Versuchung ist die Not unserer Seele angesprochen. Im einen Fall geht es um das irdische Wohl, im anderen um das ewige Heil.

Die Nöte des Leibes empfinden wir sehr oft drückender als die Nöte der Seele. Aber wenn wir den Frieden der Seele gefunden haben, dann können uns die irdischen Sorgen nicht mehr viel anhaben, dann erscheinen sie uns in einem ganz anderen Licht. Dass uns die Sünden vergeben werden und dass wir vor der Versuchung bewahrt werden, das ist wichtiger für unser Leben als das tägliche Brot, wichtiger als die Linderung der leiblichen Nöte.

Nicht nur Gott hat den Vorrang vor dem Menschen in der Perspektive Jesu, auch die übernatürlichen Gaben, die Gott uns schenkt, haben den Vorrang vor den irdischen. Für sie, für die übernatürlichen Gaben, reserviert der Herr zwei Bitten im Vaterunser, in der Matthäus-Fassung des Vaterunsers sind es gar drei. Wir werden hier an das Jesus-Wort erinnert: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Übrige wird euch hinzugegeben werden“ (Mt 6, 33).

Dennoch darf auch unser natürliches Wohlergehen, ja, muss es auch Gegenstand unseres Betens sein, aber das Heil der Seele, das ewige Heil, ist wichtiger als das natürliche Wohlergehen. Das größte Übel ist die Sünde. Alle Reichtümer dieser Welt verblassen, sie sind wertlos im Vergleich mit der Gemeinschaft mit Gott. Finden wir sie in diesem Leben, wird sie uns auch in der Ewigkeit geschenkt.

Dennoch dürfen, ja, sollen wir auch um die irdischen Gaben beten, um Gesundheit, um Schutz auf der Reise, um Erfolg im Geschäft, um gutes Wetter, um das Wachstum der Früchte und um Anerkennung unserer Arbeit: All unsere irdischen Sorgen und Ängste und Nöte gehören in unser Gebet hinein. Auch wenn sie nicht ausdrücklich im Vaterunser vorkommen, sie gehören in unser Gebet hinein, denn alle Bereiche der Wirklichkeit gehören Gott. Und das Vatersein Gottes bliebe reine Theorie, wenn wir diese unsere irdischen Sorgen und Ängste und Nöte aus unseren Gebeten ausklammern müssten. Aber - ihnen gebührt der zweite Platz, nicht der erste.

Und - auch das müssen wir bedenken: Gott wird uns unsere Bitten nur erfüllen, wenn wir alles tun, um die Sünde zu meiden und immer wieder die Vergebung unserer Sünden zu finden, und wenn wir uns nicht leichtfertig in die Versuchung hineinbegeben oder gar andere verantwortungslos in sie

hineinführen. Solche Zusammenhänge sind uns oft nicht bewusst, und sie prägen in der Gegenwart nicht gerade das Klima in der Kirche.

Im zweiten Teil des heutigen Evangeliums spricht der Herr über die Haltung, in der wir beten sollen und über das, was wir erwarten können in unserem Beten. Ungestüm soll unser Beten sein, hartnäckig und zudringlich. Wir dürfen uns an Gott wenden wie an einen Menschen, mit dem wir vertraut sind, wie an einen Freund, wie an einen guten Bekannten. Vater dürfen wir Gott nennen. Das ist eine zentrale Aussage der Christusoffenbarung. Das bedeutet, dass wir mit kindlichem Vertrauen vor Gott hintreten dürfen und - müssen, dass Gott uns nahe ist, dass er da ist für uns, dass er uns vertraut sein will, dass er für uns sorgt, wie nur ein guter Vater für seine Familie sorgen kann. Wie Kinder vor einen guten Vater hintreten, so sollen wir vor Gott hintreten, in kindlichem Vertrauen, aber auch in kindlicher Hochschätzung. Die kindliche Hochschätzung muss hinzukommen. Kommt sie nicht hinzu, so wird aus dem kindlichen Vertrauen plumpe Vertraulichkeit. Die aber verfälscht das Vatersein Gottes an der Wurzel.

Und - wir dürfen nicht den Mut sinken lassen, wenn wir die Antwort Gottes nicht vernehmen, wenn Gott stumm erscheint. Viele hören auf, Gott zu bitten, wenn sie keinen Erfolg haben, wenn sie meinen, sie hätten keinen Erfolg oder wenn sie keinen Erfolg sehen.

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir uns im Gebet in eine andere Welt begeben, in eine Welt, in der andere Gesetze gelten. Wer sich mit Gott einlässt, muss dessen Maßstäbe übernehmen. Gott überhört kein Gebet, das weiß der Gläubige im Glauben, aber er hört und erhört unsere Gebete in dem Umfang und in der Weise, wie es für uns am besten ist, im Hinblick auf unser zeitliches und ewiges Heil. Und darauf sollte es uns ankommen. Gott ist nicht ein Automat, und er ist nicht ein Sklave des Menschen. Er

hört und er erhört unsere Bitten aus seiner tieferen Einsicht heraus, von seiner höheren Warte her.

Das Bittgebet gehört zum Glauben. Wenn wir es nicht pflegen, dann ist unser Glaube schwach und unlebendig, oder er wird es. Gerade durch das Bittgebet erhält unser Gottesverhältnis Farbe und Profil. Dabei gilt es, dass wir mit der Gnade Gottes mitwirken. Was wir selber im Hinblick auf die Erfüllung unserer Bitten tun können, das müssen wir auch wirklich tun. Gott erhört uns nicht, wenn wir passiv bleiben.

Der Hochmütige bittet nicht. Er kann nicht bitten. Weder die Menschen noch Gott kann er um etwas bitten. Der Hochmütige kommt aber auch nicht zum Glauben. Denn glauben kann nur der, der demütig ist. Immer ist es so, dass sich der Glaubende Gott im Gehorsam unterwirft, freilich in vernünftigem Gehorsam. Wenn wir im rechten Geist Gott bitten, so ist das immer auch ein Ausdruck des Lobens und des Dankens. Recht verstanden ist das Bittgebet eine besondere Gestalt des Lobgebetes und des Dankgebetes. An der Bedeutung des Bittgebetes in unserem religiösen Leben können wir es ablesen, wie lebendig unser Glaube ist. Die Ehre Gottes, darum geht es in erster Linie im Christentum. Aber die Ehre Gottes, sie ist das Heil des Menschen. Und das ewige Leben hat den Vorrang vor dem zeitlichen. Amen.

18. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DAS IST DAS SCHICKSAL DESSEN, DER IRDISCHE GÜTER AUFHÄUFT, ANSTATT VOR GOTT REICH ZU SEIN“

Im Evangelium des heutigen Sonntags erfahren wir, dass es in erster Linie darauf ankommt, dass wir reich sind vor Gott. Wie es oft geschieht, veranschaulicht Jesus diese Wahrheit durch ein Gleichnis. Er schildert einen reichen Mann, der alles hat, was sein Herz begehrt, der essen und trinken kann, was und so viel, wie es ihm gefällt, und der meint, dass ihm nichts passieren kann. Er hat sich eine Existenz aufgebaut und mehr als das.

Wir brauchen eine Existenzgrundlage, wir brauchen eine materielle Grundlage für unser Leben, wir brauchen die irdischen Güter, weil wir nicht von der Luft leben können. Aber die irdischen Güter sind nicht alles, und schnell können sie uns aus der Hand gerissen werden.

Das Irdische, das Materielle, trägt in sich die Tendenz, sich zu verabsolutieren, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und uns seine Vorläufigkeit vergessen zu machen. Daher werden die zeitlichen Güter uns immer wieder zur Versuchung, dass wir über sie die ewigen vergessen. Auf sie aber kommt es an: Die zeitlichen Güter sind vergänglich, die ewigen aber überdauern die Zeiten.

Dass wir reich sind vor Gott, darauf kommt es an. Das ist die entscheidende Aussage des heutigen Evangeliums.

Es richtet unseren Blick auf die Frage: Worum geht es im Christentum? Oder: Was ist die entscheidende Botschaft der Kirche? Geht es in ihr um das irdische Wohl der Menschen oder um das ewige Heil? Ist die Botschaft der Kirche diesseitig oder jenseitig? Diese Frage ist gegenwärtig von großer Aktualität, weil die religiöse Dimension des Christentums noch nie so sehr angefochten gewesen ist wie heute, weil das Christentum sich für einen Großteil der Menschen, zumindest in unserer westlichen Industriegesellschaft, in eine innerweltliche Heilslehre aufgelöst hat.

Die Antwort, die uns auf diese Frage in den Evangelien gegeben wird, ist einfach, jedoch alles andere als populär. Sie lautet: „Bemüht euch nicht um eine vergängliche Speise, bemüht euch um jene Speise, die bewahrt für das ewige Leben... Das wahre Brot, das euer Vater euch gibt, ist der Sohn, der vom Himmel herabgestiegen ist, um der Welt das ewige Leben zu bringen“ (Joh 6, 27. 32 f). Wir denken hier vielleicht an die eucharistische Speise, an das Sakrament des Altares, das wichtiger ist als die Nahrung des Leibes. Aber das ist nur ein Aspekt. Die unvergängliche Speise, die hier gemeint ist, ist umfassender. Sie meint nicht nur dieses Sakrament, sie meint auch die übrigen Sakramente, und sie meint darüber hinaus das Wort Gottes. Und mehr noch, sie meint auch die Frucht der Sakramente und der Annahme des Wortes Gottes, das Gebet und das christliche Leben.

Das Reich Gottes, das Jesus verkündet, ist nicht ein irdisches Reich. So bekennt er es vor seinen Richtern: Mein Reich ist nicht von dieser Welt (Joh 18, 36). Das Reich Gottes ist nicht ein irdisches Reich. Das Christentum ist nicht Politik und soziales Bemühen, sondern Vorbereitung auf die Ewigkeit. Das Christentum ist die Botschaft von Gottes Liebe zu den Menschen und die Mahnung an die Menschen, dieser Botschaft zu entsprechen, ihr die rechte Antwort zu geben, damit sie das ewige Leben gewinnen. Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, dass die Liebe zu Gott uns Pflichten auferlegt, auch für diese Welt. Es gibt keinen Weg zu Gott an der leiblichen und an der geistigen Not der Menschen vorbei. Ja, manchmal ist die irdische Not so groß, dass sie taub macht für die Botschaft. Dann muss sie zuerst beseitigt werden, damit die Botschaft des Evangeliums vernommen werden kann. Das will sagen: Das ewige Heil ist durchaus auch mit der irdischen Wohlfahrt verbunden. Es verpflichtet uns geradezu zum Einsatz für die Menschen, zur Gerechtigkeit für alle, aber um der Ewigkeit willen, um Gottes willen. Wie anders sollte man auch diesen Einsatz begründen? Wa-

rum soll ich gut sein zu den Menschen, wenn nicht um Gottes willen? Oder wenn es keine Ewigkeit gibt?

Es ist eine verhängnisvolle Fehldeutung des Christentums, eine Fehldeutung, die uns heute oft begegnet, die aber eigentlich zeitlos ist, wenn man Gott die Mitte streitig macht um des Menschen willen, wenn man aus der übernatürlichen Heilsbotschaft ein irdisches Sozialprogramm macht. Über den Hunger des Leibes vergisst man dann den Hunger der Seele. Dann wird das Christentum, dann wird der Auftrag der Kirche verfälscht, von Grund auf. Man darf den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun, tut man das, dann stolpert man. Erst wenn wir Gott die Ehre geben, ihn suchen und auf ihn hören, dann können wir den Menschen und uns selbst gerecht werden. Die Erfahrung zeigt uns, dass ohne die Ausrichtung auf die Ewigkeit auch die Menschlichkeit immer mehr verschwindet, dass so alle Moral ihr Fundament verliert. Und der Glaube sagt uns, dass wir das ewige Heil verfehlen, wenn wir nicht jene Speise wollen, die unvergänglich ist, wenn wir nicht auf die Botschaft der Kirche, auf die authentische Botschaft der Kirche, hören.

Auch das muss betont werden heute, und zwar mit Nachdruck: Nicht alle finden das Heil. Nur die finden es, die sich darum bemühen. Die Sprache Jesu ist hier eindeutig und unmissverständlich, wir müssen ihr nur unvoreingenommen unsere Aufmerksamkeit schenken. Gott schenkt uns nicht etwas, das wir nicht wollen. Er drängt sich uns nicht auf. Er respektiert unsere Freiheit. Hat er sie uns doch selber gegeben.

Die Versuchung, aus dem Christentum eine irdische Heilslehre zu machen, aus der Kirche einen Wohltätigkeitsverein oder eine politische Partei oder eine Freizeit-Institution zu machen und aus den Priestern Sozialarbeiter, diese Versuchung gibt es nicht erst heute, aber heute ist sie außerordentlich

groß. Davon spricht das Sonntagsevangelium. Die irdischen Dinge gehören dazu, aber nicht an erster Stelle. Sie sind sekundär. Als Gläubige müssen wir in uns den Hunger nach Gott und nach der Ewigkeit wachrufen und erhalten, als Seelsorger müssen wir in erster Linie die kommende Welt verkünden, ob man das hören will oder nicht, ob wir uns damit beliebt machen oder nicht. Davon aber, von dieser unverfälschten Botschaft, hängt für uns alle das ewige Heil ab. Was wir suchen und das, worum wir uns bemühen, das werden wir finden.

Zwei Gedanken sind es also, die uns das Evangelium des heutigen Sonntags nahelegt, dass wir sie erwägen und dass wir darüber nachdenken: Im Christentum geht es zuerst um Gott und um die Ewigkeit, um den Hunger nach der unvergänglichen Speise, entscheidend ist für das Christentum die religiöse Dimension, die vertikale Komponente. Das ist der eine Gedanke. Der zweite ist der: Von dem Hunger nach der unvergänglichen Speise hängt für uns das ewige Heil ab. Nur wer die Ewigkeit sucht und die Anschauung Gottes in der Ewigkeit, wird sie finden. Das gilt jedenfalls normalerweise. Denn normalerweise muss der Mensch - nach dem Willen Gottes - mitwirken an seinem Heil. Was Gott uns schenkt, darum müssen wir uns bemühen. Gottes Geschenke sind nicht nur Gabe, immer sind sie auch Aufgabe für uns. Amen

19. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„EURE LENDEN SEIEN UMGÜRTET, UND BRENNENDE LAMPEN SEIEN IN EUREN HÄNDEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ermahnt uns zur Bereitschaft, zur Wachsamkeit und zur Treue in der Erfüllung unserer Pflichten, damit wir

im Gericht, das ebenso sicher wie plötzlich über einen jeden von uns hereinbrechen wird, bestehen können. Das Thema des Gerichtes, das der Hintergrund dieses Evangeliums ist, ist nicht sehr populär, und die Verkündigung der Kirche nimmt in einem falschen Entgegenkommen nicht selten Rücksicht darauf. Aber die Worte Jesu sind klar und unmissverständlich, und sie erlauben es nicht, dass man sich aus ihnen heraussucht, was einem gefällt. Es kommt die Stunde der Rechenschaft, sehr oft unangemeldet und ungelegen. Deshalb müssen wir immer bereit, wachsam und treu sein.

Das Evangelium entfaltet diesen Gedanken in einem Gleichnis in eingängigen Bildern. Die Jünger Jesu, also wir alle, sollen Knechten gleichen, die ihren von einer Hochzeit heimkehrenden Herrn zurückerwarten und gerüstet sein müssen, ihn sogleich zu empfangen und ihm zu Diensten zu sein. Ihre Lenden sollen umgürtet sein. Das heißt: Sie sollen ihr Gewand sofort aufschürzen können, wie das notwendig ist, damit man arbeiten kann. Die umgürteten Lenden sind also ein Zeichen der Bereitschaft. Brennende Lampen sollen sie in ihren Händen tragen. Diese sind ein Zeichen der Wachsamkeit. Wenn die Lampen gelöscht werden, begibt man sich zur Ruhe des Schlafes. Das Festmahl ist ein Bild für die Freude der Ewigkeit, ein Bild für den Lohn der Treue in der Erfüllung der Pflichten, den die guten Knechte empfangen werden. Sie dürfen nicht nur am Festmahl der Ewigkeit teilnehmen, sie werden gar bedient von dem, dem sie einst zu Diensten gewesen sind. Nun bedienen nicht sie ihn, sondern er bedient sie - ein Ausdruck für den überreichen Lohn der Treue. Weil der Zeitpunkt für das Kommen des Hausherrn ungewiss ist, deshalb müssen die Knechte immer bereit sein, dürfen sie nicht schlafen, dürfen sie sich nicht in Sicherheit wiegen, müssen sie bereit und wachsam sein. Deshalb müssen Bereitschaft und Wachsamkeit die entscheidenden Tugenden der wartenden Jünger sein.

Ungewiss ist der Zeitpunkt für das Kommen des Herrn, das heißt: Ungewiss ist unser Ende. Es kommt wie ein „Dieb in der Nacht“ (vgl. Mt 24, 43; Lk 12, 39), unerwartet, unverhofft. Das kann in jedem Augenblick unseres Lebens geschehen. Deshalb müssen Bereitschaft und Wachsamkeit uns dazu führen, dass wir in Treue den Willen Gottes erfüllen. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, die Stunde der Rechenschaft kommt. Das gilt für jeden Menschen, auch wenn er davor die Augen verschließt und verantwortungslos in den Tag hinein lebt.

Immer näher kommt das ungewisse Ende an uns heran, mit jedem Tag und mit jeder Stunde. Das braucht uns nicht ängstlich zu machen, wohl aber sollte es uns in heilsame Unruhe versetzen. Angst ist deshalb nicht angemessen, weil wir ja wissen, was wir zu tun haben und weil wir ja bestehen können, wenn wir immer bereit und wachsam sind, wenn wir in beständiger Treue unsere Aufgaben vor Gott erfüllen. Viele machen das nicht, sie überhören die Mahnung zur Bereitschaft und Wachsamkeit und kümmern sich nicht oder nur wenig um Gott und die Ewigkeit. Sie haben den Glauben verloren oder nie gehabt oder nur ganz schwach und ohne Konturen. Oder sie berufen sich auf die anderen, die auch gedankenlos in den Tag hinein leben. Der Nachahmungstrieb ist stark in uns. Beispiele bestimmen unser Handeln weit mehr, als wir oft denken. Wir können nicht ihre Richter sein, weil wir nicht das Maß ihrer Einsicht kennen. Ohne Einsicht und ohne Wollen gibt es keine Verfehlung vor Gott. Für das, was wir nicht gewusst und gewollt haben, werden wir nicht zur Rechenschaft gezogen. Aber wir wissen manches, wollen es aber nicht wissen. Und zuweilen reden wir uns ein, wir hätten etwas nicht gewollt, haben es in Wirklichkeit aber sehr wohl gewollt.

Auf jeden Fall tun wir gut daran, dass wir immerfort das Ziel unseres Lebens im Auge behalten und es auch denen nahe legen, die nicht daran den-

ken oder nicht daran denken wollen. Dann werden wir bewusster unsere Tage durchleben, mit einem lebendigen und wachen Geist, immer bereit, das Gute zu tun, den Willen Gottes zu erfüllen, in Treue gegenüber unseren Aufgaben. Das ist etwas anderes, als dem Zeitgeist hinterherlaufen und sich den ungläubigen oder halbgläubigen Zeitgenossen anbiedern. Der Christ ist eigenständig in seinem Denken und in seinem Handeln. Das vergessen zuweilen gar die Verantwortlichen in der Kirche, wenn sie den Glauben frisieren und an der Erwartung der Menschen ausrichten.

Wenn Wachsamkeit, Bereitschaft und verantwortungsbewusste Treue heute immer seltener werdende Tugenden sind - ein unbestreitbares Faktum -, so hängt das letztlich zusammen mit dem schwindenden Glauben an den Gott der Offenbarung, an das Gericht und an die Ewigkeit und mit der Gedankenlosigkeit vieler, bedingt durch die immer zahlreicher werdenden Möglichkeiten, sich zu zerstreuen.

Die Knechte haben keinen Grund mehr zu wachen, wenn sie zu wissen meinen, dass der Hausherr nie mehr heimkommt oder wenn seine Wiederkunft sich als Irrtum herausgestellt hat. Wer strengt sich noch an, wenn am Ende alles gleich ist, wenn alles ins Nichts versinkt, aus dem es hervorgegangen ist? Damit bringen wir uns aber nicht nur um unsere Ewigkeit, auch unser irdisches Leben wird dadurch immer ungemütlicher. Denn ohne Religion bricht schließlich auch die Moral zusammen. Das erleben wir heute alle Tage, es sei denn, dass wir diese Gesetzmäßigkeit, den Zusammenhang von Religion und Moral, nicht wahrhaben wollen. Immer wieder hat Papst Benedikt XVI. an diesen Zusammenhang erinnert, sich damit allerdings viele Feinde gemacht.

Wenn wir nicht sehen wollen, entgeht uns vieles. Das ist sicher. Aber dann sind wir nicht schuldlos.

Wenn wir uns gegen die Wahrheit stellen, stellen wir uns gegen Gott. Allein, die Wahrheit rettet uns. Bereitschaft, Wachsamkeit und Treue in der Erfüllung der Aufgaben vor Gott, das sind die entscheidenden Säulen des christlichen Lebens. Davon spricht nicht nur das heutige Evangelium, davon spricht das Neue Testament an beinahe unzähligen Stellen. Nur wenn wir in Bereitschaft, Wachsamkeit und Treue auf Christus warten, können wir im Gericht Gottes bestehen, das über uns kommen wird wie „ein Dieb in der Nacht“ (Mt 24, 43; Lk 12, 39). Amen.

20. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ MIT AUSDAUER WOLLEN WIR IN DEM VOR UNS LIEGENDEN WETTKAMPF LAUFEN“

Vom Glauben ist die Rede in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, vom Glauben, der sich in der Hoffnung bewährt, in dem wir gestützt werden durch jene, die vor uns den Weg des Glaubens gingen und die ihn mit uns gehen. Sodann ist da die Rede von dem Kampf gegen die Sünde und von der Ausdauer in ihm. Unser Glaubensweg wird als Wettlauf bezeichnet. - Auch an anderer Stelle finden wir diesen Vergleich im Neuen Testament. Er ist konstitutiv.

Die Lesung wendet sich vor allem gegen einen Glauben, der müde ist und ohne Begeisterung. Sie stellt sich damit gegen jene, die ein sanftes, ein halbes und inkonsequentes Christentum vertreten. Das ist eigentlich das Thema des ganzen Hebräerbriefes - ihm sind die Verse unserer Lesung entnommen -, er ist eine einzige Mahnung, angesichts der äußeren und inneren Anfechtungen das Glaubensgut und die Glaubenskraft zu bewahren und zu mehren.

Vor einiger Zeit schrieb mir ein selbstbewusster Christ, Vertreter eines Allerweltschristentums, wie es heute weit verbreitet ist - er bezog sich darauf, dass ich über den Ernst des Daseins geschrieben hätte - : „Die allermeisten Menschen sind ... keine Massenmörder und haben infolgedessen eine ‚ewige Verdammnis' nicht zu fürchten; allenfalls das Fegfeuer, aber so schlimm wird das schon nicht sein, wenn man danach für alle Ewigkeit in den Himmel kommt". Dabei mokierte er sich darüber, dass immer noch einige das Bußsakrament empfingen. Er meinte, das sei doch völlig überflüssig angesichts dieser günstigen Prognose für das Jenseits.

In diesem Verständnis wird das Christenleben nicht mehr als ein mühevoller Weg erkannt. Da werden so viele faule Kompromisse gemacht, dass es eigentlich nur noch einem bequemen Abendspaziergang gleicht. In unserer Lesung wird das Christenleben hingegen mit einem Wettkampf verglichen. Nicht anders sagt es der heilige Paulus im 1. Korintherbrief, wenn er da schreibt: „Wisst ihr nicht, dass die Läufer in der Rennbahn zwar alle laufen, aber nur einer erhält den Siegespreis? Lauft so, dass ihr ihn erhaltet" (9, 24). Das Bild vom Wettkampf kommt auch im Galaterbrief vor (2, 2) und im Philipperbrief gleich zweimal (2, 16; 3,13 f), und auch im 2. Timotheusbrief (4, 7) kommt es vor. Der Sportler braucht Ausdauer, und er muss Opfer bringen und Härte gegen sich walten lassen. Er weiß, dass ihm der Sieg nicht in den Schoß fällt.

In den Pastoralbriefen des Neuen Testamentes ist wiederholt die Rede von dem guten Kampf, den wir kämpfen müssen, um das ewige Leben zu erwerben. Und im Alten Testament heißt es im Buch Hiob: „Ein Kriegsdienst ist unser Leben" (7, 1). Dieser Satz wird mehr als einmal im Neuen Testament zitiert. Unsere Lesung betont, dass die Heiligen uns Vorbilder sind in unserem „guten Kampf". Ausführlicher noch ist von der Vorbildlichkeit der Heiligen die Rede im 11. Kapitel des Hebräerbriefes.

Die Heiligenverehrung ist ein kostbarer Schatz der Kirche, der gerade in unserer Zeit gar nicht genügend ausgeschöpft wird, vielfach wohl aus Rücksicht auf die Ökumene, auf eine falsche Ökumene.

Die Heiligen sind unsere Vorbilder, unser entscheidendes Vorbild aber, so sagt es unsere Lesung, ist Christus, sofern er seiner Gottheit nach ein Schauender, seiner Menschheit nach jedoch ein Glaubender gewesen ist. Er hat die „Schande des Kreuzestodes“ getragen, der „grausamsten und verabscheuenswertesten Todesstrafe“ (Cicero, † 43 v. Chr.) in alter Zeit. Dabei hat er das Schreckliche im Glauben an den kommenden Triumph durchgestanden. Der Entsagung und der Verdemütigung folgten bei ihm die Erhöhung und die Verherrlichung. Wenn wir auf ihn schauen, werden wir zu großen Opfern bereit sein und nicht so leicht erlahmen in unserem Eifer. „Bis aufs Blut“, so heißt es hier, müsst ihr widerstehen „im Kampf gegen die Sünde“.

Kürzlich erklärte der Heilige Vater in einer Predigt, wir dürften nicht der Versuchung nachgeben, auf oberflächliche Weise Menschen und Christen zu sein. Das ist eine wohl begründete Mahnung.

Unser christliches Leben ist einbezogen in den beständigen Kampf zwischen Christus und dem Geist der Welt, zwischen Gott und dem Widersacher Gottes. Der Epheserbrief erinnert uns daran, dass wir nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern „mit den Mächten, Gewalten und Herrschern der Finsternis und den Geistern der Bosheit im Bereich des Unsichtbaren“. Dafür brauchen wir, so heißt es da, „die Waffenrüstung Gottes“ (Eph 6, 12 f).

In der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen († 1471) werden wir ermahnt, „mit glühendem Eifer dem Guten nachzustreben“ (I, 25, 4). Das

entspricht ganz dem Jesus-Wort unseres Evangeliums: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen“. Wem viele Gnaden gegeben worden sind, von dem wird mehr verlangt als von jenem, der weniger Gnaden erhalten hat.

Wenn der selige John Henry Newman († 1890) als fünfundvierzigjähriger gefeierter anglikanischer Theologe zur katholischen Kirche übertrat, nunmehr mittellos und von allen Seiten angefeindet, so war das für ihn eine Frage des Heils. Er sagt das ausdrücklich. Für ihn war es klar, dass er, wenn er seinem Gewissen nicht folgen werde, das ewige Heil verlieren würde. Nur wer der Wahrheit dient, findet das ewige Heil. Wer sich gegen die Wahrheit stellt, der stellt sich gegen Gott. So war es auch bei Thomas Morus im Jahre 1535, als er um des Zeugnisses für die Unauflöslichkeit der Ehe und für den Primat des römischen Bischofs willen einen grausamen Tod auf sich nahm. Im Grunde war es bei dem Großteil der Märtyrer so, sofern sie, wenn sie der erkannten Wahrheit abgeschworen hätten, ihr irdisches Leben hätten retten können, das ewige Leben jedoch verloren hätten. Die Sorge um das ewige Heil war bei allen Heiligen der entscheidende Impuls. Sie wussten, in ihrem Streben nach der Heiligkeit ging es um Leben und Tod, nicht um mehr oder weniger Fegfeuer. Und sie wussten, dass Gott von ihnen angesichts der vielen Gnaden, die er ihnen geschenkt hatte, mehr forderte als von den anderen.

Daran erinnert Papst Johannes Paul II. († 2005) in seinem Apostolischen Schreiben „Versöhnung und Buße“, wenn er feststellt: „Jenseits der geheimnisvollen Pforten des Todes zeichnet sich eine Ewigkeit der Freude in der Gemeinschaft mit Gott oder der Strafe in der Ferne von ihm ab“. Und er fügt hinzu: „Nur in dieser eschatologischen Sicht kann man das richtige Maß für die Sünde erhalten und sich entschieden zu Buße und Versöhnung angetrieben fühlen“ (1984, Nr. 26). In der „Nachfolge Christi“ heißt es:

„Du kannst wirklich nicht beide Freuden haben, hier in der Welt dich ergötzen und später mit Christus herrschen“ (I, 24, 5).

Der Glaube vieler ist heute geprägt von einem billigen Heilsoptimismus, der in keiner Weise schriftgemäß ist und ganz und gar dem Glauben der Kirche widerspricht. Von ihm scheint auch die Opposition gegen die Veränderung der Wandlungsworte, die Papst Benedikt angeordnet hat, getragen zu sein, wenn man einmal absieht von der unkirchlichen Abneigung gegenüber dem Papst in diesen Kreisen und von der grundsätzlichen Willkür in Fragen des Glaubens, wie sie uns hier begegnet.

Wir beten im 1. Hochgebet der heiligen Messe „rette uns vor dem ewigen Verderben“, im Lateinischen heißt es prägnanter „bewahre uns vor der ewigen Verdammnis“.

Viele sind taub geworden für die Stimme Christi. Oberflächlich ist oft die Verkündigung, und oberflächlich ist in der Regel der Religionsunterricht, von Katechese kann man da schon lange nicht mehr sprechen. Wenn die organisierten Atheisten ihn als ordentliches Lehrfach an den öffentlichen Schulen abschaffen möchten, braucht man nicht darüber zu weinen. Weil die Verkündigung und der Religionsunterricht heute so dürftig sind, darum fehlt heute auch weithin das Sensorium für das Bußsakrament, das Papst Johannes Paul II. in dem erwähnten Apostolischen Schreiben als „Gericht der Barmherzigkeit“ bezeichnet. Treffend nennt er da den Beichtstuhl einen „privilegierten und gesegneten Ort“, einen „Ort geistlicher Heilung“, ohne den es keine Erneuerung der Kirche geben kann (Nr. 31). Diese Erkenntnis ist nicht nur einem Großteil der Gläubigen abhanden gekommen. Darum ist unser Christentum so oberflächlich, und darum wächst die Unmoral ins Unermessliche und mit ihr die geistige Verblendung, die uns schon heute vielfach chaotische Zustände beschert. Es ist einfach ein Faktum: Die wirk-

liche Größe und Tiefe des christlichen Glaubens wird nur noch von wenigen gelebt, und sie wird nur noch selten verkündigt. Dem oberflächlichen Christsein entspricht die oberflächliche Verkündigung.

In der „Nachfolge Christi“ heißt es: „Lebe jetzt in Sorge um deine Sünden und beweine sie, dann wirst du am Tage des Gerichtes sicher zu den Seligen gehören“ (I, 24, 4). Und: „Lebe immer in der festen Hoffnung, die Palme zu erringen, lass dich aber nicht in falsche Sicherheit einwiegen, sonst erliegst du der Trägheit oder dem Stolz“ (I, 25, 1). „Wer nämlich Gott aus ganzem Herzen liebt, fürchtet weder Tod noch Strafe, weder Gericht noch Hölle, weil die vollkommene Liebe ihn sicher zu Gott führt. Wer aber immer noch Freude an der Sünde hat, kein Wunder, dass der den Tod und das Gericht fürchtet“ (I, 24, 5). Das heißt: Er hat allen Grund, den Tod und das Gericht zu fürchten. Das ist eine andere Sprache. Wenn wir Christus wirklich suchen, vermag uns nichts von seiner Liebe zu trennen. So sagt es der heilige Paulus im Römerbrief (8, 38 f).

Zwei Gedanken enthält die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags, der wir uns zugewandt haben: Der Christ erlangt das ewige Leben nur dann, wenn er sich anstrengt, das aber bedeutet, den Heiligen und vor allem Christus nachzueifern, der durch Kreuz und Leid in seine Herrlichkeit eingegangen ist, der durch Entsagung und Verdemütigung zur Erhöhung und zur Verherrlichung gelangt ist. Auf unsere Identifikation mit dem leidenden Christus, darauf kommt es an. Der Glaube verlangt unseren ganzen Einsatz. Das ewige Heil, wir erlangen es, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben und wenn wir den guten Kampf kämpfen. Amen.

21. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„RINGET DARUM, DURCH DIE ENGE TÜR HINEINZUKOMMEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags pflegt man als eschatologische Mahnrede zu bezeichnen. Die Frage, die hier an Jesus gerichtet wird, wurde zur Zeit Jesu auch im zeitgenössischen Judentum immer wieder gestellt. Die einen meinten, die Zahl der Geretteten umfasse ganz Israel und nur einige besonders schwere Sünder seien ausgeschlossen, die anderen beantworteten diese Frage eher pessimistisch. So lesen wir im 4. Esra-Buch, einer frommen Schrift des Judentums aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, „die zukünftige Welt“ werde „wenigen Erquickung bringen, vielen aber Pein“ (7, 47), und Gott habe diese Welt „um vieler willen erschaffen, die zukünftige aber für wenige“ (8, 1). Jesus gibt keine direkte Antwort auf diese Frage, nur indirekt antwortet er auf sie, indem er dazu aufruft, konsequent aus dem Glauben zu leben. Allein darum soll in den Augen Jesu der Mensch sich bemühen, alles andere ist Gottes Sache für ihn. - Auch in diesem Verhalten erweist Jesus sich als einzigartig im Vergleich mit den anderen Religionsstiftern: Er befriedigt nicht die Neugier der Menschen, sein Interesse ist ausschließlich religiöser Natur und vor allem ganz auf die Sache ausgerichtet, die er vertritt.

Wie schwierig es ist, in das Himmelreich zu gelangen, bringt er in unserem Evangelium durch das Bild von der engen Tür zum Ausdruck, das uns auch im Matthäus-Evangelium begegnet (7, 13 f). Viele werden sich vergeblich bemühen hineinzukommen, so stellt er fest, dann aber ist es zu spät, denn jetzt ist die Zeit der Entscheidung. Das Bild von der engen Tür, durch die man nur schwer hindurchkommt, wenn überhaupt, wird im weiteren Verlauf des Evangeliums abgelöst durch das Bild von der verschlossenen Tür, die den Eintritt unmöglich macht. Das ewige Leben wird hier durch das Bild eines Festsaals veranschaulicht, in dem gefeiert wird. Die Tür ist verschlossen, und der Hausherr, Christus, ist unerbittlich, er lässt sich nicht

durch das Drängen und Bitten der draußen Stehenden bewegen, die Tür noch einmal zu öffnen. Dabei macht er deutlich, dass die äußere Bekanntschaft nicht zählt für ihn, sondern allein die wirkliche Jüngerschaft, die Nachfolge oder die treue Erfüllung des Willens Gottes. Wenn da von Heulen und Zähneknirschen die Rede ist, so ist das als Ausdruck der Reue zu verstehen, welche die Ausgeschlossenen beim Anblick der zum Festmahl Geladenen empfinden, sowie als Ausdruck ihrer ohnmächtigen Wut angesichts dessen, dass sie nicht in den Festsaal hineinkommen.

Über dreißig Mal warnt Jesus in den Evangelien den unbußfertigen Sünder vor der Hölle. Viel öfter, als diese Mahnung im ganzen Alten Testament ausgesprochen wird. Sie wird heute durch eine Mehrheit der Verkünder in der Kirche nicht mehr beachtet, so wenig wie die Mahnung zur Umkehr.

Eine Firmkatechetin sagte in einer Firmgruppe, Hölle und Fegfeuer, das seien Begriffe des Mittelalters, die ein aufgeklärter moderner Mensch nicht mehr gebrauchen könne. Diese Begriffe seien mit dem Glauben nicht zu vereinbaren, denn Gott sei der uns Liebende, nicht der Strafende. Früher hätten die Pfarrer immer nur Angst gemacht mit ihrer Rede von der Hölle und vom Fegfeuer.

Dass Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft, das ist indessen eine elementare Wahrheit des Glaubens, verbürgt im Alten wie auch im Neuen Testament, nicht anders als die Tatsache, dass das ewige Leben bei Gott dem nicht zuteil wird, der Gott und seinen heiligen Willen nicht beachtet in seinem irdischen Leben oder der gar behauptet, es gebe weder Gott noch das ewige Leben. Im Übrigen gilt: Wenn Gott nicht straft, dann belohnt er auch nicht. Wo immer die Meinung vertreten wird, Gott strafe nicht, da wird auch Gott im Grunde nicht mehr ernst genommen. Der Atheist Vol-

taire († 1778) spottet darüber, wenn er feststellt: „Dieu me pardonnera, c'est son métier".

Die Leugnung der Hölle ist Gefälligkeitsverkündigung, die vom Zeitgeist bestimmt ist. In ihr geht es nicht mehr um die Offenbarung Gottes und um den Glauben der Kirche. Allein, nicht wenige Theologen leugnen die Hölle heute in blasiertem Hochmut, und nicht wenige Priester folgen ihrem Beispiel, weil sie an dem vermeintlichen Glanz der Wissenschaft teilnehmen wollen. Andere schwächen die Behauptung, es gebe keine Hölle, ab, indem sie erklären, die Hölle habe für sie keine Bedeutung oder keine große Bedeutung mehr oder sie sei leer. Zuweilen erklärt man auch, vielleicht gar mit hinterhältigem Grinsen, das Evangelium sei eine Frohbotschaft, nicht eine Drohbotschaft.

Der frühere Ratsvorsitzende der EKD Wolfgang Huber erklärt in einer Talkshow, „die Kritik der Höllenforschung" sei eine der Stärken der modernen Theologen. In der gleichen Sendung, an der auch der notorische Gottesleugner, der Evolutionsbiologe Richard Dawkins teilnahm, stellt der einstmals angehende Jesuit und CDU-Politiker Heiner Geissler, der sich immer wieder einmal für die so genannte Kirche von unten einsetzt, fest, die Hölle sei „unvereinbar mit der Existenz eines gütigen Gottes". So berichtet die Welt am 16. November 2007. Kritisch äußert sich der Berichterstatter (Alan Posener) in diesem Artikel über den Beitrag Geisslers und der zwei anderen Theologen, des früheren Ratsvorsitzenden und des Hamburger Weihbischofs Jaschke, und nennt sie „weich gespülte westeuropäische Theologen". Zu Recht. Er erklärt, diese Herren seien ein Beweis dafür, wie sehr die christliche Religion heute in Deutschland einerseits zur reinen Lebensphilosophie, andererseits zur Magd der Politik verkommen sei. Man könnte noch ergänzen: Und zu subjektiver Beliebigkeit.

Immer wieder hören und lesen wir heute, die Liebe und die Barmherzigkeit Gottes seien so groß, dass sie selbst den Höllenstrafen ein Ende setzen würden. Der Glaube der Kirche ist indessen ein anderer. Im Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche heißt es: Die Todsünde „zerstört in uns die Liebe, beraubt uns der heiligmachenden Gnade und führt uns zum ewigen Tod der Hölle, wenn wir nicht bereuen“ (Nr. 395). Das sagt uns aber im Grunde auch schon die Vernunft: Menschen, die im Hass oder in Gleichgültigkeit gegenüber Gott und gegenüber den Mitmenschen verharren und sich von der Liebe zu Gott losgesagt haben und nicht zu ihr zurückkehren, ist der Eintritt in den Himmel endgültig verbaut. Es wäre widersinnig, wenn Gott darüber hinweggehen würde.

Die Todsünde „zerstört in uns die Liebe, beraubt uns der heiligmachenden Gnade und führt uns zum ewigen Tod der Hölle, wenn wir nicht bereuen“ (Nr. 395), eine solche Wahrheit passt nicht in die moderne Spaßgesellschaft, in der sich die Gottlosen oft mit Spott und Hohn über die Kirche und über alles Heilige belustigen, was heute freilich nicht selten gar auch innerhalb der Kirche geschieht.

Papst Pius XII. († 1958) erklärt am 23. März 1949 in einer Ansprache an die Pfarrer und Fastenprediger der Stadt Rom, neun Jahre vor seinem Tod: „Zwar ist die Sehnsucht nach dem Himmel ein an sich vollkommeneres Motiv als die Furcht vor der ewigen Strafe, doch daraus folgt nicht, dass sie für alle Menschen auch das wirksamste Motiv ist, um sie von der Sünde fernzuhalten und sie zu Gott zu bekehren“

(http://www.vatican.va/holy_father/pius_xii/speeches/1949/documents/hf_pxii_spe_19490323_quaresimalisti_it.html : „È vero che il desiderio del cielo è un motivo in se stesso più perfetto che non il timore delle pene eterne; ma da ciò non consegue che esso sia per tutti gli uomini anche motivo più efficace per tenerli lontani dal peccato e convertirli a Dio“).

Oftmals spricht Jesus von der Hölle, von der „Gehenna“ und dem nie erlöschenden Feuer (Mk 9, 43 - 48), die denen vorbehalten ist, die sich bis zum Lebensende weigern, zu glauben und sich zu bekehren, was zur Folge hat, dass die Seele und der Leib ins Verderben gestürzt werden (Mt 10, 28). Darum erklärt er in der Bergpredigt: „Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen reizt, so reiß es aus und wirf es von dir. Denn besser ist es für dich, dass eines deiner Glieder verloren gehe, als dass dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird“ (Mt 5, 29).

Schwester Lucia, die im Jahre 2005 hoch betagt verstorbene Seherin von Fatima, schreibt einige Jahre vor ihrem Tod: „In der Welt fehlt es nicht an Ungläubigen, die diese Wahrheiten (die eschatologischen Wahrheiten) leugnen, aber diese existieren trotz der Tatsache, dass sie geleugnet werden, weiter; und ihr Unglaube befreit die Leute nicht von den Qualen der Hölle, wenn ihr sündiges Leben sie dorthin führt“. Die Kinder von Fatima hatten ein Vision von der Hölle. Schwester Lucia schreibt weiter: Die Botschaft von Fatima „ermahnt uns, uns nicht von den Irrlehren der Ungläubigen täuschen zu lassen, die diese Wahrheiten leugnen, und von den Irregeführten, die sie verdrehen“
(http://www.clairval.com/lettres/de/2006/07/26/1260706.htm).

Wenn wir uns bemühen, aus dem Glauben zu leben und ein Gott wohlgefälliges Leben in der Nachfolge Christi zu führen „nach bestem Wissen und Gewissen“, dann brauchen wir uns vor der Hölle nicht zu ängstigen, dann schenkt Gott uns nach dem vergänglichen Leben in dieser Welt die unvergängliche Freude des Himmels. Dabei müssen wir bedenken, dass der Himmel in seiner Existenz und in seiner Wirklichkeit nicht weniger geheimnisvoll ist als die Hölle und dass es, wenn es die Hölle nicht gibt, auch den Himmel nicht gibt.

Von der Freude des Himmels sagt der heilige Augustinus († 430): „Vacabimus et videbimus“. Das heißt: „Wir werden frei sein von allem, was uns beengt, und wir werden (die ewige Schönheit) schauen (unaufhörlich)“ (De civitate Dei 22, 30). Mit anderen Worten, der Himmel ist ewiger Urlaub, ungetrübtes Glück, vollkommene Harmonie und vollendeter Friede. In ihm ist alle Spannung, alle Anspannung vorüber. In ihm gibt es keine Gegensätze mehr und keine Langeweile, in ihm ruhen wir in Gott in letzter Glückseligkeit. Die ideale Liebesehe mag vielleicht eine Ahnung vermitteln von dem Leben in der Gemeinschaft der Heiligen, in trauter Verbundenheit mit Maria und den vielen Heiligen, die wir schon auf Erden gekannt und geliebt haben und die uns vorausgegangen sind in die Ewigkeit. Alles Schöne, das wir auf Erden erleben, alles Glück, das uns auf Erden zuteil wird, wird da noch übertroffen. Und während das irdische Glück vergänglich ist, ist die Glückseligkeit des Himmels unvergänglich.

Es gibt zwei Tore zur Ewigkeit. Jeder entscheidet durch sein Leben, durch welches er einst gehen wird. Der Ausgang unserer individuellen Geschichte wie auch der Ausgang der Weltgeschichte ist ein doppelter. Der Dichter Dante († 1321) erinnert uns in seiner „Göttlichen Komödie“ daran, dass es hier darum geht, dass wir die erste Liebe bewahren und immer wieder erneuern. Wenn wir nicht tun, was Gott gefällt, wenn wir uns und die Welt mehr lieben als ihn, dann wird die Pforte zum ewigen Leben zu eng sein für uns, dann werden wir einmal vor der verschlossenen Tür stehen (vgl. Josef Schmid, Das Evangelium nach Lukas, Regensburger Neues Testament, Bd. 3, Regensburg ^{3}1955, 237 - 239). Amen.

22. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DER IST WAHRHAFTIG WEISE, DER ZUHÖREN KANN“

Der letzte Vers der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags, „der ist wahrhaft weise, der zuhören kann“, ist markant. Weise ist im Verständnis des Alten Testamentes der, der weiß, worauf es ankommt, vor allem der, der das rechte Verhältnis zu Gott und zu den Menschen hat. Das Weisesein aber setzt das Hören voraus. „Wer lernen will, muss hören“, schreibt der griechische Philosoph Aristoteles († 322) in seiner Metaphysik. Der Stolze will reden, der Demütige aber kann hören. Das Thema der Demut verbindet die (erste) Lesung des heutigen Sonntags mit dem Evangelium.

Das Zuhören, das eine gewisse Demut zur Voraussetzung hat, fällt uns schwer heute, so schwer wie die Übung der Tugend der Demut. Wie viel wird heute geredet? Wie viele Worte werden heute gemacht? Und wie wenige hören dabei wirklich zu? Allzu viele wissen heute unendlich mehr als sie wissen. Was man heute so anspruchsvoll als Dialog bezeichnet, ist in sehr vielen Fällen ein Monolog. Denn zum Dialog gehört nicht nur das Reden, sondern in gleichem Maße auch das Hören. Im Reden kann der Mensch sich selber darstellen, und das geschieht heute extensiv, im Hören aber muss er sich bescheiden. Und wer will das schon? Jeder will sagen, was er meint, niemand will hören, was der andere meint. Aber alles Reden wird sinnlos ohne das Hören. Das vergessen wir allzu oft, wenn wir gleichzeitig und gegeneinander reden, wie es immer wieder geschieht. Durch Reden und Hören entsteht Gemeinschaft. Wo man nicht mehr zuhört und nicht mehr zuhören kann, da ist es um jede Gemeinschaft geschehen. Tatsächlich ist die Vereinzelung der Menschen heute zu einem bedrängenden Problem geworden. Viele sind heute einsam, in der Ehe, in der Familie, im Beruf und in der Freizeit. Sie sind mit anderen zusammen und sind doch isoliert. Daraus aber geht viel Leid hervor. Der Mensch ist von seiner Natur her auf die Mitmenschen hin angelegt. Wo man nicht mehr spricht und hört, da zerbricht jede Gemeinschaft. Alle Probleme in der Familie, aber

auch in Staat und Kirche würden sich leichter lösen, wenn man mehr aufeinander hörte.

Mit dem Hören hängt aufs Engste das Gehorchen zusammen. Horchen ist intensives Hören, und Gehorchen ist intensives Horchen, verstärktes Hören. Das Gehorchen ist indessen noch weit unpopulärer als das Hören, das Gehorchen, in dem wir uns in Freiheit unterwerfen. Wo niemand mehr gehorchen will, da bleibt nur noch das Chaos, da breitet sich die Anarchie aus. Wie will man etwa Kinder erziehen ohne die Einübung des Gehorsams?

An die Stelle von Gehorchen setzt man heute gern die ungebundene Freiheit, die Selbstbestimmung und die Selbstverwirklichung. Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, das sind Begriffe, die im Grunde alles andere sind als christlich, wenngleich sie immer wieder als solche angepriesen werden. Das Gleiche gilt von der ungebundenen Freiheit. In der ungebundenen Freiheit, in der Selbstbestimmung und der Selbstverwirklichung setzt sich die Ursünde fort, von der freilich nicht wenige Prediger heute sagen, dass es sie gar nicht gibt, dass sie nur ein Mythos sei.

Mit viel Pathos möchte man die ungebundene Freiheit heute auch in der Kirche etablieren, jene Freiheit, die man heute in der Welt beansprucht. So ist es kürzlich wieder geschehen auf der Diözesanversammlung, ausgerechnet in diesem unserem Gotteshaus, wenn man da unter frenetischem Beifall im persönlichen Leben der Menschen wie auch im Leben der Kirche säkulare Willkürfreiheit forderte, ohne Respekt vor der Schöpfungsordnung und vor der Offenbarung Gottes. Demnach soll jeder tun und lassen dürfen, was er will, was ja ohnehin schon geschieht. Da wird der Glaube der Kirche gleichsam auf den Kopf gestellt, da tritt der Mensch an die Stelle Gottes, da „schafft sich die Kirche selber ab“. Die christliche Freiheit hat den Gehorsam gegenüber Gott und seinen Geboten zur Voraussetzung.

Es ist bezeichnend, dass auf der besagten Diözesanversammlung nicht die Rede war von der Freiheit im kulturellen, im gesellschaftlichen, im politischen und im wirtschaftlichen Bereich, wo die Freiheit wirklich in Bedrängnis ist, wo man die Freiheit zwar behauptet, wo jedoch immer deutlicher totalitäre Tendenzen hervortreten, die dort die Willkürfreiheit, die man Jahrzehnte hindurch gepredigt und gefordert hat, ablösen. Da wurde nicht das angefochtene Elternrecht thematisiert, sondern die programmatische Sexualisierung des öffentlichen Lebens und der fragwürdige Schulsexualunterricht („Sexualkundeunterricht“) und die Gender-Ideologie, gemäß dem schon den Fünfjährigen „sexuelle Vielfalt“ beigebracht werden soll.

Man erkennt es nicht oder will es einfach nicht wahr haben, dass hier Ideologen Freiheit vortäuschen, dass hier der Geist des so genannten Neuen Zeitalters (New Age) am Werk ist, dass es hier wesentlich um die Ablösung des Christentums geht, von dem man sagt, dass es ohnehin im Neuen Zeitalter keine Bedeutung mehr haben werde.

Die Zerstörung der Sexualmoral und der Ehe und der Familie, die totale Sexualisierung unserer Welt ist da eine Strategie, mit der man den Untergang des Christentums beschleunigen und die Agonie des Christentums gewissermaßen abkürzen will.

Die Repression, die man dem Zeitalter der Fische unterstellt, also den bisherigen 2000 Jahren der Geschichte, die durch das Christentum geprägt waren, hier erhält sie ihren wahren Ort, hier entfaltet sie sich im Schutz der Politiker, einer großen Zahl von Politikern aus den verschiedenen Lagern, und der Medien zu einer Weltdiktatur. Stets sind Ideologen totalitär, und immer verbergen sie sich hinter der Lüge.

Die säkulare Freiheit ist verkappte Unfreiheit, oder als Willkürfreiheit führt sie notwendig in die Unfreiheit hinein. Wahre Freiheit gibt es nur auf dem Fundament der Offenbarung Gottes und des Glaubens der Kirche, alles andere ist Willkür und vorgetäuschte Freiheit. Die Kirche ist der Hort der wahren Freiheit, wenn sie sich nicht selber verleugnet.

Das Gebot der Stunde ist eine Kultur des Hörens. Es gilt, dass wir uns bemühen, ganz Ohr zu sein, selbstvergessen zu hören, wo immer uns Gedanken nahe gebracht werden sollen, umso mehr, je tiefer und bedeutungsschwerer diese Gedanken sind. Das Hören darf freilich nicht kritiklos geschehen, denn nicht immer ist es die Wahrheit, die uns verkündet wird. Aber bevor wir das prüfen, was wir gehört haben, müssen wir erst einmal hinhören. Es gilt, dass wir die geistige Hingabe üben im Hören. Vor allem sollten wir ganz hinhören, wo immer Gottes Wort an uns herangetragen wird, wenn es denn wirklich das Wort Gottes ist.

Der Stolze kann weder hören noch glauben. Die christliche Demut zeigt sich nicht nur im Hören, sondern auch im Gehorchen. Der christliche Glaube ist wesenhaft Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes und gegenüber dem Lehramt der Kirche. Der Maßstab unseres Lebens ist daher der gehorsame Jesus, dessen Speise es war, den Willen des Vaters im Himmel zu erfüllen (Joh 4, 34). Dieser ist für uns umsonst gestorben, wenn wir ihm nicht im Gehorsam des Glaubens sein Kreuz nachtragen. Dazu müssen wir uns in jeder Feier seines Todes, wie sie in der heiligen Messe geschieht, neu aufraffen. Die Voraussetzung dafür ist die Demut. Wie der Stolz uns immer ins Verderben führt, über kurz oder lang, so ist es stets die Demut, die uns zum Heil führt.

Nicht nur die Weisheit geht aus der Demut hervor, auch der christliche Glaube hat die Demut zur Voraussetzung. Allein, der Glaube ist ja schließlich identisch mit der Weisheit.

Der heilige Paulus schreibt: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10, 17), wir könnten hinzufügen: vom intensiven Hören. Er meint die gehorsame Unterwerfung unter das Wort Gottes, wie es in der Offenbarung Gottes gegeben ist und in der Kirche authentisch verkündet wird. Allein diese Unterwerfung erst vermittelt uns die wahre Freiheit. Amen.

23. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WENN EINER NICHT ALLEM ENTSAGT, KANN ER NICHT MEIN JÜNGER SEIN“

Wenn wir recht hingehört haben bei der Verlesung des Evangeliums, so ist uns vielleicht der fordernde Charakter der Worte Jesu zum Bewusstsein gekommen, die Ärgernis erregende Radikalität des Rabbi von Nazareth. Er spricht hier nicht nur zu seinen engsten Vertrauten, sondern zu allen. Von allen verlangt er die konsequente Nachfolge, und das bedeutet, dass sie allem entsagen. Nehmen wir andere Worte Jesu hinzu, so erkennen wir, dass wir hier im Einzelnen unterscheiden müssen zwischen der Nachfolge im engeren und der Nachfolge im weiteren Sinne. Das eine gilt für alle, das andere für einige. Im einen Fall geht es um das wörtliche Verständnis der Worte Jesu, im anderen um den Geist dieser Worte. Die einen sollen sich direkt und ausschließlich der Sache Christi und seiner Kirche widmen, im Priester- und Ordensstand, die anderen sollen diesen Dienst durch die weltlichen Aufgaben hindurch vollziehen, also indirekt und mittelbar. In jedem Fall sollen sie der Welt entsagen, die einen wie die anderen, also alle. In

der Nachfolge Christi im engeren Sinne tritt dann noch die Zeichenhaftigkeit zu dieser Entsagung hinzu, in der die Priester und die Ordensleute Christus ähnlich werden im Sinne der evangelischen Räte.

Der Geist der Nachfolge wird von allen gefordert, ihr Ausdruck aber hat eine je verschiedene Gestalt. Dieser Geist meint die uneingeschränkte Bindung an Christus und sein Wort und damit das innere Abrücken von allem, was diese Welt uns zu bieten hat, und den Widerstand gegen die Faszination der Welt. Für alle gilt: Die Religion muss den ersten Platz einnehmen in unserem Leben, Gott und sein Gebot müssen für einen jeden von uns im Mittelpunkt stehen.

Stellen wir uns im Blick auf das heutige Sonntagsevangelium zwei Fragen: Was beinhaltet die Nachfolge Christi im Einzelnen? Und was folgt aus ihr für uns?

Die christliche Religion ist eigentlich nicht eine Lehre, sondern ein Weg. In ihr geht es nicht um eine Weltanschauung und um eine Lebensanschauung, jedenfalls nicht zunächst. Zunächst geht es in der christlichen Religion um eine Person. Das wird deutlich in der Aufforderung Jesu, ihm nachzufolgen. Sie steht im Zentrum seiner Verkündigung. Nachfolgen kann ich einem Menschen nur dann, wenn ich in seiner Nähe bleibe, wenn ich mit ihm verbunden bin, räumlich oder in geistiger Weise.

Nachfolgen bedeutet hinterhergehen, den gleichen Weg gehen, den der geht, der vorausgeht. In diesem Sinne bedeutet nachfolgen nicht selber einen Weg suchen, sondern sich führen lassen. Sich führen lassen aber, das setzt Demut voraus und Verzicht auf Selbstbestimmung, auf das, worauf der moderne Mensch so sehr pocht.

Im Christentum geht es um die Nachfolge eines Menschen, der in der äußeren Gestalt ein Mensch war, in seinem innersten Wesen jedoch mehr gewesen ist als das. Über ihn und seinen Weg gibt es heute viele Meinungen, so viele Meinungen, wie es christliche Gemeinschaften gibt, und noch viel mehr. Wer er wirklich gewesen ist und was er wirklich gemeint hat, das sagt uns die Kirche, in der er fortlebt, die Kirche der Jahrhunderte, nicht unbedingt die Kirche, wie sie sich konkretisiert in einem Land oder in einer Diözese oder in einer Pfarrei oder in einer bestimmten Epoche ihrer Geschichte. Wer dieser wirklich gewesen ist und was er wirklich gemeint hat, das sagt uns seine Kirche, die Kirche der Jahrhunderte in ihrer Kontinuität. Und sie zeigt uns den rechten Weg der Nachfolge in ihrem Glauben und in ihrer Verkündigung.

Daher können wir Christus nur in rechter Weise nachfolgen, wenn wir auf die Kirche schauen und wenn wir mit ihr verbunden sind. In ihr ist er gegenwärtig und in ihren Sakramenten vermittelt er uns das Werk der Erlösung. Wer dem lebendigen Christus nachfolgt, der folgt auch dem in seiner Kirche fortlebenden Christus nach. Wer Christus liebt, der liebt auch seine Kirche, in der er fortlebt. Das klingt für viele wie Chinesisch, vor allem für nicht wenige, die sich als engagierte Christen verstehen, die jedoch von der Kirchendistanz und von der Kirchenkritik geradezu leben.

Der Weg Jesu ist vor allem bestimmt durch das Kreuz. Er geht einen Leidensweg im Gehorsam gegen den Vater und aus Liebe zu den Menschen. Er geht seinen Weg in Verkennung und Missachtung, aber in Geduld und Treue. Gehorsam und Liebe, Geduld und Treu! Die Klammer, die diese vier Tugenden zusammenfasst, ist die Selbstlosigkeit, die Hingabe an Gott.

Christus hat in seinem Erdenleben den Blick in letzter Konsequenz auf Gott und die Ewigkeit gerichtet. Darin erkennen wir das tiefste Geheimnis seiner

irdischen Existenz, sein gottmenschliches Leben. Gott, der himmlische Vater, das ist der eigentliche Inhalt seines menschlichen Lebens gewesen. Auch darin ist er die Norm für unser Leben, die ideale Norm. Wenn wir Christus nachfolgen, der zur Rechten des Vaters thront, nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat, in den Werken, in unserem Tun und Lassen, dann muss unser Blick konsequent auf die Ewigkeit gehen, dann muss unser Leben mit Christus in Gott verborgen sein, wie es der Kolosserbrief ausdrückt (3, 3).

Die Bindung an Christus und damit an Gott macht uns wirklich frei. Es ist heute viel von der Freiheit die Rede. Man denkt dabei an die äußere Freiheit, an die Freiheit von allen Bindungen. Kinder verlassen das Elternhaus, bevor es notwendig ist, Eheleute gehen auseinander, wenn es ihnen nicht mehr passt. Man will die Drogen liberalisieren und den Selbstmord legalisieren und lobt die sexuelle Befreiung. Hinter all dem steht eine indirekte Absage an die Nachfolge Christi und an Gott: Man will keine Gebote mehr erfüllen und will tun, was einem gerade in den Sinn kommt.

Es herrscht heute so etwas wie eine Religion der Gesetzlosigkeit. Sie entspricht dem Indifferentismus, in dem alles als gleich gültig angesehen wird. Dahinter steht eine Strategie, von der viele nicht wissen, die aber vielleicht ebenso viele nicht wahrhaben wollen. In der Religion der Gesetzlosigkeit lässt man sich nur von den wechselnden Launen bestimmen und meint, so den Gipfel der Freiheit erklommen zu haben. Dabei übersieht man, dass man immer tiefer in der Unfreiheit versinkt. Denn die Willkür ist ein Zerrbild der Freiheit. Und auch das übersieht man dabei, dass die Freiheit, derer man sich rühmt, in Wirklichkeit Manipulation ist, Manipulation durch verborgene Mächte.

Wir brauchen nicht einmal tiefer nachzudenken, um zu erkennen, dass heute unzählige Menschen von 1000 Mächten versklavt sind. Sie sind Sklaven ihrer Stimmungen und Gefühle, Sklaven der Mode, Sklaven des Fernsehens, Sklaven der Genussmittel, Sklaven der Anerkennung durch die Menschen und Sklaven des Besitzes. Diese ihre innere Unfreiheit führt sie auch in die äußere. Ihr folgt nämlich das Chaos, die Unordnung, die wiederum nach dem Diktator ruft, und solche Diktatoren bieten ihre Dienste auch immer wieder an, in großer Zahl, hinter der Maske der Menschenfreundlichkeit und mit dem Anspruch noch größerer Freiheit. Das sollte man vor allem auch bei den politischen Wahlen bedenken.

Zudem: Haltlose Menschen lassen sich leichter lenken. Tatsächlich nehmen die Zwänge in unserer Gesellschaft überhand. Vor allem dominieren die Meinungsmacher in ihr. Entscheidend ist dabei die Suggestion der Modernität. Was dabei modern ist, das definieren wenige, in der Regel solche, die die Religion, speziell das Christentum, schon lange hinter sich gelassen haben.

Die freiwillige Bindung an Christus und seine Kirche macht uns wahrhaft frei, und sie ist der entscheidende Weg zum Glück, wenn wir darin konsequent sind. Wer seine Hoffnung auf die Ewigkeit setzt und sich innerlich entfernt von den Gütern dieser Welt, wer sich von ihnen auch nur ein wenig distanziert, der kann im Grunde nichts mehr verlieren, denn Gott und die Ewigkeit können nur dem genommen werden, der es selber will.

Die Nachfolge Christi meint das innere Abrücken von dieser Welt und ihren Gütern, die Bindung an Christus und seine Kirche und die Nachahmung Christi in seinem Gehorsam und in seiner Liebe, in seiner Geduld und in seiner Treue, die Nachahmung Christi auch in seiner Kirche, in der er fortlebt. Unser erster Blick gehört Gott und der Ewigkeit. Unser Christentum

ist wertlos, wenn wir uns nicht in diesem Sinne um die konsequente Nachfolge bemühen. Zwischen der Nachfolge und der Verweigerung dieser Nachfolge gibt es kein Mittleres. Die Nachfolge Christi schenkt uns nicht nur das ewige Leben, sie schenkt uns auch die innere Freiheit. Schließlich macht uns die rückhaltlose Bindung an Christus und an Gott unüberwindlich. Das ist eigentlich gemeint mit dem bekannten Wort aus dem 1. Johannesbrief, das prägend ist für die österliche Liturgie: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1 Joh 5, 4). Amen.

24. SONNTAG IM JARHESKREIS

„CHRISTUS IST IN UNSERE WELT GEKOMMEN, UM DIE SÜNDER ZU RETTEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags handelt von der Freude des Himmels, von der Freude Gottes, über die Bekehrung der Sünder. Das geschieht da in zwei Gleichnissen. Die Kehrseite dieser Freude ist die Trauer Gottes, die Trauer des Himmels, über die Sünden der Menschen. Gott geht dem Sünder nach, wie der Hirt dem verlorenen Schaf nachgeht und wie die Frau der verlorenen Münze nachgeht. In der Haltung Gottes zum Sünder kommt seine Liebe zum Ausdruck und seine Barmherzigkeit.

Wenn wir die beiden Gleichnisse nachdenklich vernehmen, wird uns klar, dass Gott zwar dem Sünder nachgeht, dass dieser sich jedoch von Gott finden lassen muss. Denn der Sünder ist nicht ein totes Geldstück oder ein Wesen ohne Einsicht, wie ein Schaf. Der Sünder geht verloren, weil er es will - sonst geht er nicht verloren -, und er kann nur gefunden werden, wenn er sich finden lässt.

Das Evangelium des heutigen Sonntags richtet von daher unseren Blick zum einen auf die Barmherzigkeit Gottes und zum anderen auf die Umkehr des Menschen, auf die Bekehrung des Sünders. Von dem einen ist in der Verkündigung der Kirche heute mehr die Rede als von dem anderen. Aber wenn das andere, die Bekehrung, heute unter den Tisch fällt, wird auch das eine, die Barmherzigkeit Gottes, morgen keine Bedeutung mehr haben. Das müssen wir uns klar machen.

Gott freut sich über die Bekehrung des Sünders, weil er die Sünde verabscheut, weil sie ihn gleichsam traurig macht. Und er ist immer bereit, dem reumütigen Sünder zu verzeihen. Keine Sünde ist so groß, dass sie nicht verziehen werden kann. Die Barmherzigkeit ist eine grundlegende Eigenschaft Gottes. Gott hat ein Herz für uns, was wir in der Welt, in der wir leben, oft vergeblich suchen bei den Menschen. Jesus hat uns gelehrt, Gott unseren Vater zu nennen. Von daher können wir sagen: Gott hat Mitleid mit uns, Gott leidet mit uns. Das Erbarmen geht immer aus dem Mitleid hervor, aus dem Mitleiden. Gott leidet mit uns, wenn wir uns in die Scheinfreiheit der Sünde begeben und damit ins Unglück laufen, wenn wir ihn verlassen in der irrigen Meinung, damit das Glück zu finden. Gott könnte das verhindern, dass wir ins Unglück laufen, selbstverständlich, aber er respektiert unsere Mündigkeit, unsere Freiheit, er hat sie uns selber gegeben. Er lässt uns fortziehen in die Dunkelheit, in die vermeintliche Freiheit, aber er hat ein Herz für uns, und er leidet mit uns, wenn wir unsere Freiheit missbrauchen. Das müssen wir freilich richtig verstehen. Gott leidet mit uns, das ist eine bildhafte Rede. Gott ist nicht ein Mensch.

Gott liebt die Menschen mit unbeschreiblicher Liebe, aber in seiner Vollkommenheit lebt er auch in unbeschreiblicher Glückseligkeit. Und diese Glückseligkeit kann ihm niemand nehmen. Wir Menschen können ihn nicht traurig machen oder unglücklich, wohl aber können wir uns selbst traurig

machen und unglücklich. Und das tun wir allzu oft, aus Dummheit - und aus Bosheit.

Wenn wir von der Trauer Gottes sprechen, so muss das bildhaft verstanden werden, metaphorisch. So wenig wir die Seligkeit Gottes beeinträchtigen können, so wenig können wir auch die Seligkeit der Engel und Heiligen des Himmels beeinträchtigen. Auch sie leben in unbeschreiblicher Freude, in der Vollkommenheit. Wir können ihnen diese Freude nicht rauben und auch nicht vermehren, aber uns können wir sie einerseits rauben, andererseits aber auch vermehren. Uns können wir diese Freude rauben, und uns können wir sie vermehren. Den Engeln und Heiligen des Himmels kann niemand diese Freude rauben. Wohl aber kann ihre Freude vermehrt werden, aber nur durch Gott, nicht durch uns. Und das geschieht auch. In der Tat.

Die Sünde ist in sich ein großes Übel, weil sie sich gegen Gott stellt, weil sie Gottes Liebe missachtet und weil sie - im Fall der schweren Sünde - die Trennung von Gott zur Folge hat, den Verlust des göttlichen Lebens, der heiligmachenden Gnade, und damit das Angeld auf das ewige Leben. In der Sünde stellt sich das Geschöpf gegen den Schöpfer und gebärdet sich erhaben über Gottes Gebote. Im Stolz will es der Mensch besser wissen, was ihm zum Heile dient. Er schadet sich damit aber selber und vertauscht das wahre Glück mit dem Scheinglück. Darum ist die Sünde immer auch Dummheit, aber Dummheit, wofür wir verantwortlich sind. Solche Dummheit pflegen wir als Torheit zu bezeichnen.

Wenn wir fern von Gott unser Leben führen, so überlässt uns Gott unserem Schicksal. Wir verfallen den Mächten der Welt und dem eigenen Ich und geraten in das innere und äußere Chaos unserer Welt hinein.

Faktisch leben wir heute in einer Welt ohne Gott, vielfach, in einer Welt, in der Gott und damit auch die Menschenwürde nicht mehr zählen.

Wo aber Gott keine Wirklichkeit mehr ist, mit der die Menschen rechnen, da gibt es keine Moral mehr, da ist alles erlaubt. Da werden die Sitten zügellos, die Lügen grenzenlos, die Verbrechen maßlos und die Menschen orientierungslos, da wird die Mode schamlos, die Unterhaltung geschmacklos, das Leben sinnlos und die Kirche kraftlos. So hat es einmal der Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry († 1944) ausgedrückt.

Viele Menschen leben heute ohne Gott, und nicht selten fühlen sie sich dabei glücklich. Allein, ohne Gott können sie nicht glücklich sein, äußerlich, ja, aber innerlich, nein. Der Schein trügt. Das gilt nicht nur in diesem Fall.

Und Gott geht dem Sünder nach. Dieser ist jedoch ein freies Wesen. Deshalb muss er sich finden lassen von Gott, deshalb muss er mit Gott mitgehen. Er muss sich bekehren, er muss seine Sünde bereuen, er muss sie verabscheuen.

Damit sind wir beim zweiten Punkt unserer Überlegungen. Gott ist ein barmherziger Gott, er geht dem Menschen nach, aber der Mensch muss sich finden lassen, er muss sich bekehren, damit ihm die Barmherzigkeit Gottes geschenkt werden kann. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn, das dem heutigen Evangelium angegliedert ist, hätte der Vater den Verlorenen nicht wieder aufnehmen können, wenn er nicht heimgekommen wäre.

Gott holt uns nur aus unserem Elend heraus, wenn wir es wollen. Wir müssen heimkehren. Aber heimkehren kann man nur, wenn man weiß um sein Elend und wenn man sich dieses Elend eingesteht.

Wir beobachten heute, dass viele sich von Gott abgewandt haben und gar nicht daran denken, umzukehren. Ihre Situation gefällt ihnen gut. Ihr Sündenzustand ist ihnen gewissermaßen zur zweiten Heimat geworden.

Früher hat man gesagt: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“. Für viele ist es heute geradezu umgekehrt, für sie ist gerade das schlechte Gewissen zu einem sanften Ruhekissen geworden. Das ist deshalb so, weil sie ihr Gewissen totgeschlagen haben, weil sie kein Gewissen mehr haben. Es fragt sich jedoch, ob das von Dauer ist.

Es ist eine Tatsache, dass viele heute das Bewusstsein für die Sünde verloren haben und die Sünde nicht mehr als solche erkennen, dass ihr Gewissen abgestumpft ist und Buße und Vergebung bei ihnen zu Fremdwörtern geworden sind. Viele haben sich so sehr an die Sünde gewöhnt, dass sie sie gar nicht mehr registrieren, dass sie sich nichts mehr dabei denken. Das ist neu. Das gab es früher so nicht.

Man spricht heute zwar viel von Ethos und Moral, man entrüstet sich auch über die anderen, die lügen und betrügen, die rücksichtslos und egoistisch sind, die ein genießerisches und unbeherrschtes Leben führen, die ausbeuten und sich bereichern, aber nur insoweit als man selber darunter zu leiden hat.

Tatsächlich ist der Sinn für die Sünde uns heute weithin abhanden gekommen, und die persönliche Verantwortung wird heute im Allgemeinen ganz klein geschrieben. Für viele gilt: Was alle tun, das darf ich auch tun. Eine große Rolle spielt dabei auch die Denkfaulheit, die vor allem durch den übermäßigen Fernsehkonsum gefördert wird. Im Grunde ist deshalb der Sinn für die Sünde heute verloren gegangen, weil viele Gott verloren haben. Der lebendige Gott, das wird von vielen nicht mehr realisiert. Viele

reden zwar noch von ihm, aber sie reden nicht mehr zu ihm. Darum werden sie morgen auch nicht mehr von ihm reden. Darum sind unsere Gottesdienste auch oftmals so sehr veräußerlicht.

Die Umkehr erspart Gott uns nicht. Sie setzt an bei der Erkenntnis der Sünde, bei der Erkenntnis ihrer Treulosigkeit und ihrer Undankbarkeit. Oder, vielleicht noch ursprünglicher, beim Gebet, bei der Hinwendung zu Gott.

Die Umkehr aber muss durch die Reue geschehen, im Fall der schweren Sünde in Verbindung mit dem Bußsakrament, aber auch ohne schwere Sünde in regelmäßigen Abständen in Verbindung mit dem Bußsakrament. So will es Christus, der uns das Bußsakrament geschenkt hat.

Die Sünde ist das zentrale Problem unseres Lebens. Wir alle müssen uns daher angesprochen fühlen, wenn von dem verirrten Schaf die Rede ist und von dem verlorenen Geldstück. Wir alle, freilich mehr oder weniger.

Deswegen müssen wir täglich Gott um Vergebung bitten, und wir müssen uns finden lassen, wir müssen mitgehen mit Gott, der uns heimführen will. Davon spricht Paulus in der (zweiten) Lesung, die wir soeben vernommen haben, er spricht davon im Hinblick auf sein eigenes Leben, das vorbildlich ist für uns alle. Wer meint, er bedürfe nicht der Vergebung, der bedarf ihrer mehr als alle, weil er selbstgerecht ist. Wenn Gott uns aber immer wieder heimführt, so müssen wir ihm dankbar sein. Und wir müssen selber vergebungsbereit sein. Es gilt, dass wir uns finden lassen, wir alle, wie verlorene Drachmen, wie verirrte Schafe. Amen.

25. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DAS SIND JENE, DIE WIR EINST VERLACHTEN, WIR HIELTEN IHR LEBEN FÜR TÖRICHT UND IHR ENDE FÜR EHRLOS“

Am vergangenen Mittwoch haben wir das Fest des heiligen Lambertus gefeiert. Dieser Heilige ist der Patron unserer Stadt. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts werden Reliquien von ihm im Münster Unserer Lieben Frau aufbewahrt. Der heilige Lambertus ist der Patron unserer Stadt, das heißt, er soll uns beschützen, und er soll uns ein Fürsprecher sein und ein Vorbild, ein Vorbild vor allem in seinem Bekennermut.

Das Leben des heiligen Lambertus führt uns zurück in jene frühe Zeit, in der sich in unserer Gegend, in jenem Land, das die Römer Germanien nannten, langsam das Christentum ausbreitete. Lambertus wurde geboren um 640, er starb um 705. Viel wissen wir nicht über ihn, nur das wenige, dass er seit 672 Bischof von Maastricht in den Niederlanden war, dass er dort Jahrzehnte hindurch vorbildlich gewirkt hat als Bischof und dass er für seine apostolische Sendung den Tod auf sich genommen hat, dass er sein Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums mit dem Leben bezahlt hat.

Er war ein guter Hirt, er hat sein Leben hingegeben für seine Schafe. Er hat seine Hoffnung nicht auf das irdische Leben und auf die sichtbare Welt gesetzt. Nicht die irdischen Güter nahmen den ersten Platz ein in seinem Leben. Er hat sich nicht selber bereichert oder sich um die Ehre bei den Menschen bemüht. Ihm ging es nicht um die Selbstverwirklichung, die heute bei vielen eine große Rolle spielt. Als Hirt hat er sich nicht selber geweidet, er hat sich vielmehr verzehrt im Dienst an den ihm Anbefohlenen.

Er war eine starke Persönlichkeit. In seinem missionarischen Wirken ging er geradeaus - unerbittlich -, und er ließ sich nicht durch Drohungen einschüchtern oder durch Schmeicheleien gewinnen, ganz anders als das heute

bei vielen Christen der Fall ist, die Verantwortung tragen. Der Preis, den er dafür zahlte, war allerdings nicht gerade gering. Denn er starb nicht nur den gewaltsamen Tod als Märtyrer, in den beinahe 35 Jahren, in denen er als Bischof gewirkt hat, war er mannigfachen Drangsalen ausgesetzt. Sieben Jahre musste er gar in der Verbannung verbringen. Diese Jahre verbrachte er als Mönch in einem Kloster, ganz dem Gebet und der körperlichen und geistigen Arbeit hingegeben. Er starb als Märtyrer, weil er den fränkischen Hausmeier Pippin den Mittleren, der das Frankenreich geeinigt und den Aufstieg der Karolinger gesichert hat, getadelt hatte wegen seines ehebrecherischen Lebenswandels. So wird uns überliefert. Dadurch hatte er den unerbittlichen Hass jener Frau auf sich gezogen, von der Pippin sich hätte trennen müssen.

So ist es oft: Der Hass sinnt darauf, den Feind zu beseitigen. Die unrechtmäßige Frau des Pippin ließ den Bischof aus dem Wege schaffen durch gedungene Mörder. Er starb, so die Überlieferung, die nicht unbedingt gesichert ist, betend für seine Mörder und für ihre ungerechte und grausame Auftraggeberin.

Das Martyrium des Lambertus erinnert an das Martyrium des Johannes des Täufers. Auch er hat einem Mächtigen dieser Welt seine Untaten vorgehalten, und auch er ist dem Hass einer Frau zum Opfer gefallen.

Das hat sich oft wiederholt in der Geschichte, nicht nur im Falle des Bischofs Lambertus von Maastricht, vielleicht nicht immer so dramatisch, vielleicht auch nicht immer mit einem blutigen Ausgang, aber es gibt ja auch das unblutige Martyrium. Das unblutige Martyrium verursacht seelische Qualen, vor allem aber dauert es länger als das blutige.

Es drängt sich hier die Frage auf: Wo sind sie heute jene, die die Wahrheit mit ihrem Leben bezeugen? Viele verstehen sich als Christen oder erheben den Anspruch, Christen zu sein, de facto verraten sie jedoch das Christentum und die Wahrheit, um ihre Privilegien nicht zu verlieren. Nicht einmal Unannehmlichkeiten sind sie bereit auf sich zu nehmen oder den Tadel der Massenmedien. Sie sagen einfach das, was alle sagen, dann fühlen sie sich in Sicherheit.

Irgendwie gehört das Martyrium zum guten Hirten, auch heute noch, in der Regel das unblutige, zuweilen aber auch das blutige. Irgendwie ist es stets das Schicksal des guten Hirten, der nicht auf Anerkennung achtet, der nüchtern seinen Auftrag, seine Sendung im Blick hat, der nicht auf seine eigene Person oder auf die Person der anderen schaut, sondern auf die Verantwortung, die er vor Gott hat, dessen Leben nicht der Zustimmung der Menschen gehört, sondern der Wahrheit.

Das Martyrium ist dem unerbittlichen Zeugen der Wahrheit konform, es ist ihm zugeordnet, grundsätzlich, denn immer ist es so, dass viele die Wahrheit nicht hören wollen. Daher kann auch ein Hirt im Volke Gottes dem Martyrium schließlich nur dann entgehen, wenn er die Wahrheit verrät.

Es hat viele Hirten gegeben in der Geschichte der Kirche wie Johannes der Täufer und wie Lambertus von Maastricht, Hirten, die das blutige oder das unblutige Martyrium im Vertrauen auf die Gnade Gottes auf sich genommen haben. Sie konnten sich dabei die alttestamentlichen Propheten zum Vorbild nehmen, vor allem den Propheten Jeremia. Vor allem aber konnten sie sich dabei Christus zum Vorbild nehmen. Auch er hat sein Leben hingegeben für seine Sendung, für die Wahrheit, die er zu verkünden hatte. Und bis auf einen sind ihm die zwölf Apostel und viele andere große Gestalten in der Geschichte der Kirche darin gefolgt.

Am vergangenen Freitag haben wir der Märtyrer von Korea gedacht, die um die Mitte des 19. Jahrhundert in großer Zahl das Evangelium mit ihrem Blut bezeugt haben. Heute noch sind es nicht wenige in Nordkorea und in manchen anderen Ländern, in denen der Fanatismus wütet.

Der heilige Lambertus war ein guter Hirt bis zur letzten Stunde seines Lebens. Er hielt Christus und der Kirche die Treue bis zu seinem letzten Atemzug. Darin ist er allen Hirten und einem jeden von uns ein Vorbild, noch heute, nach eineinhalbtausend Jahren. Darum wirkt er weiter in der Ewigkeit für uns, wenn wir voll Hochachtung auf ihn schauen und sein Beispiel nachahmen, und zwar durch sein Gebet, durch sein fürbittendes Gebet. Heute, am Wahlsonntag, sollten wir ihn darum bitten, dass uns durch seine Fürsprache die Freiheit erhalten bleibt und dass sie uns, wo immer wir sie verloren haben, zurückgegeben wird, die Freiheit, die heute allzu sehr gefährdet ist durch politische Ideologen und Opportunisten. Unverkennbar sind heute totalitäre Tendenzen, vor allem in der EU, die von ihren Gründern her anders gedacht war, aber nicht nur in ihr.

Der heilige Lambertus lehrt uns, die Aufgaben, die Gott uns gegeben hat, selbstlos zu erfüllen, ohne dabei den Beifall der Menschen zu suchen. Schlicht und in der Einfalt des Herzens sollen wir sie erfüllen. Es geht nicht darum, dass wir große Taten vollbringen, worauf es ankommt in unserem Leben, das ist die Geradlinigkeit und die Treue im Kleinen, dass wir uns darin verzehren und dass wir uns weder durch Lob noch durch Furcht vom rechten Weg abbringen lassen. Wir leben für Gott und für die Ewigkeit. Wir sind geschaffen zur Ehre Gottes und zum Heil unserer Seele. Weder das eine noch das andere fällt uns in den Schoß. Wir täuschen uns, wenn wir das meinen. Der Weg zu diesem Ziel - zur Ehre Gottes und zum Heil

unserer Seele - aber ist der selbstlose Dienst, in dem wir uns nicht schonen, sondern konsequent und schlicht den Willen Gottes erfüllen.

Nicht auf das Haben kommt es an, sondern auf das Sein. Das Haben müssen wir einmal zurücklassen, während das Sein uns in die Ewigkeit begleitet.

Die Heiligen sind in dem Maße unsere Fürsprecher bei Gott, in dem wir ihnen nacheifern. Der heilige Lambertus lehrt uns vor allem, unbekümmert den Willen Gottes zu suchen und so einst zur Anschauung Gottes zu gelangen, zum Ziel unserer edelsten Sehnsucht. Wir verfehlen das Ziel, wenn wir in den Sorgen dieses unseres zeitlichen Lebens aufgehen. Wir sind für die Ewigkeit geschaffen. Und wir finden sie, die Ewigkeit, wenn wir sie suchen, wenn wir sie suchen nicht nur mit Worten, sondern auch und vor allem durch das Leben, in der treuen Erfüllung der Aufgaben, die Gott uns gestellt hat. Amen.

26. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SIE HABEN MOSE UND DIE PROPHETEN, AUF SIE SOLLEN SIE HÖREN“

Wir unterscheiden uns nicht von der Zuhörerschaft Jesu im Evangelium des heutigen Sonntages, jedenfalls nicht wesentlich. Auch unter uns sind viele, die nicht auf Abraham und die Propheten hören, die nicht auf die Kirche und auf den Papst hören - so können wir hinzufügen -, das heißt: auf jene, die Gottes Boten sind, bis es einmal zu spät ist. Viele hören nicht auf Abraham und die Propheten, und vielleicht wenden auch wir uns manchmal ab von Abraham und den Propheten, wenn uns Gottes Forderungen zu schwer

erscheinen, oder wir biegen sie dann zurecht nach unserem eigenen Gutdünken. Wenn wir aber hören wollen auf Abraham und die Propheten, so müssen wir schon genauer hinhören, denn sehr oft werden sie übertönt von den Meinungsmachern in den Medien, von den Politikern und von den Propheten des Indifferentismus und des Nihilismus, von jenen Propheten, die unserem Selbstgefühl schmeicheln, die uns nach dem Munde reden, die uns alles das vorschlagen, wonach uns der Sinn steht, vor allem nach dem Genuss, nach der Anerkennung und der Ehre bei den Menschen und nach dem Besitz. Wir machen es wie der reiche Prasser im Evangelium, wenn wir nur für uns leben, wenn wir nur an das gegenwärtige Leben denken: Er feierte alle Tage Feste, ließ kein Fest aus und ließ es sich gut sein. Dann ist es eines Tages zu spät. Im Wohlstand wiegen sich viele in falscher Sicherheit und vertrauen den Lügenpropheten dieser Welt. Sie leben so, wie die anderen auch leben, wie sie alle leben, bis ihnen die Augen aufgehen. Geschieht das vor dem Tod, dann ist es gut, dann können sie sich freuen, geschieht das aber erst nach dem Tod, dann ist es zu spät. Wir riskieren die Ewigkeit, wenn wir auf die falschen Propheten hören, wenn wir auf jene hören, die uns bestätigen und beruhigen. Abraham und die Propheten, die wahren Propheten Gottes, sie reden da, wo wir gefordert werden, wo wir nicht im Schlaf der Gleichgültigkeit bestätigt werden, wo wir davor gewarnt werden, dass wir uns mit den Mächten dieser Welt verbünden, und wo auch die Propheten sich dieser Versuchung entziehen.

Jesus kleidet die Wahrheit von Abraham und den Propheten, auf die wir, als Bedingung für das ewige Leben bei Gott, hören sollen, in ein Gleichnis. Stets verkündet er uns die tiefsten Wahrheiten in der Gestalt von Gleichnissen. Er tut das, um sie besser verständlich zu machen für uns und um sie uns eindrucksvoller darzubieten. Das bewahrt sie jedoch nicht davor, dass sie umgedeutet, dass sie entschärft werden. Das gilt auch für dieses Gleichnis.

Es sagt klar und unbestechlich: Einmal ist es zu spät! Wer nicht auf Gott hört, wer auf die Propheten dieser Welt hört, der wird alles verlieren, und zwar für immer! Das ist sehr einfach zu verstehen. So sollte man meinen. Dennoch fehlt es heute nicht an solchen, die sagen: Das ist zu einfach. Sie wollen differenzieren, wie sie sagen, und erklären etwa: So streng ist Gott nun auch wieder nicht, das ist eine Ermahnung, die ein wenig dick aufträgt, die man aber so ernst auch wieder nicht nehmen darf. Aber wer so redet und dementsprechend handelt, der verschließt sein Ohr dem Abraham und den Propheten, und er tut den Texten der Heiligen Schrift Gewalt an, selbst wenn er ein Kirchenbeamter ist oder ein Priester oder ein Bischof. Bei dem Apostel Paulus lesen wir einmal: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten“ (Gal 6, 8). Das ist die entscheidende Aussage auch des Evangeliums des heutigen Sonntags. Wenn wir nichts säen, können wir auch nichts ernten. Und wenn wir die Saat nicht hegen und pflegen, wird die Ernte spärlich. Wenn wir nur für diese Welt leben, wenn wir den Propheten dieser Welt Glauben schenken und an den Propheten Gottes vorbeihören, wenn wir uns von dem leichteren Weg betören lassen und uns nicht die Mühe machen, die falschen Propheten zu entlarven, vielleicht weil wir am Ende nicht allein dastehen wollen, so riskieren wir die Ewigkeit, so tauschen wir, wie einst Esau das Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht eingetauscht hat, die Freuden dieser Welt ein gegen die ewige Freude. Wenn wir es so machen wie der reiche Prasser, wenn wir uns nicht um Gott kümmern und die Ewigkeit vergessen in unserem Leben, dann wird uns das gleiche Schicksal zuteil, wie es diesem zuteil geworden ist.

Was das bedeutet, veranschaulichen die Erntegaben, die wir heute in unseren Kirchen sehen. Das Sprichwort sagt: Ohne Fleiß kein Preis! Das gilt auch im übernatürlichen Sinne.

Was aber müssen wir tun, damit wir in der Ewigkeit nicht mit leeren Händen dastehen? Eine allgemeine Antwort wurde darauf schon gegeben. Sie ist der Grundgedanke des Evangeliums des heutigen Sonntags: Es gilt, dass wir auf Mose und die Propheten hören, auf Christus und seine Kirche, vor allem auf den Stellvertreter Christi auf Erden. Das ist eine formale Antwort, die man inhaltlich füllen muss. Das ist jedoch nicht schwer. Da kann man auf vieles hinweisen. Nur auf drei Punkte sei hier hingewiesen, drei Punkte, die sich heute gewissermaßen aufdrängen: Verantwortungsbewusstsein, Dankbarkeit und Wohltätigkeit.

Verantwortungsbewusstsein, das bedeutet, dass wir uns immer vor Augen halten, dass die Verantwortung vor dem unsichtbaren Gott wichtiger ist als die Verantwortung vor den sichtbaren Menschen, und dass die Stunde des Gerichtes kommen wird. Verantwortungsbewusstsein, das ist indessen ein Wort, das für viele überhaupt keine Bedeutung mehr hat. Das ist nicht überraschend. Wenn wir uns nicht mehr vor Gott verantwortlich fühlen, dann kennen wir bald überhaupt keine Verantwortung mehr. Wenn es Gott nicht gibt, dann ist schließlich alles erlaubt. Deswegen leben heute viele nach der Devise: Tu, was du willst, tu immer das, was dir Spaß macht.

Dankbarkeit, das bedeutet, dass wir nicht vergessen, dass alles, was wir haben, von Gott kommt. Nicht nur die irdischen Gaben kommen von Gott, an die uns der heutige Erntedanktag erinnert, die materiellen und die ideellen Güter, mit denen wir so reich beschenkt worden sind und immerfort reich beschenkt werden, auch die himmlischen Gaben, Gottes Beistand, Gottes Hilfe, Gottes Führung und die Verheißung des ewigen Lebens, auch diese Gaben kommen von Gott, und sie sind bedeutungsvoller für uns, und wir müssen sie als wertvoller ansehen als die irdischen Gaben. Die Dankbarkeit ist eine edle Tugend. Im Hinblick auf Gott ist sie das Fundament aller Tugenden.

Wohltätigkeit, das bedeutet, dass wir nicht an den Dingen festhalten, dass wir uns nicht an sie klammern, dass wir die Güter, die wir haben, auch dazu verwenden, Gutes zu tun und Not zu lindern. Die Habgier ist eine große Versuchung für uns alle und ein gefährliches Laster. Der Besitz kann uns versklaven, und er versklavt allzu viele. „Umsonst habt ihr empfangen“, sagt Christus, der Herr, „umsonst sollt ihr geben" (Mt 10, 8). Wir dürfen freilich nicht ohne Verstand, nicht unkontrolliert geben. Denn viele nutzen die Gutheit der Frommen aus. Heute mehr denn je. Hier gilt das Sprichwort: „Trau, schau wem!“ Es gehört zur Tugend der Klugheit, dass wir nur da geben, wo wir wissen, dass das, was wir geben, gut verwendet wird.

Hören auf Abraham und die Propheten, das heißt auch: Hören auf Christus und seine Kirche. Tun wir das nicht, so riskieren wir die Ewigkeit. Diese Wahrheit wird im Evangelium des heutigen Sonntags durch das Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus veranschaulicht. Der bequeme Weg des Genusses, der Ehrsucht und des Besitzenwollens stellt unsere ganze Ewigkeit in Frage. Das müssen wir uns stets vor Augen halten. Hören auf Abraham und die Propheten, das bedeutet für uns heute vor allem: Verantwortlichkeit vor Gott, Dankbarkeit und Wohltätigkeit, verantwortlich leben, die Tugend der Dankbarkeit üben und ein Herz haben für die Menschen, vor allem für die Menschen in Not, das bedeutet: den guten Kampf kämpfen in diesem Leben, wie es in der (zweiten) Lesung heißt. „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!“ (1 Tim 6, 12). So ermahnt der Apostel Paulus seinen Schüler Timotheus. Er erklärt ihm: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens und ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen bist“ (1 Tim 6, 12). Für das ewige Leben lohnt es sich, alles einzusetzen. Amen.

27. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„VERMEHRE IN UNS DEN GLAUBEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags enthält zwei Gedanken, die innerlich zusammenhängen. Es spricht von dem Glauben an das Wort Gottes und von dem Dienst vor Gott. Dieser Dienst folgt aus dem Glauben, und der Glaube verpflichtet zu ihm. Er darf nicht Theorie bleiben, dieser Dienst, er muss Gestalt annehmen in unserem Leben.

Gottlose Politiker und Diktatoren haben immer wieder versucht, den Glauben in die Sakristei und in die Kirche oder in das innerste Herzenskämmerlein zu verbannen. Diese Forderung ist jedoch gegen das Wesen des Glaubens, gegen das Wesen unseres christlichen Glaubens, gerichtet. Darum ist sie immer wieder für die wirklich Gläubigen ein Anlass gewesen, ihren Glauben ganz bewusst und öffentlich zu bekennen und um ihres Glaubens willen Verfolgung auf sich zu nehmen, nicht selten bis hin zum Martyrium.

Zunächst ein Wort zum Glauben: Viele haben vergessen, dass der Glaube ein Geschenk ist, ein Geschenk Gottes. Gewiss, der Glaube hat sein Fundament in der Vernunft, und man kann und muss ihn vor der Vernunft rechtfertigen, und immer beansprucht er auch unseren guten Willen, aber er ist nicht ein Gebilde des menschlichen Geistes, eine Überzeugung, die wir uns bilden oder einbilden - das meinen zuweilen gar auch die Funktionäre der Kirche, die dann freilich ihr Amt missbrauchen -, der Glaube kommt vielmehr von Gott. Er ist die Antwort auf die Offenbarung Gottes, und schon von daher ist er ein Geschenk Gottes. Aber die Antwort des Glaubens ist als solche noch einmal ein Geschenk der Gnade Gottes. Deshalb müssen wir um den Glauben beten. Wann immer wir den Rosenkranz rezitieren, beginnen wir mit dem Gebet um die drei göttlichen Tugenden, um die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Oft geschieht das indessen nur gedankenlos. Überhaupt bedenken wir allzu oft nicht, was wir beten.

Das Gebet um den Glauben, in der Gegenwart ist es besonders notwendig, weil der Glaube heute durch eine ungläubige Atmosphäre von Grund auf gefährdet ist - wir atmen ihn ein, den Unglauben, wie ein süßes Gift - und weil der Glaube heute schwerer zu leben ist als je zuvor. Das Gebet um den Glauben ist daher bedeutsamer als alle kirchlichen Aktivitäten, als aller Betrieb, der heute in den Pfarrgemeinden veranstaltet wird, der weithin das Eigentliche nicht zum Tragen kommen lässt, eben den Glauben und die Pflege des Glaubens und das Leben aus dem Glauben.

Dabei kommen viele heute schon deshalb nicht zum Glauben oder verlieren ihn bald, weil sie stolz sind, weil sie nicht hören wollen, weil sie lieber auf ihre eigenen Eingebungen vertrauen und sich ihren Gefühlen anvertrauen, die ihrerseits faktisch zum einen ein Spiegel dessen sind, was alle denken, und zum anderen der Niederschlag der eigenen Wünsche und Sehnsüchte.
Der lebendige Glaube weiß sich geborgen in Gott. Er bewährt sich in dem Bewusstsein, dass Gott unser Leben führt und lenkt, in der Freude wie auch im Leid. Der wirklich Glaubende weiß: Gott hält die Geschicke der Welt in seinen Händen. Deswegen sorgt er sich nicht um sein Leben. Der Trost aus dem Glauben ist gewissermaßen die Probe der Echtheit des Glaubens.

Der Gläubige weiß: Gott leitet und regiert die Welt und unser Leben, und er hat uns eine große Zukunft zugedacht. Und er führt denen alles zum Guten, die an ihn glauben, die auf ihn vertrauen und die ihn lieben.

Ein älterer Priester stellte bei einer Jubiläumsfeier, so erfuhr ich heute früh in einem Telefongespräch, die Frage: Was ist der Unterschied zwischen einem Placebo und dem Glauben? Und er antwortete darauf: Keiner. Er wollte geistreich sein, offenbarte damit aber seinen Unglauben: Der Glaube ist ein Placebo, also Einbildung. Damit steht er freilich nicht allein, damit ist er einer von vielen, möglicherweise, wahrscheinlich. Für viele, auch für

viele offizielle Verkünder des Glaubens, reduziert sich der Glaube heute auf reine Psychologie, entsprechen ihm keine übernatürlichen Realitäten mehr, verflüssigt sich in Subjektivität und Seelenhygiene. Das ist jedoch Verrat und Betrug. Aber viele wissen es nicht besser, weil es ihnen niemand sagt, zum Teil freilich aber auch deshalb, weil sie zu stolz sind, um es sich sagen zu lassen. Der Subjektivismus reduziert alles. Heute ist er diktatorisch. Gerade gegen ihn richtete sich die Verkündigung des Papstes Benedikt. Damit hat er sich viele Feinde gemacht, auch in den eigenen Reihen, Feinde, die ihn auch physisch zugrunde gerichtet haben.

Jede Gabe verpflichtet, auch die Gabe des Glaubens. Gott nimmt uns in seinen Dienst und in seinen Auftrag. Wer glaubt, muss den Glauben leben, er muss ihn bezeugen und helfen, ihn auszubreiten. Oft besteht ein Abgrund zwischen Glaube und Leben bei den Christen. Ein solcher Glaube aber ist unwirksam, er ist tot, wie es im Jakobusbrief heißt (Jak 2, 17). Er ist bedeutungslos, er ist eine Karikatur. Wer glaubt, muss den Glauben leben, er muss ihn bezeugen und helfen, ihn auszubreiten. Darum haben ihn viele verloren, weil sie ihn nicht gelebt haben. Der Glaube muss nicht zuletzt auch mithelfen, dass Verhältnisse geschaffen werden, in denen der Glaube gelebt werden kann.

Den Glauben zu leben, das wird in unseren Verhältnissen immer schwieriger. Bei uns wird der Glaube weniger äußerlich bekämpft, obwohl es das auch gibt, weniger wird der Glaube bei uns äußerlich bekämpft, mehr noch nimmt man ihm innerlich die Existenzmöglichkeit, entzieht man ihm gleichsam die Luft. Man vergiftet die Atmosphäre. Man schafft ein Klima, in dem der Glaube nicht mehr gedeihen kann. Das tut man, indem man die Familie zerstört, den Konsum propagiert, die Pornographie verbreitet und die Kinder von frühester Kindheit an sexuell stimuliert. Daran denken die

Verantwortlichen in der Kirche heute oft allzu wenig, umso mehr ist das von daher eine Herausforderung für uns alle.

Hier sind wir alle gefordert. Im Maße unserer Fähigkeit müssen wir alle, jeder an seinem Platz, uns einsetzen für Gottes Ehre und für das Heil der Menschen, uns einsetzen für eine Atmosphäre, in der der Glaube gedeihen und gelebt werden kann. Dieser Dienst aber ist unsere selbstverständliche Schuldigkeit. Daher können wir uns dessen nicht rühmen, daher sind wir immer unnütze Knechte. Das betont das Evangelium des heutigen Sonntags. Verstehen wir den Glauben so und leben wir ihn so, dann bewahrt er uns vor Niedergeschlagenheit in Misserfolgen und vor Hochmut in Erfolgen.

Glaube und Einsatz für diesen Glauben, das gebietet uns das Evangelium, Einsatz in Bescheidenheit und in selbstverständlicher Dienstbereitschaft, aber in letzter Konsequenz. Damit erweisen wir nicht zuletzt der Welt einen unschätzbaren Dienst, denn ohne Gott und seine Gebote geht die Welt zugrunde, zerstört der Mensch sich selbst. Das gilt erst recht für diese unsere unendlich kompliziert gewordene Welt. Die Selbstzerstörung beginnt immer - so bestätigt es die Erfahrung in der Geschichte hundertfach - bei der Verblendung des Geistes. Diese aber folgt aus der Sünde, aus der Sünde, die nicht bekannt und nicht bereut wird. Immer haben die Menschen den Untergang als den Beginn einer neuen Zeit gefeiert, bis es zu spät war. Heute lügt man den Abbruch um in Aufbruch. Dann braucht man sich nicht mehr gefordert zu fühlen, dann weiß man sich in Sicherheit. Wir sollen Gott und sein Gebot verkünden, verkünden und leben. Dann finden wir das Heil, das ewige Heil, aber nur dann. Der Glaube und das Leben gehören zusammen. Der Glaube, der nur so tut als ob, der sich aufgelöst hat in Psychologie und der unfruchtbar ist, kann uns nicht das ewige Leben bringen,

ja, er ist selber dem Tod geweiht, über kurz oder lang wird er seinen Geist aushauchen. Amen.

28. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WO SIND DIE ÜBRIGEN NEUN?“

Zehn Aussätzige wurden von ihrem Aussatz geheilt, aber nur einer bedankte sich. Dieser eine aber war ein Samariter. Das war beschämend für die Juden, denn die Samariter betrachteten sie als halbe Heiden und ihnen gegenüber waren sie stolz auf ihre Frömmigkeit. Sie kannten das Gesetz, jedenfalls ihre Repräsentanten, die Pharisäer, und hielten es genau ein, zumindest äußerlich, aber ihre Frömmigkeit war weithin leer und hohl. Sie klebten am Buchstaben und wollten vor allem den Menschen gefallen. Ihr religiöses Leben war veräußerlicht und oberflächlich, es fehlte ihm an der Innerlichkeit.

In der Perikope von der Heilung der zehn Aussätzigen - sie ist der Gegenstand des Evangeliums des heutigen Sonntags - geht es darum, dass neun von den zehn Geheilten, fixiert auf ihre unlebendige starre Frömmigkeit und auf ihre eigene Person, gar nicht auf den Gedanken kamen, sich zu bedanken. Sie waren fromm, aber sie dachten nicht nach, sie meinten, ihr Tun und Lassen sei auf Gott hin ausgerichtet, in Wirklichkeit aber kreiste ihre Frömmigkeit um das eigene Ich. Sie meinten, sie liebten Gott, in Wirklichkeit aber liebten sie nur sich selber. Sie dachten, es gehe ihnen in ihren religiösen Übungen um die Ehre Gottes, in Wirklichkeit ging es ihnen jedoch allein um ihr eigenes Heil. Und sie wollten angesehen sein bei den Menschen.

Diese falsche Frömmigkeit, von ihr sind auch wir oftmals nicht weit entfernt, wenn sie uns nicht gar zur zweiten Natur geworden ist. Denken wir unter diesem Aspekt einmal an unsere Gottesdienste und an unsere Gebete und an unser sittliches und religiöses Leben. Da ist vieles erstarrt, fehlt es oft an der nötigen Ehrfurcht und begnügen wir uns weithin mit der äußeren Erfüllung der Gebote Gottes.

Nicht nur in dieser Perikope tadelt Jesus die falsche Frömmigkeit seiner Zuhörer, immer wieder prangert er sie an, den nur äußeren Vollzug der Gebete und der Gottesdienste und die oberflächliche Gesetzesfrömmigkeit. Die Verinnerlichung des religiösen Lebens, der Gebete und der Gottesdienste, und die seelenvolle Erfüllung der Gebote Gottes im Geist der Liebe zu Gott und der Dankbarkeit ihm gegenüber ist ein zentrales Thema im Wirken Jesu, so zentral wie die Verkündigung der Gottesherrschaft.

Darum geht es ihm immer wieder in den Auseinandersetzungen mit den Pharisäern, die, wie uns die Evangelien berichten, einen Großteil seines öffentlichen Wirkens ausmachen. Er schätzte den religiösen Eifer der Pharisäer, er anerkannte ihr Bemühen um das regelmäßige Gebet und ihre treue Erfüllung der Gebote Gottes. Nicht jedoch billigte er, dass sie das ohne Herz taten und ohne Liebe, dass sie bei all ihren religiösen Bemühungen bei sich selbst waren und dabei ihr Sinnen und Trachten nicht auf Gott richteten, dass sie in ihrer Frömmigkeit im Grunde nicht Gott suchten, sondern sich selbst. Ihr Gottesdienst war weithin Menschendienst, und in ihm ging es ihnen letztlich nicht um die Ehre Gottes, sondern um die Ehre der Menschen.

Exemplarisch wird das in der Tempelreinigung durch Jesus, von der uns dreimal in den Evangelien berichtet wird. Damals trieben sie den sanften Jesus zum Zorn. Wir würden sagen, er vergaß sich selbst für eine Weile, als

er die Tische der Händler umstieß und sie aus dem Tempel heraustrieb. Sie hatten den Tempel Gottes zu einer „Räuberhöhle“ gemacht (Mt 21, 13; Mk 11, 17; Lk 19, 46). Wie oft machen auch wir den Tempel Gottes zu einer „Räuberhöhle“.

Die Profanierung der Gotteshäuser, die Verfremdung der Gottesdienste zu Menschendiensten, die Entheiligung des Heiligen und die Veräußerlichung der Religion, das ist in der Kirche heute weithin an der Tagesordnung. Niemand von uns ist immun gegenüber der Veräußerlichung der Religion. Darum trifft die Kritik Jesu uns heute nicht weniger als seine Zeitgenossen damals. Auch mit unseren Gottesdiensten und mit unseren Gebeten ist es oft nicht gut bestellt, und Gottes Gebote erfüllen wir, wenn wir sie überhaupt noch erfüllen, oft nur sehr halbherzig.

Was uns fehlt, das ist der lebendige Glaube, aus dem die Ehrfurcht vor Gott und die dankbare Liebe zu Gott hervorgehen. Der lebendige Glaube wird vor allem dadurch genährt und vertieft, dass wir nach außen hin eintreten für die Rechte Gottes, dass wir bereit sind, uns Feinde zu machen um Gottes willen, dass wir auch unter Opfern für die Wahrheit und für das Gute uns einsetzen. Dazu gibt es viele Gelegenheiten heute, denn überall werden die christlichen Wahrheiten und die christlichen Werte mit Füßen getreten, nicht nur durch die äußeren Feinde der Kirche, auch durch ihre inneren Feinde, die heute zahlreicher zu sein scheinen als je zuvor. Gott erwartet von uns, dass wir uns nicht schonen, wenn es um die Wahrheit geht, dass wir nicht dem Vater der Lüge vertrauen und uns gar mit ihm verbünden. Wenn der Glaube stark ist und lebendig, gehen wir nicht den Weg des geringsten Widerstandes und reden wir nicht den Mächtigen dieser Welt nach dem Mund. Und der Glaube wird stark und lebendig, wenn wir so den guten Kampf kämpfen, von dem der heilige Paulus so oft gesprochen hat.

Aus einem starken und lebendigen Glauben geht die Ehrfurcht vor Gott hervor und die dankbare Liebe zu ihm. Dabei ist unsere Liebe zu Gott eigentlich eine andere Gestalt der Dankbarkeit, denn Gott hat uns zuerst geliebt, und wenn wir Gott lieben, so ist das ein Ausdruck unserer Dankbarkeit ihm gegenüber. Von daher ist die Dankbarkeit ein Wesensmoment der Liebe, weshalb beseelte Liebe stets dankbare Liebe ist. Weil die Dankbarkeit so eng mit der Liebe verbunden ist, deshalb kann der, der undankbar ist gegenüber Gott, sich auch den Menschen im Grunde nicht als dankbar erweisen, deshalb hat die Dankbarkeit aber auch einen so hohen Stellenwert in den Augen Jesu.

Wer nur um sich selber kreist, der weiß nicht, was Dankbarkeit ist. Danken hängt etymologisch mit denken zusammen, wie lieben mit erkennen zusammenhängt.

Wir reden heute viel von der Dankbarkeit, ihre Wirklichkeit ist uns jedoch wenig vertraut. Egal, ob es sich um weltliche oder kirchliche Feiern handelt, überschwänglich ergeht man sich dabei in Worten des Dankes. Diese Überschwänglichkeit aber ist hohl und offenbart die Hilflosigkeit der Redner. Die geheuchelte Dankbarkeit ist charakteristisch für unsere Zeit. Wer nur sich selber kennt, wie sollte der dankbar sein können?

Die Undankbarkeit des modernen Menschen ist einerseits die Folge seines Egoismus und seiner Selbstverliebtheit, und andererseits steigert sie seinen Egoismus und seine Selbstverliebtheit. Darum sind so viele Menschen heute einsam und von daher unzufrieden und unglücklich. Denn wirklich glücklich und zufrieden können wir immer nur in der Gemeinschaft sein, in der Gemeinschaft mit den Menschen und in der Gemeinschaft mit Gott. Schon im Alten Testament heißt es im Buch des Predigers: „Weh dem, der allein ist“ (4, 10). Wer Gott verliert, der verliert auch die Menschen.

Die „Götterdämmerung“ unserer Tage ist der tiefere Grund für die Krise der Dankbarkeit. Denn die Dankbarkeit gegenüber den Menschen beginnt in der Regel bei der Dankbarkeit gegenüber Gott. Zu ihr gelangen wir zum einen durch die Gottesfurcht und den Glauben, der sich mit der Liebe verbindet, und zum anderen durch das Nachdenken.

Die Dankbarkeit ist ein Wesensmoment der Liebe. Die Krise der Dankbarkeit ist eine Krise der Liebe. Die Selbstverliebtheit, der Egoismus, ist wie eine Krankheit, die uns vielfach den Weg zu den Menschen und auch den Weg zu Gott versperrt und die uns im Tiefsten unglücklich macht. Im Evangelium des heutigen Sonntags erfahren wir, dass es die rechte Frömmigkeit ist, die uns den Weg zur Dankbarkeit zeigt und uns die Tugend der Dankbarkeit lehrt. Amen.

29. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„GOTT WIRD DIE GERECHTIGKEIT HERBEIFÜHREN“

Während es am vergangenen Sonntag im Evangelium um das Danken ging, geht es heute um das Bitten. Wir sollen Gott nicht nur danken für seine Wohltaten, wir sollen ihn auch bitten, dass er sie uns zuteil werden lässt. Das Gleichnis von der Witwe und dem Richter veranschaulicht die Macht des Bittgebetes und fordert uns auf, nicht davon abzulassen. In dem Gleichnis klingt ein weiterer Gedanke an, nämlich der, dass Gott es ist, der die Gerechtigkeit herbeiführt, die Gerechtigkeit, die wir auf Erden oft so sehr vermissen. Am Ende des Gleichnisses stellt Jesus dann, etwas unvermittelt, die zweifelnde Frage, ob der Menschensohn Glauben finden wird bei seinem Kommen. Über diese drei Gedanken wollen wir heute Morgen eine kleine Weile nachdenken.

Im Gleichnis steht eine Witwe einem ungerechten Richter gegenüber, einem Richter, der ihr das Recht vorenthält, den sie jedoch besiegt durch die Beharrlichkeit in ihrem Bitten. Der ungerechte Richter, wie er hier gezeichnet wird, ist in damaliger Zeit kein Ausnahmefall, eher ist er die Regel. Er ist ein egoistischer Mann, ihm geht es mehr um das eigene Ansehen und um das eigene Wohlergehen als um die Gerechtigkeit. Das ist umso verhängnisvoller, als es gerade seines Amtes ist, die verletzte Gerechtigkeit wieder herzustellen. Eben das aber liegt ihm fern. Der Beruf des Richters ist für ihn nicht mehr als ein Medium der Selbstdarstellung und der Erfüllung seiner egoistischen Wünsche. Ihm geht es in seinem Beruf nicht um den Dienst am Menschen, nicht um den Einsatz für die anderen, sondern um seinen persönlichen Vorteil. Solche Vertreter begegnen uns auch heute noch in allen Ständen, bedauerlicherweise heute häufiger auch im geistlichen Stand. Sie wollen nicht dienen, sondern verdienen, sich bedienen lassen und sich ihrer Privilegien bedienen.

Die Witwe ist schon im Alten Testament der Prototyp der Armut, der Hilflosigkeit und der Schwäche. Sie hat einen Rechtsstreit und erbittet von dem Richter ein Urteil, durch das sie ihr Recht erhält. Dieser denkt jedoch nicht daran, auf die Bitte der Frau einzugehen, tut es dann schließlich aber doch, wenn auch nicht aus ehrenwerten Motiven heraus. In einem Selbstgespräch verrät er seine Gesinnung: Nicht das berufliche Ethos oder ein gesundes Rechtsempfinden veranlasst ihn, die Bitte der Frau zu erfüllen, sondern allein ihr Drängen: Er will seine Ruhe haben.

Dieser Richter wird im Gleichnis Gott gegenübergestellt. Dabei will das Gleichnis Folgendes ausdrücken: Wenn schon dieser Richter, ein nicht gerade wertvoller Mensch, die Bitte der Frau erfüllt, die ihn fortwährend bedrängt, um wie viel mehr erfüllt dann Gott unsere Bitten, wenn wir beharrlich beten. Es geht im Gleichnis zunächst nicht um das beharrliche Gebet,

sondern um die Gewissheit der Erhörung. Wenn schon ein so schlechter Mensch wie dieser Richter sich aus reinem Egoismus durch die Bitten der Witwe bewegen lässt, ihr zu helfen, um wie viel mehr wird dann Gott die Hilferufe seiner Auserwählten vernehmen.

Gott erhört unsere Bitten, auch wenn er uns zuweilen lange warten lässt. Deshalb brauchen wir nicht mutlos zu werden, ja, dürfen wir nicht mutlos werden, wenn wir meinen, unser Bittgebet finde kein Gehör.

In all unseren Anliegen dürfen, ja, sollen wir vor Gott hintreten, mit großem Vertrauen, und dürfen wir nicht nachlassen in unserem Vertrauen, wenn wir etwa keinen unmittelbaren Erfolg sehen.

Mit dem Bittgebet steht es in der Christenheit besser als mit dem Dankgebet, das ist sicher. Das Bittgebet ist auch ursprünglicher als das Dankgebet, aber auch das Bittgebet hat spürbar nachgelassen und mit ihm das Vertrauen auf Gott, der seit eh und je wirkt in unserer Welt und in unserem Leben, der uns helfen kann und der uns helfen will.

Immer größer wird heute die Zahl derer, die nur noch auf sich selber vertrauen oder - abergläubisch - ihr Vertrauen auf dunkle Mächte setzen oder auf magische Praktiken. Denn wenn der Glaube durch die Tür herausgeht, steigt der Aberglaube durch das Fenster ein: Die Zahl 13, die schwarze Katze, die Spinne, das Hufeisen, das Horoskop, der Talisman, das Maskottchen oder das Amulett und vieles andere mehr tritt heute an die Stelle des Bittgebetes. Häufiger beherrscht der Aberglaube der Esoterik heute auch den Betrieb in den Gemeinden, der weithin an die Stelle der Seelsorge getreten ist, an die Stelle der Glaubensverkündigung, der Sakramentenspendung und der Begleitung der Menschen, vor allem der Kranken und der Sterbenden. In das Vakuum des Glaubens strömen der Betrieb und die Bü-

rokratie ein oder schlicht und einfach die Lethargie, die totale Frustration. War früher der Priester das Zentrum der Gemeinde, so ist es heute das Pfarrbüro. Und den Priester kann man auch nur, wenn überhaupt, über das Pfarrbüro erreichen und muss sich dabei unter Umständen gar einige Tage gedulden.

Das Bittgebet ist eine Frage des Glaubens, aber auch eine Frage der Vernunft. Es ist eine Frage des vernünftigen Glaubens: Wenn Gott uns geschaffen und wenn er uns erlöst hat, wenn er unser Vater ist und wenn er unser Leben trägt, dann dürfen wir in allen Situationen auf ihn vertrauen, dann dürfen und müssen wir ihm unsere Bitten vortragen, dann dürfen, ja, müssen die Sorgen unseres Lebens ein bedeutsames Element unseres Betens sein.

Manche sagen: Das Bittgebet ist überflüssig; denn Gott weiß alles, daher weiß er doch, was wir nötig haben, auch ohne dass wir es ihm sagen. Wer so spricht, verkennt, dass es notwendig ist, dass wir Gott unser Vertrauen bekunden. Davon lebt der Glaube, davon lebt die Liebe, davon lebt das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern.

Das Bittgebet ist die erste Konsequenz des Glaubens, und es ist eine Macht, denn in ihm bewegt der schwache Mensch, wenn er auch noch so unscheinbar ist, die Allmacht Gottes. Im Bittgebet kann auch der unendlich viel leisten, der sonst zur Untätigkeit verurteilt ist. Wo immer wir unsere menschliche Ohnmacht schmerzlich spüren, da sollte uns das ein Anlass sein, dass wir uns auf die Macht Gottes besinnen. Aber das beharrliche Gebet muss mit dem beharrlichen Willen verbunden sein, Gottes Gebote zu erfüllen, Gott die Treue zu halten, sich von dem Geist der Lüge abzuwenden, der so oft unsere Welt und auch unser persönliches Leben bestimmt.

Gott wird uns nicht erhören, wenn wir nicht rein sind in der Gesinnung, wenn wir uns nicht um ein Gott wohlgefälliges Leben bemühen.

Im Gleichnis unseres Evangeliums klingt sodann der Gedanke an, dass Gott es ist, der die Gerechtigkeit herbeiführt, die Gerechtigkeit, die auf Erden so selten ist. Dem ungerechten Richter wird der gerechte gegenübergestellt. Wer die Augen aufmacht und nachdenkt, dem wird es klar, dass die Ungerechtigkeit groß ist in der Welt. Aus ihr, aus der Ungerechtigkeit in der Welt, geht unendlich viel Leid hervor. Letztlich ist sie bedingt durch den Egoismus der Menschen. Zuweilen greift Gott da ein, im Allgemeinen tut er es aber nicht, überlässt er es uns, die Gerechtigkeit herbeizuführen, soweit das möglich ist. Wenn wir sagen: Gott ist gerecht, so kann das nur heißen, dass die Ungerechtigkeit der Welt nicht das letzte Wort haben wird und dass Gott uns beisteht mit seiner Gnade, wenn wir uns um die Gerechtigkeit bemühen. In der unzerstörbaren Sehnsucht des Menschen nach der Gerechtigkeit hat man vielfach einen Beweis für die Existenz Gottes gesehen. Zu Recht.

Und noch ein Wort zu der Frage Jesu, ob der Menschensohn Glauben finden wird bei seinem Kommen. Diese Frage steht am Schluss unseres Evangeliums. Der Menschensohn, das ist der, der uns das Gleichnis erzählt. Die Antwort auf seine Frage können wir leicht finden. Sie muss lauten: Damals hat er nicht viel Glauben gefunden und heute auch nicht. Darin liegt eine besondere Tragik, dass wir Menschen uns so schwer darin tun, auf Gott zu hören. Wir suchen das Heil, aber wir können uns so oft nicht dazu entschließen, dass wir uns darum bemühen. Jesus weint einmal über diese Tragik des Menschen im Blick auf die Stadt Jerusalem.

Der Glaube an den Menschensohn und seine Botschaft ist auch heute das entscheidende Problem in der Kirche. All die beklagenswerten Missstände

und Verunsicherungen und Torheiten innerhalb der Kirche, sie gründen in dem fehlenden oder in dem mangelhaften Glauben. Das gilt nicht zuletzt auch für die vielen Fälle des Ungehorsams gegenüber der kirchlichen Autorität, die heute gleichsam an der Tagesordnung sind. Die Kirche würde erfolgreicher sein in ihrem Wirken, nach innen wie auch nach außen hin, wenn der Glaube stärker wäre in ihr. Jesus nennt das Ideal einen Glauben, der Berge versetzen kann. Der schwache Glaube aber oder der verlorene Glaube, er hat seinen Grund letzten Endes im Stolz, in der Überheblichkeit, in der Selbstüberschätzung, im Besserwissen-Wollen und vor allem in der fehlenden Wahrheitsliebe.

Erst der lebendige Glaube lehrt uns zu beten. Er schenkt uns Vertrauen und lehrt uns, beharrlich zu beten. Er ist es aber auch, der uns die Ungerechtigkeit der Welt ertragen lässt, und er ist es schließlich auch, der die Gerechtigkeit herbeiführt in dieser Welt, wenigstens bis zu einem gewissen Grad. Auf den Glauben kommt es an. Der Unglaube paralysiert das Wirken der Kirche, heute in großem Umfang. Um den Glauben müssen wir uns bemühen mit allen Kräften unseres Verstandes und unseres Herzens. Zur Voraussetzung hat er vor allem die Demut und die Liebe zur Wahrheit. Um den Glauben müssen wir uns bemühen, und beten müssen wir um ihn. Amen.

30. SONNTAG IM JAHRESKREIS (WELTMISSIONSSONNTAG),

„ALLE HABEN MICH IM STICH GELASSEN“

„Alle haben sie mich im Stich gelassen ... Gott aber hat mir die Kraft geschenkt, das Evangelium zu verkünden und allen Völkern die Heilsbotschaft zu bringen“ (2 Tim 4, 16 f). So erklärt Paulus am Ende seines Le-

bens. Dabei schaut er dankbar zurück. Wir wissen, dass er nicht eines natürlichen Todes gestorben ist. Sie haben ihn vor den Toren der Stadt Rom enthauptet wegen der Verkündigung des Evangeliums. Er wird damals noch nicht ganz 60 Jahre alt gewesen sein. Dass er nicht eines natürlichen Todes sterben werde, das hatte er schon drei Jahrzehnte vorher kommen sehen, am Beginn seines apostolischen Wirkens. Der Tod eines Märtyrers war für ihn die Krönung seiner Arbeit für Christus, den Gekreuzigten. So ist es immer, auch heute noch: Wer Christus kompromisslos verkündet, der gerät damit in Gegensatz zur Welt und zu den Menschen, er gerät in einen Gegensatz zur Welt und zu den Menschen, der ihm unter Umständen gar das irdische Leben kostet. Heute erleben wir es immer wieder, dass seine Gegner die eigenen Freunde oder die eigenen Glaubensgenossen sind, genauer gesagt, die den Anspruch erheben, Glaubensgenossen zu sein, es aber in Wirklichkeit schon lange nicht mehr sind. So erleben wir es heute in immer neuen Variationen, da die Kirche mit sich selbst uneins geworden ist. Im innerkirchlichen Mobbing, so nennt man das heute, reibt sich die Kirche selbst auf. So erfahren es heute Pfarrer und Bischöfe, im Großen wie im Kleinen, wobei es oft nicht ganz leicht ist, Blauäugigkeit und Bosheit voneinander zu unterscheiden.

Wir begehen heute den Weltmissionssonntag. Wir erinnern uns an unsere missionarische Verantwortung. Beispielhaft ist da für uns alle der heilige Paulus, der Völkerapostel, er ist das Urbild eines christlichen Missionars.

Wir sind keine Amtsträger, gewiss. Die Amtsträger sind es, die die entscheidende Verantwortung tragen für die Ausbreitung der Kirche und des Evangeliums und für die innere Konsolidierung der Kirche, aber als Getaufte und Gefirmte haben wir alle Anteil an dieser Verantwortung, können wir uns ihr nicht ungestraft entziehen. Ein jeder von uns muss bemüht sein, die, die bereits zur Kirche gehören, im Glauben zu bestärken, und der Kir-

che nach Kräften neue Glieder zuzuführen, dem Bösen zu widerstehen und der Wahrheit die Ehre zu geben.

Jesus hat seine Jünger auf die Ausbreitung des Evangeliums vorbereitet. Er hat ihnen die Schwierigkeiten, die damit verbunden sein würden, nicht verheimlicht, er hat ihnen gesagt: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Lk 10, 3). Gleichzeitig aber hat er ihnen seinen Beistand versprochen: „Ich habe euch die Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten, ich habe euch Vollmacht gegeben über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch schaden“ (Lk 10, 19). Das bedeutet: Wer Christus verkündet, wird an seinem Schicksal teilhaben, an der Verfolgung durch die Menschen bis hin zum Tod. Aber Gottes Macht wird sich an ihm als stärker erweisen. Wer sich der apostolischen Aufgabe verschreibt, wird oft auch von den Freunden verlassen und in große Einsamkeit geraten, wie Paulus es in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags für seine Person beschreibt. Paulus betet für die, die ihn verfolgen, um Gnade bei Gott, er betet für die Feinde des Kreuzes Christi, für die Wölfe, die in Schafskleidern umhergehen und ihn bedrängen. Er betet: „Möge es ihnen nicht angerechnet werden“ (2 Tim 4, 16).

Die missionarische Kraft der Kirche ist heute erlahmt. Der Aufbruch nach den Schrecken des 2. Weltkriegs ist verrauscht. Der Wohlstand hat ihn erstickt. Auch das Konzil hat es nicht vermocht, bleibende Begeisterung und Glaubensfreude zu wecken. Das hat seinen tiefsten Grund im Schwinden des Glaubens als einem weltweiten Phänomen. Die Skepsis gegenüber Gott, gegenüber einer unsichtbaren jenseitigen Welt und gegenüber einem Weiterleben des Menschen nach seinem Tod, in einem Weiterleben, in dem die Ernte des Lebens eingefahren wird, ist groß geworden. Für etwas, das ich selber nicht mehr oder nur noch halb glaube, kann ich mich aber nicht

einsetzen, zumal wenn ich damit meine Freunde verliere und mir die Feindschaft der Welt einhandle.

Viele sind nicht mehr davon überzeugt, dass es nur eine Kirche Christi gibt, eine wahre Kirche, dass in ihr Gott selber sein Wort verkündet und erklärt. Viele geben all den verschiedenen christlichen Glaubensgemeinschaften Recht. Sie sprechen von einer Vielzahl von Wahrheiten, die sich - bei vernünftiger Betrachtung - jedoch gegenseitig ausschließen. Aber der Vernunft hat man den Kampf angesagt. Das unklare Denken löst den Glauben in Meinungen auf. Das zeigt neuerdings wieder die unehrliche Pression um die Zulassung der Geschiedenen, die in einer neuen zivilen Ehe leben, zur Eucharistie, wenn man da innere Widersprüche einfach zudeckt. Durch eine falsche Ökumene haben viele das Unterscheiden verlernt. Das gilt zuweilen auch für die Hirten. Andere sehen sogar in Christus nur noch einen Religionsstifter, einen Propheten, einen gewöhnlichen Menschen. Häufiger gilt das gar für die professionellen Lehrer des Glaubens. Von daher sind sie dann oft der Meinung, alle Religionen seien gleichwertig, und sie seien im Grunde allesamt Produkte der Phantasie der Menschen. Von nicht wenigen werden heute auch innerhalb der katholischen Kirche, teilweise von solchen, die eine große Verantwortung tragen in ihr, einzelne Wahrheiten ausgeklammert, solche, die ihnen nicht passen oder die ihnen unwahrscheinlich vorkommen.

So glauben die einen nicht an die Gegenwart Christi in der Eucharistie, die anderen lehnen das Bußsakrament ab, wieder andere beziehen ihre moralischen Vorstellungen, speziell jene, die die menschliche Geschlechtlichkeit und die Ehe betreffen, von der öffentlichen Meinung, und sie kommen sich dabei noch besonders originell vor, stellen sich jedoch faktisch in den Dienst einer weltweiten aggressiven antichristlichen Ideologie.

Noch viele weitere subjektive Verzerrungen des Glaubens der Kirche könnte man nennen. Nur eines sei noch gesagt: Wenn man eine Wahrheit leugnen kann, dann kann man sie alle leugnen. Hätte die Kirche auch nur in einem Punkt den Glauben falsch verkündet, dann hätte sie nicht die Verheißungen Gottes, dann wäre sie nur ein menschliches Gebilde. Wie aber könnte man einem Menschen uneingeschränkt Vertrauen schenken, im Leben und im Sterben?

Demgegenüber ist jedoch festzuhalten: Nicht Menschen garantieren uns die Wahrheit unseres Glaubens, sondern der Heilige Geist, der die Kirche leitet. Deshalb kann der Maßstab für die Wahrheit der Verkündigung der Kirche nicht unser eigener Geschmack sein, kann es nicht unsere eigene vermeintliche oder wirkliche Klugheit sein, die die Wahrheit des Glaubens garantiert.

Die Lüge ist der Schlüssel zum Verständnis vieler beklagenswerter Erscheinungen in der Kirche heute und auch in der Welt.

Der mangelnde Glaube ist, wie gesagt, der eigentliche Grund für das Nachlassen der apostolischen Kraft der Kirche. Das führt dazu, dass viele nicht einmal mehr davon überzeugt sind, dass Gott ist, dass Gott wirklich existiert. Wir müssen uns aber klarmachen, dass die Welt ohne Christus und die Kirche und erst recht ohne Gott - das gilt vor allem für unsere kompliziert gewordene Welt - immer mehr den Boden unter den Füßen verliert, ja, dass sie dem Abgrund entgegeneilt. Je größer der Fortschritt, umso gefährlicher wird das Leben in dieser Welt, wenn sie nicht gleichzeitig zu Gott und zu Christus und zur Kirche findet. Die wachsenden Gefahren der Selbstzerstörung des Menschen im privaten wie im öffentlichen Bereich können allein durch die Hinwendung zu Christus und zu seiner Kirche gebannt werden. Deshalb ist unsere Verantwortung für die Ausbreitung der christlichen

Wahrheit heute größer als je zuvor. Es geht hier um die Kirche, ohne sie ist das Christentum fragmentarisch.

Der Weltmissionssonntag erinnert uns daran, dass wir selbst zum ganzen Glauben zurückfinden, dass wir ihn uns wieder ganz zu Eigen machen müssen. Dann werden wir auch wieder die Selbstverständlichkeit unserer apostolischen Verantwortung erkennen und verwirklichen im Hinblick auf die Evangelisierung der Völker. Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Wenn aber das Herz leer ist, wie sollte es sprechen und - vor allem - wovon sollte es sprechen? Mission ist bei uns, im einstmals christlichen Abendland, nicht weniger nötig als in den Ländern der Zweiten und der Dritten Welt. Wir müssen uns schon die Hände dafür schmutzig machen und uns beharrlich und inständig einsetzen - mit der Bereitschaft, unser Ansehen zu riskieren. Wir dürfen uns nicht davor fürchten, mit Entrüstung bestraft zu werden oder uns gar Hass und Verfolgung einzuhandeln. Die Wahrheit kennt keine Kompromisse, Kompromisse kann es nur geben im Hinblick auf die Wege ihrer Verkündigung. Wir müssen wohl unterscheiden zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, wir müssen unterscheiden zwischen der Sünde und dem Sünder. Dem einen gilt unsere ganze Liebe, dem anderen aber gilt unser Kampf, unser geistiger Kampf. Gott sendet auch uns wie Schafe unter die Wölfe und erspart uns dabei nicht die Verfolgung, aber er macht uns auch stark und letztlich unüberwindlich, wenn wir seine gefügigen Werkzeuge sind. Der Apostel muss es riskieren, dass ihn alle verlassen. Das kann er, wenn er weiß, dass Christus ihn nicht verlässt. Gott erwartet von uns, dass wir ihm die Treue halten. Dann verlässt er uns nicht. Amen.

ALLERHEILIGENFEST

„SIE SIND AUS DER GROSSEN DRANGSAL GEKOMMEN UND HABEN IHRE KLEIDER REIN GEWASCHEN IM BLUT DES LAMMES“

Des Öfteren wird heute festgestellt, das, was die evangelischen Christen und die katholischen Christen im Glauben unterscheide, sei weniger als das, was sie im Glauben verbinde. Das ist gut gemeint und soll wohl auch die Ökumene fördern, sieht man aber genauer hin, erkennt man bald, dass die Differenzen doch sehr zahlreich sind und sehr tief gehend, vor allem auch, wenn man bedenkt, dass der Glaube der reformatorischen Gemeinschaften auch prinzipiell nicht festgelegt ist, wie das in der katholischen Kirche der Fall ist. Ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ist der, dass die Katholiken die Heiligen verehren, während die Protestanten die Verehrung der Heiligen ablehnen. Sie sehen in der Heiligenverehrung der Katholiken eine Schmälerung der Ehre Gottes und menschliche Selbstherrlichkeit, wenn sie sie nicht gar als Aberglauben und Rückfall ins Heidentum verstehen. Sie leugnen nicht, dass es Heilige gibt. Heilige sind für sie alle, die im Glauben an Christus gestorben sind, unabhängig von ihren Werken, unabhängig davon, wie sie gelebt haben. Sie kommen allerdings erst am Jüngsten Tag zur Anschauung Gottes, bis dahin liegen sie im Todesschlaf oder sie leben fort im Denken Gottes.

Wie sie auch über die Heiligen denken, die Protestanten, immer vertreten sie die Meinung, dass man die Heiligen nicht verehren und weder anrufen kann noch anrufen darf. Schon deshalb nicht, weil die Heiligen nicht durch ihre Werke, sondern allein durch die Gnade Gottes die Vollendung gefunden haben und weil es außer dem einen Mittler Jesus Christus keine Mittler zwischen Gott und dem Menschen geben kann. Auch wir rühmen die Gnade Gottes in den Heiligen, übersehen dabei jedoch nicht, dass sie in ihrem Erdenleben mit der Gnade Gottes mitgewirkt haben, dass sie so Verdienste

erworben haben vor Gott und dass sie gerade darin Vorbilder sind für uns alle.

Darüber hinaus aber können sie Fürsprecher sein für uns, können sie für uns eintreten bei Gott, weil ihre Seele lebt und bei Gott ist und weil wir mit ihnen und sie mit uns verbunden sind in der Gemeinschaft der Heiligen. Diese umfasst die triumphierende Kirche, die streitende Kirche und die leidende Kirche. Die Seligen des Himmels, die Gläubigen auf Erden und die Armen Seelen im Fegfeuer bilden so eine Gemeinschaft. Und wie in jeder Gemeinschaft, so kann auch in dieser Gemeinschaft einer für den anderen eintreten.

Das Konzil von Trient erklärt zurückhaltend, aber bestimmt gegenüber den Reformatoren: „Es ist gut und nützlich, die Heiligen anzurufen, um durch ihre Fürbitte Gottes Wohltaten zu erlangen“ (Denzinger/Schönmetzer Nr. 1821). Wenn wir aus der Verbundenheit mit den Unvollendeten im Fegfeuer und mit den Vollendeten im Himmel heraus bewusst leben, schenkt uns diese Verbundenheit Geborgenheit in der Einsamkeit und in der Verlassenheit und Geduld in den Leiden und Widrigkeiten unseres Lebens.

Die Verehrung der Heiligen ist ein bedeutendes Wesensmerkmal des Katholischen. Fast jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, begehen wir das Gedächtnis eines Heiligen oder gar mehrerer Heiliger. Die Acta Sanctorum der Bollandisten verzeichnen im 17. Jahrhundert etwa 20000 Heilige namentlich, das Martyrologium Romanum, das auf die Märtyrerakten der frühen Christenheit zurückgeht, verzeichnet etwa 2700. Am heutigen Allerheiligentag gedenken wir der großen Zahl der Heiligen, deren Namen niemand kennt, von deren Heiligkeit niemand weiß oder nur wenige wissen, deren Heiligkeit zwar nicht durch die Kirche, aber durch Gott anerkannt ist. Dazu gehören auch jene, die nach ihrer Läuterung im Fegfeuer zur Vollendung

gelangt sind, viele von unseren Vorfahren, viele, die wir im Leben gekannt haben oder denen wir gar verbunden waren. Was sie alle vereint, die großen Heiligen, deren Namen wir kennen, und die Heiligen, deren Namen wir nicht kennen, das ist, dass sie „aus der großen Drangsal kommen und dass sie ihre Kleider rein gewaschen haben im Blut des Lammes ". So sagt es die Lesung des heutigen Festtages.

Von Anfang an gehört die Verehrung der Heiligen zur Kirche Christi, von Anfang an ist sie ein wesentliches Element der Gottesverehrung in ihr. Schon im ersten Jahrhundert wurden die Märtyrer und die Frommen nach ihrem Tod verehrt, dankte man Gott für sie, pries man sie in Hymnen und Gebeten und rief sie an in den Nöten der Zeit. Man sah auf das Zeugnis ihres Glaubens und auf ihr vorbildliches Leben und vertraute sich ihrer Fürbitte an. Seit dem 10. Jahrhundert wurden sie in feierlichen Gottesdiensten beatifiziert oder kanonisiert und zur Ehre der Altäre erhoben.

Im Leben der Heiligen ist uns der Weg in die himmlische Heimat vorgezeichnet. In den Heiligen hat das Evangelium eine lebendige Gestalt angenommen. Die Heiligen erinnern uns daran, dass wir Fremdlinge und Pilger sind in dieser Welt (1 Petr 2, 11). In der Regel waren sie nicht außergewöhnliche Menschen, die Heiligen, in der Regel waren sie gewöhnliche Menschen wie wir, aber sie lebten das gewöhnliche Leben der Menschen in außergewöhnlicher Weise.

Sie lebten in der Gottes- und Nächstenliebe und in der Hingabe an Gott und an seinen heiligen Willen. Sie lebten im Geist der Selbstverleugnung, im Blick auf den Gekreuzigten ertrugen sie ihre Krankheiten und Leiden in Geduld und vertrauten auf Gott in den Enttäuschungen, die das Leben ihnen bereitete. Sie litten unter dem Neid, unter der Treulosigkeit, unter dem Misstrauen und unter dem Hochmut der Menschen, vereinigten sich

aber in ihrem Leid mit dem gekreuzigten Erlöser. In aller Anfechtung waren sie bemüht, die Herrschaft des Geistes über die Begierden des Fleisches zu bewahren. Sie gaben der Wahrheit die Ehre und der Gerechtigkeit. Sie waren eigenständige Menschen, liefen nicht dem Zeitgeist hinterher und waren standhaft und beharrlich im Guten. Vor allem waren sie betende Menschen. Das tiefste Geheimnis ihres Lebens war das Gebet, die innere Verbindung mit der jenseitigen Welt, in der sie die Vollendung gefunden haben. In ihrer Vollendung sind sie unsere Fürsprecher. Das sind sie deshalb, weil sie in der Anschauung Gottes sind und weil sie gleichzeitig zu uns gehören. Und Gott will es, dass wir sie anrufen. Unser Gebet ist wirksamer, wenn wir sie darin einbeziehen.

Im Leben der Heiligen erkennen wir unseren Weg, den Weg, den wir gehen müssen, damit wir das jenseitige Ziel erreichen. Die Heiligen machen das Evangelium sichtbar in ihrem Leben, und sie sind uns Vorbilder. Weil sie bei Gott sind, in der himmlischen Heimat, und zugleich zu uns gehören, deshalb können sie uns zur Hilfe kommen mit ihrem Gebet, wenn wir uns ihnen anvertrauen. Die Heiligenverehrung verleiht der katholischen Frömmigkeit Farbe und Wärme.

Die Zahl der Heiligen ist unermesslich groß. Gleichsam um ein Unendliches übersteigt sie die Zahl der Heiligen, deren Namen uns überliefert sind. Daran will uns der heutige Festtag erinnern. Sie alle dürfen wir verehren, ihnen allen dürfen wir uns anvertrauen in unseren Gebeten. Und die Betrachtung ihres Lebens will uns Trost schenken und Geborgenheit in den Anfechtungen unserer Zeit und unseres persönlichen Lebens. Über die vollendeten Heiligen hinaus können wir auch den noch unvollendeten Verstorbenen, den Armen Seelen, wie wir sie nennen, über das Grab hinaus unsere Liebe erweisen. Ja, wir können sie, die Armen Seelen, gar um ihre

Fürsprache anrufen für uns, in unseren Anliegen. So können nicht nur wir ihnen beistehen, so können auch sie uns beistehen. Amen.

ALLERSEELENTAG

„WENN MIR AM ALLERBÄNGSTEN WIRD UM DAS HERZE SEIN"

Am Allerseelentag denken wir an den Tod, mehr als sonst. Der Tod erinnert uns in schmerzlicher Weise an unsere Vergänglichkeit. Deswegen fliehen viele vor ihm, bemühen sich viele, möglichst wenig an ihn zu denken. Das ist töricht, denn wir können dem Tod nicht entfliehen, einen jeden von uns holt er ein, über kurz oder lang. Der Weise lebt mit dem Tod, er macht sich ihn zum Freund. Denn wer zu sterben weiß, der weiß auch zu leben. Der christliche Glaube lehrt uns, das Leben als Einübung des Sterbens zu verstehen. In ihm geht es wesentlich um die „ars moriendi", wie man im Mittelalter sagte, um die „Kunst des Sterbens".

Unser aller Zukunft ist ungewiss. Das Sicherste, das wir von ihr sagen können, ist, dass sie uns den Tod bringen wird. Jeder wird einmal sterben. So sicher diese Tatsache ist, so ungewiss ist das Wie, das Wann, das Warum und das Wo unseres Sterbens. Dabei begleitet der Tod uns ein Leben lang. „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen", so singt die Kirche schon seit dem 11. Jahrhundert. Jeder von uns weiß, dass wir „mitten im Leben vom Tod umfangen sind", dennoch kommt uns dieser Gedanke äußerst fremdartig vor. Nur schwer können wir uns den eigenen Tod vorstellen. Auf der einen Seite sind wir geneigt, den Gedanken an den Tod zu verdrängen, auf der anderen Seite beschäftigt er uns oft, sehr oft unterschwellig.

Was den Tod so geheimnisvoll und was das Sterben so schwer macht, das ist die Tatsache, dass wir um unseren Tod wissen und dass wir wissen, dass wir ihn allein sterben.

Wie das Kind aus der Geborgenheit des Mutterschoßes in die Ungeborgenheit der irdischen Welt hineingeboren wird, so werden wir im Tod in die jenseitige Welt hineingeboren, in eine uns gänzlich unbekannte Welt.

Ein Tier verendet, sein Leben verlöscht, das Verenden eines Tieres ist ein Naturereignis, aber ein Mensch stirbt, er erlebt sein Sterben, jedenfalls prinzipiell, er weiß um sein Sterben, und zu diesem seinem Sterben gehört die Todesangst. In ihr, in der Todesangst, ahnt der Mensch, dass sein Sterben nicht einfach das Ende ist, dass es vielmehr einen neuen Anfang markiert, dass in ihm die Bilanz des Lebens gezogen wird. In der Todesangst ahnt der Mensch, dass der Tod ihn zu einer unerhört schicksalsträchtigen Begegnung führt, zu der Begegnung mit seinem Schöpfer.

Wir sterben ganz allein, in letzter Einsamkeit. Kein Mensch geht mit uns. Einsam gehen wir diesen Weg, einen Weg, den wir zuvor noch nicht gegangen sind. Und dieser Weg führt uns in eine Welt, von der wir keine Vorstellung haben, um die wir aber wissen dank unserer Vernunft und vor allem dank unseres Glaubens. Wir sterben ganz allein, in letzter Einsamkeit. Vor dieser Einsamkeit kann uns nur einer bewahren. Der, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6). Diese Aussage stand im Zentrum des Evangeliums dieser heiligen Messe. Nur einer kann uns vor dieser Einsamkeit bewahren. Aber man muss ihn kennen. Wenn man ihn im Leben nicht gekannt hat, dann kann man im Tod nicht seine Hand ergreifen. Nur dann begleitet er uns im Tod, wenn er uns auch im Leben begleiten durfte.

In dem Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ singen wir: „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, dann reiß mich aus den Ängsten ...“. Im Ave Maria beten wir um die Hilfe der Gottesmutter „jetzt und in der Stunde unseres Todes“.

Wenn wir als Christen leben, empfangen wir unermesslichen Trost im Sterben, lernen wir die schwerste Aufgabe unseres Lebens zuversichtlich und ohne große Angst zu meistern. Mit Christus leben und sterben, das bedeutet, getröstet in eine neue Existenzweise hineinsterben.

„Wie man glaubt, so lebt man, wie man lebt, so stirbt man, wie man stirbt, so bleibt man“, hieß es früher im Grünen Katechismus (S. 253). Im Alten Testament lesen wir im Buch des Predigers: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen“ (Pred 11, 3).

Im Tod eines Menschen sind die Würfel gefallen, ist die letzte Entscheidung gefällt. Entweder sind wir gerettet, oder wir sind verloren. Gerettet sind wir auch dann, wenn wir noch der Läuterung bedürfen. Zur Anschauung Gottes können wir nur gelangen, wenn wir ganz rein sind. Die glückselige Vereinigung mit Gott, die uns beschieden ist, ist da nicht möglich, wo noch Schuld zu sühnen ist. Darum gibt es einen Ort der Reinigung in der jenseitigen Welt, in der Sprache der Kirche das Purgatorium, das Fegfeuer. Von ihm weiß die Überlieferung vieler Religionen.

Das Purgatorium, das Fegfeuer, ist ambivalent, es ist zugleich vom Schmerz und von der Freude geprägt. Den noch der Läuterung Bedürftigen können wir zu Hilfe kommen und die Zeit ihrer Läuterung abkürzen. Durch unsere Gebete und durch unsere guten Werke und durch unser geduldiges Leiden können wir den Verstorbenen noch über das Grab hinaus unsere

Liebe und Treue schenken. Gott ermöglicht uns die Gemeinschaft mit ihnen auf diesem Weg über die Schwelle des Todes hinweg.

Der heilige Augustinus - er starb im Jahre 430 - erzählt uns in seinen Bekenntnissen, wie er im Gebet die Gemeinschaft mit seiner verstorbenen Mutter, die ihn gleichsam zweimal geboren hat, gepflegt und darin unendlichen Trost in seiner unermesslichen Trauer angesichts der Trennung von ihr gefunden hat.

Wir tun gut daran, den Tod nicht zu verdrängen oder zu vergessen. Der Tod muss unser Leben prägen, denn wie man lebt, so stirbt man. Andererseits gilt: Wer zu sterben weiß, der weiß auch zu leben. Christliches Leben ist - recht verstanden - Einübung des Sterbens. Es ist die entscheidende Aufgabe der Verkündigung der Kirche, uns die „ars moriendi“, die Kunst des Sterbens, zu lehren. Halten wir die Gemeinschaft mit den Verstorbenen im Gebet, so werden sie, die unsere Hilfe erfahren, ihrerseits uns helfen, unseren Tod recht zu sterben. Amen.

31. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DER MENSCHENSOHN IST GEKOMMEN, ZU SUCHEN UND ZU RETTEN, WAS VERLOREN WAR“

Das Evangelium des heutigen Sonntags gipfelt in dem Satz: „Der Menschensohn - der Menschensohn, das ist der Messias -, der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren war“ (Lk 19, 10). Der Satz erinnert an eine Stelle im Buch des Propheten Ezechiel. Dort erklärt der Gott des Alten Bundes durch den Mund des Propheten: „Ich selbst werde meine Schafe weiden … das Verirrte werde ich suchen, das Ver-

sprengte heimführen, das Verletzte verbinden und das Kranke stärken …“ (Ez 34, 16). Wie Jahwe, der Gott Israels, im Alten Bund der gute Hirt seines Volkes ist, so ist es im Neuen Bund der Messias, der ihm gleich ist, wie es uns die Evangelien bezeugen. Er ist der gute Hirt aller Menschen, sofern er den Sündern nachgeht, den Verlorenen, um sie auf den Weg des Heiles zu führen. Denn mit ihm ist Gottes Liebe und Gottes Barmherzigkeit in diese Welt gekommen.

Das ist die entscheidende Aussage des heutigen Evangeliums. Christus geht den Verlorenen nach, um sie auf den Weg des Heiles zu führen. Das tut er auch heute noch, direkt und unmittelbar durch sein Wirken in den Herzen der Menschen, indirekt und mittelbar tut er das heute oder besser: will er das heute tun durch jene, die ihn vertreten und repräsentieren, durch die Priester, deren entscheidende Aufgabe es ist, sein Erlöserwirken in dieser Welt sichtbar zu machen und fortzusetzen. Nicht zuletzt will er sein Erlöserwirken in unserer Welt sichtbar machen und fortsetzen durch uns alle, die wir als Getaufte und Gefirmte in seine Nachfolge gerufen sind. Das kann in dreifacher Weise geschehen, durch unser Beispiel, durch unsere guten Worte und durch unser Gebet.

In der zur Zeit des Neuen Testamentes recht bedeutenden Grenzstadt Jericho wirkt Zachäus als Oberzöllner im Dienst der Römer, und er ist sehr reich geworden dabei. Nicht ist es der Reichtum, der ihn verächtlich macht in den Augen seiner Zeitgenossen, sie verachten ihn vielmehr deshalb, weil er - wie alle Zöllner - im Dienst der Römer, eines fremden Volkes, steht und weil er sich auf Kosten der Armen bereichert, wie es alle Zöllner tun, weshalb die Zöllner damals als Sünder schlechthin gelten. Zöllner, das ist in damaliger Zeit geradezu ein Synonym für Sünder, ein Schimpfwort. Wenn Zachäus Jesus sehen will - Zachäus ist eine Nebenform von Zacharias -, so ist das nicht schon ein Beweis für eine fromme Gesinnung, mög-

licherweise treibt ihn einfach die Neugier. Als verhasster Zöllner kann er nicht in ein etwa an der Hauptstraße gelegenes Haus eintreten, um vom Obergemach aus Jesus und seine Jünger aus der Nähe in Augenschein zu nehmen. Deshalb steigt er auf einen Baum, der an der Straße steht. Und er wird überreich belohnt für seinen Eifer. Er kann Jesus nicht nur aus der Nähe sehen, sondern dieser sieht ihn an, nennt ihn beim Namen und kehrt als Gast bei ihm ein. Das ist konsequent, so entspricht es seiner Sendung, ist er doch gekommen, um den Sündern, also den Verlorenen, nachzugehen und sie auf den Weg des Heiles zu führen.

Was für Zachäus ein Grund zu größter Freude und Dankbarkeit ist, ist für die Umstehenden ein Ärgernis. Das ist deshalb so, weil sie zum einen kein Verständnis haben für Gottes Liebe und zum anderen bestimmt werden durch die Untugend des Neides, eine Untugend, die uns allen nicht fremd ist. Der Oberzöllner aber wird umgewandelt durch die unerwartete Gnade. Sie wandelt ihn um und macht in einem Augenblick aus ihm einen Jünger Jesu. Das wird deutlich, wenn er sich frei macht von der Lust am Mammon, wenn er sein ungeordnetes Besitzstreben überwindet und wenn er so erkennt, worauf es ankommt in unserem Leben. In der großzügigen Distanzierung von seinem Reichtum - die Hälfte seines Vermögens gibt er den Armen, und die zu Unrecht erworbenen Güter erstattet er gleich vierfach -, in der großzügigen Distanzierung von seinem Reichtum bekundet er die Verwandlung seines Herzens und die bedingungslose Hinwendung zu Jesus, der ihm, dem Verlorenen, nachgegangen ist und ihn auf den Weg des Heiles geführt hat. Jesus erläutert diesen Vorgang, wenn er feststellt: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren“. Der gute Hirt hat ein verlorenes Schaf gefunden, dem er nachgegangen ist. Da gilt: „Im Himmel ist mehr Freude über einen einzigen Sünder, der sich bekehrt, als über 99 Gerechte, die der Umkehr nicht bedürfen“. So erklärt Jesus an einer anderen Stelle (Lk 15, 7).

Die Einkehr Jesu bei Zachäus veranschaulicht uns seine Erlöserliebe, worin sich die Liebe und die Barmherzigkeit des ewigen Gottes spiegeln. Sie korrigiert einen weit verbreiteten Irrtum, wenn sie uns lehrt, dass dem Weg des Heiles die Bekehrung vorausgehen muss. Es ist nicht so, wie viele meinen, dass Gott über die Sünden der Menschen einfach hinwegsieht. Es gibt keine Vergebung ohne die Umkehr. Das wird oft nicht gesehen. Wenn der Mensch in der Sünde verharrt, in der schweren Sünde, kann er das Heil nicht finden.

Wenn jemand ein sündhaftes Leben führt, fern von Gott, denken und sagen wir gern: Gott wird in seiner Barmherzigkeit darüber hinwegsehen. Oder wir beten darum, dass er das tut. Das ist jedoch falsch. Es gibt keine Vergebung ohne Umkehr. Vergebung ohne sie, das ist ein innerer Widerspruch. Gewiss, es kann jemand ein Leben in der Gottesferne führen, dafür aber nicht verantwortlich sein, denn es gibt keine Sünde ohne Einsicht. Wenn er aber dafür verantwortlich ist, dann sieht Gott nicht über die Sünde hinweg, dann setzt die Versöhnung mit Gott die Hinwendung zu ihm voraus. Deswegen beten wir, wenn wir recht für ihn beten, dafür, dass er sich bekehrt, dass er sich Gott zuwendet, und wenn es auch erst in der letzten Stunde ist. Zwei Verbrecher werden zusammen mit Jesus gekreuzigt, der eine bekehrt sich und wird gerettet, der andere nicht. Gott nimmt uns ernst in unseren Entscheidungen und in unserem Wollen.

Die Bekehrung umfasst die Abwendung von der Sünde, die Hinwendung zu Gott und den ehrlichen Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Das bedenken jene nicht, die meinen, in einer kirchlich gültigen Ehe Lebende, die zivil geschieden seien und eine neue Zivilehe eingegangen seien, könnten die heilige Kommunion empfangen oder das Sakrament der Buße und das Sakrament der Eucharistie empfangen. Sie täuschen sich. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist eine göttliche Norm. Von ihr kann kein Papst und kein Bischof

und erst recht nicht das persönliche Gewissen dispensieren. Und die eheliche Gemeinschaft außerhalb der Ehe ist stets ein schweres Vergehen. So entspricht es dem Gottesgebot.

Die Bekehrung umfasst die Abwendung von der Sünde, die Hinwendung zu Gott und den ehrlichen Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Sie ist die Voraussetzung für die Versöhnung mit Gott, dafür, dass man die Barmherzigkeit Gottes erlangen kann. Gewiss, man kann sich noch in der Todesstunde bekehren, aber sicherer ist es, die Bekehrung vorher zu vollziehen. In jedem Fall gilt: Nur da siegt die Gnade über die Sünde, wo der Sünder sie annimmt und sich darum bemüht, dass er sich ihrer würdig erweist.

Jesus kehrt ein bei dem Oberzöllner von Jericho, um ihn, den Verlorenen, auf den Weg des Heiles zu führen. Dieser sagt sich los von seinem Leben in der Sünde. Er beginnt ein neues Leben, er bekehrt sich. Deshalb kann er die Gnade Gottes empfangen. Immer ist es so, dass die Erlöserliebe Jesu wie auch die Barmherzigkeit Gottes nicht ohne Voraussetzungen ist.

Wir dürfen die Sünde und die Gottesferne nicht bagatellisieren. Jesus hat einst seine Verkündigung begonnen mit dem Ruf: „Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1, 15). Sind es auch in erster Linie die Priester, durch die er die Sünder suchen und auf den Weg des Heiles führen und sein Erlöserwirken in der Welt sichtbar machen und fortsetzen will, so sind doch wir alle, die wir getauft und gefirmt sind, berufen, die professionellen Hirten darin zu unterstützen und - vielleicht auch anzueifern, wenn sie ihren Eifer verloren haben und wenn ihre Liebe erkaltet ist. Amen.

32. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„GOTT IST NICHT EIN GOTT DER TOTEN, SONDERN DER LEBENDEN“

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist von der Auferstehung der Toten die Rede, die am Ende aller Tage erfolgen wird, wie wir sie auch im Credo bekennen. Das ist Grund genug für uns, an diesem Morgen über den Tod nachzudenken, der uns begleitet in unserem Leben und den wir allzu gern verdrängen. Zudem ist der Novembermonat seit Jahrhunderten dem Totengedenken geweiht.

Wir glauben an die Gemeinschaft mit unseren Toten über das Grab hinaus, mit denen, die ihre Vollendung in Gott gefunden haben, und mit denen, die im Großen und Ganzen die Zustimmung Gottes gefunden haben, die aber noch eine Zeitlang der Läuterung bedürfen, nicht mit denen, die schuldhaft ohne Gott und ohne Kirche und Christentum gelebt haben und die so gestorben sind, die mit einer schweren Sünde belastet ohne die heiligmachende Gnade, ohne die Gnade der Gotteskindschaft, vor den Richterstuhl Gottes getreten sind.

Wir glauben an drei Möglichkeiten des Schicksals der Verstorbenen, weil Gott es uns so geoffenbart hat und weil es so in der Kirche in allen Jahrhunderten verkündet worden ist. Den einen können wir nicht mehr helfen, den anderen brauchen wir nicht mehr zu helfen, während sie uns zu Hilfe kommen können, und mit der dritten Gruppe verbindet uns ein heiliger Austausch: Wir können ihnen helfen, und sie können uns helfen. Das ist unsere Hoffnung für unsere Toten, die wir gekannt und geliebt haben, dass sie wenigstens am Ort der Läuterung sind, dass also das Band der Gemeinschaft nicht zerrissen ist. Daher beten wir für sie, dass Gott sie bald erlöse und hoffen auf ihre Gebete für uns.

Wir nennen den Ort der Läuterung das Fegefeuer. Damit wollen wir zum Ausdruck bringen, dass die Seelen dort wie Gold im Feuer geläutert werden - läutern ist ein Synonym für reinigen. Die armen Seelen leiden, wenn auch in zuversichtlicher Hoffnung, ja, in der Gewissheit des ewigen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott. Wir nennen sie arm, diese Seelen, aber eigentlich sind sie reich, im Grunde reicher noch als wir, denn das ewige Heil ist ihnen sicher, uns indessen noch nicht.

Wer in die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott eintreten will, der muss ganz rein sein, denn Gott ist wie ein verzehrendes Feuer, wie es im Hebräerbrief heißt (Hebr 12, 29). Im Fegefeuer werden die lässlichen Sünden abgebüßt, die bei unserem Hinübergang noch nicht abgebüßt sind.

Der Glaube an das Fegefeuer ist heute schwach geworden, wenn ihn nicht gar viele schon verloren haben, obwohl auch die Vernunft uns sagt, dass es einen solchen Zwischenzustand geben muss. Die Reformatoren lehrten einst, es gebe keinen solchen Ort der Läuterung, sie meinten, dafür gebe es keinen Hinweis in der Heiligen Schrift. Für sie gab es für die Toten nur zwei Möglichkeiten, entweder kämen sie zum ewigen Leben bei Gott oder zur ewigen Verdammnis. Bis zum Weltgericht aber existierten sie weiter in der Gestalt des Seelenschlafes oder im Gedanken Gottes. Viele gehen heute noch ein wenig weiter, wenn sie die Meinung vertreten, es gebe nur noch eine Möglichkeit für das Schicksal der Toten, die ewige Verdammnis sei ein Kinderschreck, und alle Toten erhielten Anteil am ewigen Leben bei Gott sogleich in der Stunde ihres Todes, wenn sie nicht gar der Meinung sind, der Tod sei das endgültige Ende und über ihn hinaus gebe es nichts mehr. Das wäre dann die letzte Stufe des Abfalls von der Offenbarung und vom Glauben der Kirche.

Bei Beerdigungen ist es heute üblich, dass man den zu Beerdigenden kanonisiert, das heißt, dass man ihn zu einem Heiligen erklärt. Es ist schon beinahe zur Regel geworden, dass die Heiligsprechung bereits am Grab erfolgt. Das geschieht vielfach, weil man die Angehörigen trösten will. Das ist jedoch unehrlich und zerstört letztlich den Glauben an das ewige Leben. Da nimmt man weder Gott noch den Glauben der Kirche ernst.

Das Fegefeuer wird die Regel sein, auch wenn wir uns bemühen um ein gottgefälliges Leben. Wäre es anders, würden die Seligsprechungen und die Heiligsprechungen, die Beatifikationen und die Kanonisationen der Kirche sinnlos sein. „Das menschliche Herz ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“ (Gen 8, 21, vgl. Ex 32, 22).

Darum beten wir für die Verstorbenen und opfern wir unsere Leiden auf für sie, darum wenden wir ihnen Ablässe zu und vor allem die Gnaden des Opfers der heiligen Messe. In den Bekenntnissen des heiligen Augustinus († 430) lesen wir, die Mutter des Heiligen, die heilige Monika, habe ihm, dem weinenden Sohn, in ihrer Sterbestunde erklärt - sie starb auf der Reise zurück in die nordafrikanische Heimat -: „Begrabt meinen Leib wo immer ihr wollt und wie immer ihr wollt, aber gedenket meiner am Altar“ (Buch 9, XI, 27).

Wir denken da oft ganz anders. Das Gebet für die Verstorbenen und die heiligen Messen für sie versanden mehr und mehr. Die Aufwendigkeit bei den Beerdigungen und der übertriebene Gräberschmuck stehen bei uns allzu oft in einem umgekehrten Verhältnis zu unseren Gebeten. Wichtiger als Blumen, Grabmäler und Kränze - das alles ist auch gut, und es kann auch Ausdruck unserer Liebe und unserer Verbundenheit über das Grab hinaus sein -, wichtiger sind die geistlichen Gaben, die wir den Verstorbenen zukommen lassen. Machen wir uns diese Erkenntnis zu Eigen und handeln

wir dem entsprechend, dann sorgen wir auch für unsere eigene Vollendung. Zum einen werden wir dadurch in unserem Christenleben bestärkt, und zum anderen wird uns dadurch die Fürbitte und werden uns dadurch die Gebete der Abgeschiedenen zuteil.

Wir sind in heiliger Gemeinschaft verbunden mit der leidenden und mit der triumphierenden Kirche. Da herrscht ein wunderbarer Austausch der Gnaden, wenn wir unseren Glauben nicht nur mit dem Munde bekennen und wenn wir uns nicht zu einem fragmentarischen Glauben bekennen, zu einem Glauben, der mehr vom Zeitgeist geprägt ist als von der Offenbarung Gottes und vom Glauben der Kirche.

Wenn viele heute nicht mehr für die Verstorbenen beten und nicht mehr auf die Erlösung der Verstorbenen durch das Opfer der heiligen Messe vertrauen, so geschieht das deshalb, weil sie nicht mehr an das Jenseits des Todes glauben oder weil sie denken, alle Toten seien bei Gott, unabhängig von dem Leben, das sie geführt haben, oder weil sie ein falsches Gottesbild haben, sofern sie die Barmherzigkeit Gottes gegen seine Gerechtigkeit ausspielen. Gerade das falsche Gottesbild vieler zeitigt heute nicht wenige faule Früchte, teilweise gar auch bei den Hirten, wenn sie etwa meinen, man könne über die Glaubenswahrheiten abstimmen oder sie könnten erlauben, was Gott verbietet, oder wenn sie den Glauben um der Pastoral willen manipulieren.

Nicht wenige ersetzen heute die Offenbarung Gottes und die Botschaft der Kirche durch ihre eigenen Wünsche und Meinungen, die indessen nichts anderes sind als die Meinungen der Meinungsmacher in den Massenmedien. Der Gott unserer Wünsche und Meinungen aber ist nicht der Gott der Offenbarung. Dieser lehrt uns, in Furcht und Hoffnung unser Heil zu wirken und in heiliger Gemeinschaft mit den Toten verbunden zu bleiben, über

das Grab hinaus. Er lehrt uns das Gericht mit der Möglichkeit des dreifachen Ausgangs, er lehrt uns die Hilfe füreinander, sofern wir noch der Vollendung entgegengehen, und die Hilfe der Vollendeten für die, die noch auf dem Wege sind. Amen.

33. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ES WIRD KEIN STEIN AUF DEM ANDEREN BLEIBEN, DAS ALLES WIRD ZERSTÖRT WERDEN“

Der Tempel in Jerusalem war zur Zeit Jesu ein prächtiges Bauwerk, gleichsam der Inbegriff der Herrlichkeit Gottes. Täglich wurden hier die vorgeschriebenen Opfer dargebracht, und zu den Festtagen kamen viele Pilger nach Jerusalem, um im Tempel zu beten, um dort ihren Glauben zu bekennen und Trost zu finden in den mannigfachen Leiden, die sie zu tragen hatten. Seitdem König Salomon 900 Jahre zuvor den ersten Tempel gebaut hatte, war dieser Tempel der dritte. Zweimal war er in kriegerischen Auseinandersetzungen wieder zerstört worden. Mit dem Bau dieses Tempels hatte der König Herodes im Jahre 20 vor Christus begonnen, wohl weniger aus Frömmigkeit denn aus Ehrgeiz und aus dem Bestreben, sich selbst ein großes Denkmal zu setzen. Jahrzehnte hindurch hatte man die Arbeiten fortgesetzt, ganz abgeschlossen waren sie erst im Jahre 64, vierunddreißig Jahre nach dem Tod Jesu. Sechs Jahre später, im Jahre 70, wurde der Tempel dann in Schutt und Asche gelegt und mit ihm die Stadt Jerusalem. Von diesem schrecklichen Ereignis spricht Jesus im Evangelium. Der römische Feldherr Titus beendete den vier Jahre währenden Jüdischen Krieg damals mit der Zerstörung der heiligen Stadt. Sie erfolgte mit unvorstellbarer Grausamkeit. Josephus Flavius, ein Zeitgenosse dieser Ereignisse, ein Pharisäer aus Jerusalem († um 100 in Rom), der zu den Römern übergelaufen

war, schildert uns das grauenvolle Massaker in seinem Buch „De bello Judaico“. Viele wurden ans Kreuz geschlagen. Josephus Flavius schreibt: Es „fehlte bald an Raum für die Kreuze und an Kreuzen für die Leiber“ (Buch V, 11, 1). Eine ungeheure Zahl von Menschen ist damals auf grausamste Weise ums Leben gekommen. Das sagt Jesus voraus, wenn er feststellt, dass der herrliche Tempel zerstört und kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Dass das so kommen wird, versteht er als Strafe, als Strafe für die Verstocktheit seiner Volksgenossen.

Im 19. Kapitel des Lukas-Evangeliums lesen wir: „Er, Jesus, weinte beim Anblick der heiligen Stadt und klagte: ‚Wenn du es doch … erkannt hättest, was dir zum Frieden dient’“ (Lk 19, 41 f). Das geschah im Hinblick auf diese grauenvolle Zukunft der Stadt und des Tempels.

Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels ist in den Augen Jesu nicht nur ein geschichtliches Ereignis, sie ist auch ein Gleichnis für das Unheil, das über die Menschen kommt, wo immer sie sich von Gott abwenden. So mag er auch beim Anblick unserer Welt zuweilen weinen und klagen. Die Prophetie von der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels wird in unserem Evangelium ausgeweitet, wenn da die Rede ist von Kriegen und Revolutionen, von Erdbeben, Seuchen und Hungersnot, von schrecklichen Dingen und großen Zeichen, die immer zahlreicher werden, je mehr sich die Geschichte ihrem Ende zuneigt, und wenn da die Rede ist von dem Auftreten falscher Propheten und von der Verfolgung der Jünger Jesu.

Das Ende der heiligen Stadt erinnert Jesus an das Ende unserer Weltzeit, und er verbindet diese beiden Ereignisse gleichsam miteinander. Die Bosheit wächst und mit der Bosheit wächst die Heimsuchung. Die Erde wird immer unwirtlicher, und das Leben auf ihr wird immer unerträglicher. Solche Zusammenhänge haben in der Gegenwart viele selbst ernannte Prophe-

ten veranlasst, das baldige Ende vorauszusagen. Vor ihnen warnt Jesus und mahnt zur Nüchternheit. Für ihn gilt, dass es lange so weitergehen kann und dass immer noch eine Steigerung der Drangsale möglich ist, für ihn gilt, dass die Langmut Gottes groß ist.

Wichtiger als die zukünftigen Ereignisse, die hier geschildert werden, wichtiger als die Ereignisse als solche, ist indessen das, was aus ihnen für uns, in unserer Gegenwart, folgt, die Lehre, die sie uns heute erteilen. Nämlich, dass wir erkennen, dass die Katastrophen, die über uns hereinbrechen, die Folge unserer Abwendung von Gott sind - das ist das eine - und dass wir in der geduldigen Ausdauer, im gelassenen Ertragen des Unabänderlichen, das Leben, das wahre Leben, finden werden - das ist das andere. Wer nicht auf Gott hört, wer es besser weiß als jene, die ihn warnen, wer seine eigenen Wege geht, der wählt den Tod, den zeitlichen und gegebenenfalls, wenn er nicht zur Einsicht kommt, den ewigen. Das lehrt uns nicht nur dieses Evangelium. Es gibt keinen Frieden ohne Gott. Die Strafe liegt bereits in der Natur der Gesetzlosigkeit, jedenfalls zum Teil. Der Kirchenvater Augustinus lobt Gott für diese Weisheit, wenn er sagt: „Du, o Gott, hast es so eingerichtet, dass sich jeder ungeordnete Geist selber zur Strafe wird“ (Bekenntnisse, Buch I, 12, 19). Jene Strafe, die natürlicherweise eine Folge der Sünde ist, ist jedoch noch nicht alles. Denn jede Schuld muss gesühnt werden. Gott verhängt auch die Strafe über den Sünder. Das muss heute betont werden. Wir unterscheiden dabei zeitliche und ewige Sündenstrafen. Das heißt jedoch nicht, dass jedes Unheil, das über uns hereinbricht, als Strafe gedeutet werden darf. Das sagt uns die Offenbarung Gottes ausdrücklich. In jedem Fall aber ist die Strafe, ist das Unheil die Kehrseite der Sünde. Wer sich der Sünde hingibt, gerät in ihre Sklaverei. Die Sünde verspricht uns die Freiheit, sie bringt uns jedoch die Unfreiheit. So war es schon bei der Ursünde am Anfang der Geschichte der Menschheit. Der Versucher ist der „Lügner von Anbeginn“ (1 Joh 3, 8). Wendet sich der

Mensch von Gott ab, wird er gewissenlos. Das schlechte Beispiel steckt an. Und gewissenlose Menschen sind zu allem fähig, sie werden nicht selten zu Bestien, die sich gegenseitig zerreißen.

Es gibt so etwas wie eine innere Logik des Bösen: Achte ich mein eigenes Leben nicht mehr, so achte ich auch nicht mehr das Leben meines Bruders, das gilt auch umgekehrt. Konkret bedeutet das etwa: Wenn ich den Menschen schon vor seiner Geburt liquidiere und beschönigende Worte dafür finde, bereite ich damit schlimmere Grausamkeiten vor, in die dann alle oder viele mit einbezogen werden. Gottes Weisung ist der einzige Weg zum Glück, nicht nur zum jenseitigen Glück.

Die Sündenstrafen, die den Charakter der Sühne haben, haben nicht zuletzt auch einen erzieherischen Aspekt. Denn immer will Gott uns im Leid und durch das Leid dazu anhalten, dass wir in uns gehen und dass wir uns bekehren.

Wenn wir uns darüber hinaus bemühen, das Unvermeidliche, das Unabänderliche zu ertragen und auszuharren in Geduld, wenn das Leid größer ist als die Schuld, dann wird es uns schließlich zu einer Quelle vieler Gnaden. Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden, heißt es am Ende unseres Evangeliums. Das gilt vor allem auch im Hinblick auf die Verfolgung der Christen in den endzeitlichen Drangsalen und in den schrecklichen Ereignissen, die ihnen vorausgehen.

Große Drangsale werden uns im Evangelium des heutigen Sonntags für das Ende der Geschichte, für das Ende dieser unserer Weltzeit, vorausgesagt. Das Evangelium spricht von den unbeschreiblichen Leiden der Menschen, denen unsere Welt entgegengeht, von der wachsenden Anarchie, von dem Auftreten falscher Propheten und von der Verfolgung der Getreuen Christi.

So kommt es, weil die Menschen sich von Gott abwenden, weil sie meinen, sie könnten ohne ihn besser leben. Das ist eine Welt, die heute schon mehr und mehr zur Wirklichkeit wird. Wenn wir jedoch andere Wege gehen und uns dem Geist der Gottlosigkeit und der Nivellierung entgegenstellen, dann brauchen wir uns nicht zu fürchten, dann können wir in der Gemeinschaft mit Gott, unserem Vater, und in der Gemeinschaft mit Christus und dem Heiligen Geist auch schwere Zeiten bestehen. Der Jünger Christi erkennt in ihnen die Geburtswehen einer neuen und besseren Zeit, die Geburtswehen der Ewigkeit. Unter dem Aspekt der Ewigkeit ist die Zeit, in der wir leben, immer kurz. Dass wir sie recht nutzen, dass wir sie nutzen, indem wir Gott und den Menschen dienen, das ist die entscheidende Aufgabe unseres Lebens, dazu ermahnt uns das heutige Evangelium. Amen.

CHRISTKÖNIGSFEST (34. SONNTAG IM JAHRESKREIS)

„EIN REICH DER WAHRHEIT UND DES LEBENS“

Unmissverständlich stellt Jesus vor Pilatus fest, dass sein Königtum nicht von dieser Welt ist, dass ihm nicht ein irdisches Königreich zugeordnet ist. Sein Königreich ist, wie es die Präfation des heutigen Festtags zum Ausdruck bringt, ein Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Das Reich der Wahrheit und des Lebens soll in dieser Feier des Geheimnisses unserer Erlösung einen Augenblick lang der Gegenstand unseres Nachdenkens sein.

In den Abschiedsreden des Johannes-Evangeliums erklärt Jesus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (14, 6). Er fährt dann fort nach einer Weile: „Dazu bin ich in die Welt gekommen, um von der Wahrheit Zeugnis zu geben ... wer aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“ (18,

37). Damit macht er deutlich, dass das Reich, das er verkündet hat und das mit ihm gekommen ist, ein Reich der Wahrheit ist. Mit ihm aber tritt er in Gegensatz zu den Reichen dieser Welt, die weithin von der Lüge bestimmt werden.

Die Welt will betrogen sein, sagte man schon im alten Rom. „Mundus vult decipi“, das galt schon immer, heute gilt das in einem verstärkten Maß. Im Buch der Psalmen heißt es: „Alle Menschen sind lügenhaft“ (Ps 116, 11). Das ist verallgemeinernd. Damit soll gesagt sein, dass die Lüge eine große Versuchung ist für allzu viele. Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit, Heuchelei und Verführung bestimmen unsere Welt, heute vielleicht mehr als je zuvor - umso mehr, je mehr sie sich dem Christentum entfremdet. Das gilt heute nicht nur für die profane Welt, sondern auch für die Kirche, Gott sei es geklagt, sofern sie sich mehr und mehr der Welt angleicht und - tragischerweise - durch viele ihrer Vertreter fortwährend ihre Fundamente untergräbt.

Heute etabliert sich das Reich der Lüge inmitten des Reiches der Wahrheit, wobei es zuweilen nicht leicht ist, das eine von dem anderen zu unterscheiden. Man ist geradezu konsterniert, wenn man mit einem wachen Geist das Zeitgeschehen in der Kirche verfolgt. Da erklärt der Sprecher eines progressiven Priesterkreises in der Diözese Limburg, der Bischof, der wohl in erster Linie wegen seiner treuen Kirchlichkeit Opfer einer Kampagne geworden ist, ungeachtet der Fehler, die er sich hat zuschulden kommen lassen, könne nicht in die Diözese zurückkehren, weil Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit unverzichtbar seien für einen Bischof. Das sagt jemand, der einer Gruppierung angehört, die nicht gerade den Glauben der Kirche auf ihre Fahnen geschrieben hat, die im Grunde eine andere Kirche will, eine bequemere Kirche, konstruiert nach dem eigenen Geschmack. Und nicht wenige wiederholen es, die zum gleichen Lager gehören, ehrenamtliche

und gar auch amtliche Vertreter der Kirche, die in großer Distanz zur Kirche leben und die Kirche eher zur Selbstdarstellung missbrauchen.

Im Johannes-Evangelium wird der Teufel als der Vater der Lüge bezeichnet (Joh 8, 44). Die Lüge ist zwar nicht das Wesen des Bösen, aber sie ist dem Bösen doch stets zutiefst verbunden. Wir können diesem Tatbestand gar nicht genügend Aufmerksamkeit zuwenden.

Im öffentlichen Leben, in der Politik, in den Massenmedien und im geschäftlichen Bereich, überall wird schamlos gelogen, sind Verstellung und Unwahrhaftigkeit beinahe zu einer Dauerhaltung geworden. Im privaten Leben ist es nicht anders. Nicht selten lügt man gar mit einem hohen moralischen Anspruch. Oder man bezeichnet die Lüge oder die Unehrlichkeit als Raffinesse und Klugheit oder man rechtfertigt die Unwahrhaftigkeit damit, dass sie der einzige Weg zum Erfolg sei. Oder man sagt, dass, wenn alle lügen, das Lügen doch nicht schlecht sein kann. Der Grundsatz, dass das, was alle tun, erlaubt ist, ist seit eh und je sehr verbreitet. Man sagt: Lügen kann doch nicht schlecht sein, wenn alle lügen, dennoch fühlt man sich beleidigt, wenn man der Lüge bezichtigt wird. Da zeigt sich, dass Gottes Gesetz uns doch nicht unbekannt, dass es uns letztlich ins Herz geschrieben ist. Je tiefer man in die Lüge hinein versinkt, umso weniger weiß man noch um sie, umso weniger registriert man noch ihre Abgründigkeit, ganz abgesehen von ihren oft verheerenden Folgen.

Oft zeigt sich die Unehrlichkeit darin, dass man schweigt, wo man reden müsste, dass man mitmacht, wo man Widerstand leisten müsste. Und oft werden jene, die die Wahrheit vertreten, als Lügner angeprangert, und gelten jene, die sich der Lüge ergeben, als die Wahrhaftigen. Wie skrupellos ist man hier in unserer totalen Medienwelt! Aber heute auch in der Kirche,

auch in der Kirchenpresse. Nicht selten wird da die Lüge mit entwaffnender Selbstverständlichkeit als Wahrheit ausgegeben.

Ein besonderer Bereich der Unwahrhaftigkeit ist die Schmeichelei. Man lobt jemanden für etwas, das durchaus nicht lobenswert ist, um sich dadurch Freunde zu machen oder um die Gunst eines anderen zu erhalten.

Dem Reich der Lüge ist das Reich des Todes zugeordnet, wie dem Reich der Wahrheit das Reich des Lebens zugeordnet ist. Immer ist die Lüge zerstörerisch, wie andererseits die Wahrheit immer aufbauend ist. Die Lüge verbindet sich mit dem Hass, wie die Wahrheit sich mit der Liebe verbindet. Daher führt die Lüge letztlich immer zum Tod, wie umgekehrt die Wahrheit letztlich immer zum Leben führt. Die Lüge und der Tod gehören zusammen, wie andererseits die Wahrheit und das Leben zusammengehören.
Die Bilanz des Nationalsozialismus und des 2. Weltkriegs sind an die 100 Millionen Tote. Nicht geringer ist die Zahl der Toten, die aus dem Experiment des Kommunismus hervorgegangen sind. Beide Systeme waren auf dem Fundament der Lüge aufgebaut. Die Wahrheit und das Leben gehören zusammen, wie die Lüge und der Tod zusammengehören. Christus nennt in einer Auseinandersetzung mit den Pharisäern den „Vater der Lüge“, also den Teufel, den „Menschenmörder von Anbeginn“ (Joh 8, 44).

Die Lüge bringt den Tod, wie die Wahrheit das Leben bringt. Das gilt in vielfacher Hinsicht. Wer den falschen Weg einschlägt, kommt nicht zum Ziel. Wer auf falsche Freunde oder auf die falschen Propheten hört, ihn führt die Lüge in den Tod, in den ewigen Tod, zuweilen aber auch in den zeitlichen. Immer führen die falschen Propheten die Menschen in den ewigen Tod, es sei denn, sie wissen nicht darum, denn fern von Christus, der

die Wahrheit und das Leben ist, gibt es nur die Freundschaft mit seinem Gegenspieler. Die aber ist letzten Endes immer tödlich.

Jede Sünde, alles Böse, hat es mit der Lüge zu tun. Entweder belügen wir uns in der Sünde selber oder wir werden in ihr durch andere verführt und belogen, letzten Endes ist es jedoch immer der Vater der Lüge, der uns da belügt. Unser natürliches Streben ist demgegenüber auf die Wahrheit hin ausgerichtet und auf das Leben. Allein, es ist die Sünde, die uns verblendet.

Die Wahrheit und das Leben gehören zusammen. Die Wahrheit führt uns zum Leben wie die Lüge uns zum Tod führt. Darum ist das Reich Gottes, das Christus verkündet und das er uns in seiner Person gebracht hat, ein Reich der Wahrheit und des Lebens. Darum ist die Lüge nicht nur mit dem ewigen Tod verschwistert, sondern auch mit dem zeitlichen, baut sie nicht auf, sondern reißt sie nieder. Wir dürfen die Augen nicht verschließen vor den verheerenden Folgen, welche die Lüge auch für unsere irdische Zukunft hat. Papst Pius XII. stellte bereits im Jahre 1952 (am 10. Februar) in einer Rede fest: „Die Welt eilt heute ihrem Untergang entgegen ... Eine ganze Welt muss von Grund auf erneuert werden“. Das gilt heute mehr noch als damals. Hier ist vor allem an die armen jungen Menschen zu denken, die heute systematisch betrogen werden, wenn man sie von frühester Kindheit an gemäß der Ideologie des Neuen Zeitalters einer entfesselten Sexualität überantwortet. Die Kirche ist dazu berufen und mit ihr ist ein jeder von uns dazu berufen, das Reich der Lüge und des Todes zu entlarven und es als solches zu kennzeichnen und das Reich der Wahrheit und des Lebens zu bezeugen und sich einzusetzen für dieses Reich. Amen.

DOKUMENTATION DER PREDIGTEN DES LESEJAHRES C 2012 – 2013

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 2. Dezember 2012
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 9. Dezember 2012
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 16. Dezember 2012
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 23. Dezember 2012
Hochfest der Geburt des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2012
Fest des heiligen Stephanus	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2012
Fest der heiligen Familie	Freiburg, St. Martin, am 30. Dezember 2012
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 1. Januar 2013
Hochfest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 6. Januar 2013
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 13. Januar 2013
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. Januar 2013
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Januar 2013
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 3. Februar 2013
5. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. Februar 2013
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 17. Februar 2013
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 24. Februar 2013
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 3. März 2013
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 10. März 2013
5. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 17. März 2013
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	Freiburg, St. Martin, am 24. März 2013
Hochheiliges Osterfest	Freiburg, St. Martin, am 31. März 2013
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 1. April 2013
Weißer Sonntag	Freiburg, St. Martin, am 7. April 2013
3. Ostersonntag	Freiburg, St. Martin, am 14. April 2013
4. Ostersonntag	Freiburg, St. Martin, am 21. April 2013
5. Ostersonntag	Freiburg, Kapelle der Albertus-Burse 28. April 2013
6. Ostersonntag	Freiburg, St. Martin, am 5. Mai 2013
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 9. Mai 2013
7. Ostersonntag	Freiburg, St. Martin, am 12. Mai 2013
Hochheiliges Pfingstfest	Freiburg, St. Martin, am 19. Mai 2013
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 20. Mai 2013
Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 6. Juni 2004
Fronleichnamsfest	Freiburg, St. Martin, am 30. Mai 2013
9. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 2. Juni 2013
10. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 9. Juni 2013
11. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. Juni 2013
12. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 23. Juni 2013
13. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 30. Juni 2013
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 7. Juli 2013
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. Juli 2013
16. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 21. Juli 2013
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 28. Juli 2013
18. Sonntag im Jahreskreis	München, Schloss Fürstenried, am 4. August 2013
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 11. August 2013
20. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 18. August 2013
21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. August 2013
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 1. September 2013
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 8. September 2013
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 15. September 2013

25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 22. September 2013
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 29. September 2013
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 6. Oktober 2013
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13.Oktober 2013
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. Oktober 2013
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Oktober 2013
Allerheiligenfest	Freiburg, St. Martin, am 1. November 2013
Allerseelentag	Freiburg, St. Martin, am 2. November 2013
31. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 3. November 2013
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. November 2013
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 17. November 2013
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest)	Freiburg, St. Martin, am 24. November 2013